Paed. Pr.
115.

Pred. Pr.
115
Ambach

Stahl. Hellrigel gedr. München. Wolf.

Verlag v. Lampart & Comp. in Augsburg.

Das

Augsburg, 1846.

Verlag von Lampart & Comp.

532.B.

Verlag v. Lampart & Comp. in Augsburg.

Das
Traumbild der Mutter,
oder
Eine Stunde zu Notre Dame.

Ein Familiengemälde unserer Zeit,

der reifern Jugend gewidmet

von

dem Verfasser der „Kinder der Wittwe."

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1846.

Verlag von Lampart & Comp.

532.85.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ein ungebändigtes Pferd wird unlenksam, und ein sich selbst überlassener Sohn wird zahmlos. Verzärtle deinen Sohn, so mußt Du Dich vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird er Dich betrüben. Lache nicht mit ihm, damit Du nicht (später) Trauer anlegen müssest. (Sirach 30, 8—10.)

Die Dauer einer Sache erhöht in der Regel ihren Werth. So lobt man bewundernd den Baumeister, der ein Gebäude aufgeführt, das Jahrhunderte lang den Stürmen der Zeit widerstanden. Nur auf einem guten Grunde aufgeführt, kann aber solch ein Werk der Baukunst noch immer kräftig in spätere Jahrhunderte hinüberragen, wo dann erst die Dauer seinen Werth bestimmt, und es ehrwürdig macht. Doch weit erhaben über solche Riesenwerke, vor denen Generationen entstehen, und wie Flugsand im Winde wieder verwehen, während sie immer noch mit der alten Kraft ernst auf die Geschlechter nieder blicken, ist der Mensch in seinem Werthe. Er hat nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes allein das Vermögen, während Berge, Felsen, Meere und Planeten sich auflösend übereinander stürzen, — zu sein. Deßhalb bewies auch stets der Schöpfer dem Menschen eine wunderbare Achtung; deßhalb verkündete er von Sinai's Wolken umhüllten Höhen, unter Sturm und Donner, so daß die ganze Natur erbebte, seine Gebote. Darum ließ er auf Golgatha seines Sohnes Auge brechen; denn die Dauer der Seele gibt dem Menschen das Gewicht. Sie gibt ihm das glorreiche und zugleich entsetzensvolle Vermögen: ewig höchst selig oder verworfen zu sein. Das veranlaßte den Schöpfer des Weltalls, seinen eingebornen Sohn für das Heil der Menschheit, in den Tod gehen zu lassen; deßhalb nahm er, als Jesus Christus von Todesangst befallen, auf dem Oelberge zu ihm be-

tete, den Kelch des Leidens nicht von ihm; deßhalb richtet dieser gütige Gott beständig seine Blicke auf den Werth der Seelen und deßhalb sind über den Sternen schon von Ewigkeit her, hohe Rathschlüsse über die Schicksale des Menschen gepflogen worden.

So betrachtet ist die Welt daher eine kurze Vorbereitung zu ewigem Heile oder zu unendlicher Pein. Möchten das Eltern, Lehrer und Erzieher wohl beherzigen, und gleich dem Baumeister, einen guten Grund in die zarten Herzen, der ihnen anvertrauten Jugend leg n; denn über allen Wissenschaften, welche die irdische Wohlfahrt fördern, steht die Tugend und ein Gott geweihter, reiner Sinn. Man pflanze daher schon frühzeitig in das Gemüth des Kindes, Gottesfurcht und Scheu vor dem Laster. Man halte es beständig in vernünftiger ernster Zucht; denn es ist besser, daß das Kind von den Eltern zurechtgewiesen, zu seinem Heile weint, als wenn es später, herangewachsen, über sich und die Eltern, in Unglück und Jammer Thränen vergießt. Wer sein Kind liebt, hält es beständig in Zucht; denn wie ein ungebändigtes Pferd unlenksam wird, so wird ein sich selbst überlassener Sohn zaumlos, und die Eltern, die ihn verzärtelt, fürchten sich vor ihm. Der Verzogene wird sie betrüben, und wie sie früher mit ihm gelacht und gescherzt, so werden sie später seinethalben Trauer anlegen müssen.

Diese Wahrheiten stehen in der heiligen Schrift mit unauslöschlichen Zügen geschrieben, und ein prüfender Blick auf die Geschichte der Zeiten, bestätiget ihre Worte. Wie schön ist es für Eltern, wenn sie, bricht der Abend ihres Lebens an, sich vergnügt sagen können: Unsere Kinder sind brav und gottesfürchtig. Es hat Keines je einen schlechten Streich gethan." Solch ein Zeugniß stellt Den, dem man es gibt, höher als Rang und Adelsbrief, und ehret die Eltern, die so in den Herzen ihrer Kinder hohen Seelenwerth gepflanzet, mehr als jene, die ihnen Reichthum nnd Schätze zurück lassen. Der höchste aller Schätze ist ja doch nur — der Werth der Seele!!! Nach Prunk und Gold, nach Wohlgestalt des Leibes, wie nach Rang und Würden, die der Mensch hier eingenommen, wird jenseits nicht gefragt, sondern nur nach seiner Seele, und nach ihrem Werthe. Dieser Werth führt sie von den trüben Stürmen der Erde zur heiteren, ewigen Ruhe, führt sie

von dem winzig kleinen Erdballe zu der unabsehbaren Ewigkeit — in Gottes heilige Nähe. Dieses glorreichen Endzweckes willen unterbrach der Schöpfer seinen langen Sabath, und schuf die Welt, zu deren Wächter er Engel bestellte, und gab dem Menschen eine vernünftige Natur und das Vermögen, sich so glücklich oder elend zu machen, als er wolle; denn ohne diese Macht wäre ja der Mensch nichts als ein willenloses Werkzeug, das weder Lob noch Tadel verdient. Auf diese Weise ist er aber der Urheber seines ewigen Schicksales. Der Himmel will seine Wohlfahrt; doch er läßt auch sein Verderben zu. Er ladet ihn zärtlich ein, aber er zwingt ihn nicht. So hat denn auch der Mensch das schreckliche Vermögen, sich zu verdammen, nicht aber das, sich zu vernichten. Bedächten das jene Unglücklichen die über dem finstern Gedanken des Selbstmordes brüten, so würden sie entsetzt ob solcher Denkweise zusammen schaudern, und durch standhaftes edles Ausharren im Unglücke, den Werth ihrer Seelen zu erhöhen suchen.

Der Mensch, in welchem sich echtes Christenthum und tieferes Denken vereinen, wird nie zu der verworfenen Tiefe des Lasters niedersinken. Deßhalb tritt die Nothwendigkeit immer lebendiger hervor, daß schon von dem zartesten Alter an, alle mögliche Sorgfalt der Erziehung der Jugend gewiedmet, und der segenbringende Saame der Religion in das Erdreich einer zu richtigem Denken fähig gemachten und vorbereiteten Vernunft gelegt werde.

Wer sie, — die heilige Religion — rein und echt im Busen bewahret, steht wie der Held in der Schlacht, den die Tapferkeit und das gute Schwert und der treue Schild schützen, von hehrer, heiliger Kraft gewappnet da. Alle Pfeile der Versuchung brechen sich machtlos an seiner heiligen Rüstung, und in dürftigem Bettlergewande ist sölch ein Mensch reicher als Einer, der Paläste und Gold aber keine Tugenden besitzt. Das Vertrauen auf Gott, und der Gedanke an Unsterblichkeit, werden ihn stets aufrecht erhalten, während der Sklave seiner Leidenschaften, sich und den Seinen, Jammer, Elend, Schande und nicht selten auch den Tod bereitet.

In vorliegender Erzählung führte ich die Schicksale eines armen Heimathlosen und die eines reichen verzogenen Jünglings, den

Lesern vor Augen, in der Absicht, daß die reifere Jugend wie auch Eltern und Erzieher, denen ich gleichfalls diese Arbeit gewidmet, ersehen wollen, welche schreckliche Folgen aus einer von zartem Alter an schief gerichteten Verbildung und Verzärtlung hervorgehen. Die Schicksale des Heimathlosen aber, der in früher Jugend verwaist, verlassen und hilflos den Wanderstab ergriff, und in allen Lagen des Lebens, in frommer Demuth sein Geschick Gott anheim stellte, mögen alle Leidenden zu gleich hehrem Vertrauen beseelen, damit sie so wie er Herz und Gemüth rein erhalten, und mit jedem Jahre den Werth ihrer Seelen zu erhöhen streben. Das wünscht von Herzen

München, im Spätherbst, 1845.

Der Verfasser
Eduard von Ambach.

Erstes Kapitel.

Der Heimatlose.

Auf den Höhen des St. Gotthard, wo die Wanderer wie an einem Kreuzwege der Welt sich begegnen, wo der Rhein die Reuß der Tessino und die Rhone ihre Quellen nach Deutschland Frankreich und Italien ausgießen und die Straßen dieser Länder wie zu einem begrüßenden Knoten sich verschlingen, saß auf einem moosumrankten Steine ein schöner bleicher Knabe in abgetragenem theilweise zerfetztem Trauergewande. Die untergehende Sonne warf einen lieblichen Goldschimmer und blendende Feuerstrahlen vom fernen brennenden Abendhimmel in die riesige Felsennacht herein. Lange Reihen, grauer, schmaler, auf allen Seiten an den Rändern vergoldeter Wolken schwammen, von unzähligen sie umschwebenden Wölkchen begleitet, im bläulich weißen Äther hin. Wie ossianische Geister, theilweise in das von dem Abglanze der untergehenden Sonne feuerroth erglühende Gewölke versunken, erhoben sich die riesigen Gestalten der eisgekrönten Gletscher, die in ihren sonderbaren Formen ehrwürdigen Greisen mit langen Bärten und Hauptbaaren glichen. Von tiefem heiligem Ernste erfüllt schienen sie unbeweglich in die erhabene wunderbare Ge-

birgswelt, in diesen hehren majestätischen Tempel der Natur hinein zu blicken. Ihre Leiber, Bärte und Scheitel verflossen allmählich in dem Wolkenmeere; doch ihre wie vor Erstaunen erstarrten Gesichter schauten noch immer unverändert und unverwandt aus den Trümmern ihrer Bildungen von ihren Hochwachten über die Bergkuppen zu den dampfenden Alpenthälern nieder. Umgeben von dem feierlichen Falle der Wasser schaute der bleiche Knabe unendliche Wehmut in Blick und Miene zur Sonne hinauf, die fast ganz im Wolkenzuge versunken nur noch wie eine glühende Kohle glänzte und die letzten verglimmenden Funken ihres herrlichen Feuers zum Scheidegruße der jetzt immermehr von den Schatten der hereinbrechenden Nacht umflorten Alpenwelt zusandte. Nun verstummten auch die Glocken, die aus den benachbarten bewohnten Thälern zur Abendandacht gerufen; die letzten Fünkchen und Purpurfäden der Abendröthe verwehten, und über den in Wolken, Nebel und Dunkel gleich Gebeinresten begrabenen Gebirgen und Gletschern erhob sich in sanftem silbernem Scheine die Sichel des Neumondes.

„Wieder einmal Nacht, und wieder sitze ich obdachlos unter freiem Himmel! O Gott, nimm mich arme verlassene Waise zu dir auf." So seufzte der Knabe am Steine, nachdem er bei dem Klange der Glocken andächtig das Ave Maria gebetet. Mit trostlosem Blicke starrte er noch lange in die Ferne; dann griff er mit zitternder Hand in die Tasche und holte ein Stückchen hartes Brod hervor, das der Arme von nagendem Hunger gequält rasch aß. Nachdem er an der Strömung der Reuß, die einem weißen Gespenste ähnlich schäumend durch die Nacht hinschoß, seinen brennenden Durst gelöscht hatte, nahm er wieder den Platz auf dem Steine ein und schaute mit thränenentzündeten Au-

gen in die vom Mondscheine ungewiß erhellte Ferne. Eine sanfte Abendstille, nur zuweilen durch das Gezirpe der Grillen, oder den Ruf eines einsamen verborgenen Waldvogels unterbrochen, waltete hier; doch auch diese Laute verstummten bald und kein Athemzug eines Geschöpfes regte sich mehr nah' und ferne. Der arme Knabe allein weinte auf diesen von schauerlichen Felsenmassen umgebenen Höhen seinem Unglücke heiße Thränen; dann betete er auf die müden Knie niedersinkend für die verstorbenen Eltern laut ein Vaterunser. Es fror ihn sehr; denn hier oben wehte, während in den Thälern liebliche Kühlung den nächtlichen Wanderer erquickte, der kalte Hauch Norwegens. Seine gefalteten Hände zitterten, unaufhaltsam floßen seine Thränen, und durch den Gedanken der Hilflosigkeit drang ihm der Schmerz um seine vollendeten Lieben wie ein lange verhaltener Klageton mit unabläßiger Beharrlichkeit hindurch. Als er sein Gebet geendet, blickte er noch einmal zu der flimmernden Milchstraße hinauf, die sich wie ein Nebelgürtel am Sternenhimmel hinzog, und rief mit thränenerstickter Stimme: „Guter Vater über den Wolken, zu dem der Ruf der Unglücklichen dringt, o schütze mich in diesen sturmbewegten Zeiten; zeige mir den rechten Weg, wenn ich strauchle, und laß mich gute Menschen finden, die von meinem Unglücke gerührt mich armen Knaben in ihre Mitte aufnehmen." Gewaltsam brach jetzt der Quell seiner Thränen heftiger hervor; er schluchzte und stöhnte laut; seine Brust hob sich krampfhaft, und von Frost durchschauert kauerte er an dem Steine nieder. Das Gemurmel der Quellen und der Wellenaufruhr der mit einförmigem Getose niederschäumenden Sturzbäche lullte den todtmüden Knaben bald in tiefen Schlaf. Der Nachtwind spielte mit seinen langen dunkeln Locken; in

seligem Traume sah er die theuern Eltern wieder, die ihn in die Arme schlossen und unter zärtlichen Küssen Worte der Liebe zu ihm sprachen. Während er so träumte, trollte ein Wolf knurrend über die St. Gotthardsstraße; doch der Schutzgeist des Obdachlosen, der stets den Frommen zur Seite schwebt, deckte ihn gegen das Raubthier mit den schützenden Schwingen.

Der unglückliche kleine Wanderer, den das Schicksal im zarten Frühlinge des Lebens so rauh angefaßt, war kein geborenes Bettlerkind. Um so schwerer ward es ihm an den Thüren der Menschen anzupochen und um eine milde Gabe zu flehen. Sein Vater war früher französischer Offizier und ein treuer Anhänger Ludwigs XVI., jenes frommen wohlwollenden Fürsten, der leider zu wenig Kraft besaß die verjährten Übel auszurotten. Zur unauslöschlichen Schande Frankreichs verblutete dieser edle Monarch von seinem entarteten Volke gerichtet unter dem entehrenden Messer des Fallbeiles. Jeder Rechtlichdenkende war über diesen Königsmord empört; so auch Karl Merville, der Vater des verwaisten Knaben, der jetzt in tiefer Nacht auf der finstern St. Gotthardsstraße am harten Steine schlief. Obgleich ein geborenes Pariserkind, schauderte Merville doch vor den Missethaten seiner Landsleute zusammen; und da die Fackel des Bürgerkrieges immer verderblicher aufflackerte, so drängte es ihn die entsittete Hauptstadt möglichst bald zu verlassen. Zitternd schmiegten sich in jener Schreckenszeit 26 Millionen Menschen unter die Zwangsregierung der Jakobiner. Die Auswürflinge Marrat, Brisot, Danton und Robespierre, die in ihrer Gottverlassenheit alle menschlichen und heiligen Gefühle in den Staub traten, faßten die Zügel, an welchen das so tief gesunkene Volk von Geheimnißkrämerei verblendet, gegängelt ward, im-

mer zwängender. Von dem Blute der Edelsten rauchten die verhängnißvollen Gerüste, und das Gespenst des Verderbens schwebte durch das Ganze bang aufseufzende Land, wo man aufgehört hatte an Gott zu glauben. Die von frechen Händen geplünderten Altäre starrten wie trauernd durch die entweihten Kirchen. Das Antlitz der Gnade schien sich durch so brandmarkende Frevel erzürnt von Paris und seinen Bewohnern, die sich durch eine Todtenfarbe, durch Mißgestalten, durch Narben der Krankheiten, welche das erbliche Verderbniß der Säfte hervorbringt, verabscheuungswürdig auszeichneten, abgewendet zu haben. Die Braven, die von einem harten Geschicke bestimmt waren in der gottverlaßenen Stadt auszuhalten, was mußten diese fühlen, wenn ihnen unter diesen Bedrückungen und Leiden die Kraft gebrach, sich zu jener Zukunft zu erheben, wo ein höheres Walten einst Jedem sein Maaß von Pein und Glückseligkeit zutheilen wird? Was mußten sie fühlen, wenn sie in ihrem eingeschüchterten Wesen für so viel menschliches Elend nirgends eine Entschädigung erblickten und so viele Gräber über so vielen widerrechtlich Gemordeten sich schließen sahen? Wie unglücklich mußten sie bei den gefühlvollsten besten Herzen sein? In welcher traurigen Gestalt mußte ihnen die Welt erscheinen?

Merville war nicht unter ihnen; er erweckte in diesen Schreckenstagen, wo Tausende verzagten, seinen sterbenden Muth. Fort drängte es ihn aus den schmutzigen Straßen von Paris, in denen verwilderte gespenstische Banden mit blutdürstigen Blicken unter grausem Gebrülle nach Opfern suchten. Von dem Dunkel der Nacht begünstigt floh er gegen das Ende des ewig denkwürdigen Jahres 1793 aus Frankreich nach der Schweiz. Ein schützendes Walten war

mit ihm, und nach mancher drohenden Gefahr langte er endlich mit seiner damals noch jungen Gattin im Kantone Schwyz, auf diesem für jeden Helvetier heiligen Boden, an. Von hier gieng zuerst die Freiheit der Eidgenossen aus, daher auch diesem Kantone mit Recht die Ehre gebührt allen Kantonen den Gesammtnamen zu geben. Hier zeigte sich noch trotz der Aufregung, die auch in der Schweiz in den Gemüthern wühlte, das Hirtenleben in seiner ursprünglichen Gestalt; denn Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung und der Hauptnahrungszweig des aufgeweckten seine Nachbaren an Thätigkeit überragenden Schwyzers. Schwyz besaß, als es die Freiheit errang, nur die Hälfte seines jetzigen Gebietes. Art und Küßnacht erhielt es erst im fünfzehnten Jahrhunderte durch Kauf, als Geschenk für geleistete Hilfe die obere March von Appenzell, aus dem Erbe Graf Friederichs von Toggenburg die untere March, die sogenannten Höfe am Zürcher-See durch Eroberung, und später noch das Thal Einsiedeln. Dahin, nach der Benediktiner-Abtei Einsiedeln, dem Loretto der Schweiz, zu welcher über den Haggen und durch das Alpthal ein rauher Fußpfad führt, wallfahrtete gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft Merville mit seiner frommen Gattin. Bei dem wunderthätigen Marienbilde, zu dem nicht allein aus der Schweiz, sondern auch aus Deutschland und Frankreich jährlich viele Tausende von Gläubigen hinwallen, knieten die Gatten lange, und dankten für die in damaliger Zeit gefährliche glücklich bestandene Reise dem Himmel. Wie allen Wallfahrern so wurden auch ihnen in der Einsiedlerkirche die Herzen von der Allgewalt des Gebetes leichter.

Schon im Jahre 832 hatte Meinrat, Graf von Hohenzollern, in dem finstern Walde, wo jetzt das Kloster steht, eine

Klause errichtet. Nach seinem Tode siedelten sich dort mehrere Adeliche an und begannen ein Kloster zu bauen, dem Kaiser Otto 946 die ganze weite Wildniß der Umgegend schenkte und welchem die Fürstin Hildegard, Äbtissin des Frauenmünsters in Zürich, das wunderthätige Marienbild verehrte. Kaiser Rudolf von Habsburg erhob 1274 den Abt von Einsiedeln zum Reichsfürsten. Durch Geschenke von Fürsten und Reichsedlen gewann das Kloster bald so viele Güter und Gehöfte, daß die Schatzkammer der Mutter Gottes unermeßliche Reichthümer enthielt, welche von den Franzosen 1798 geplündert wurden. Diß Klostergebäude, das seit der Stiftung zum fünftenmale erneuert ward, erhebt sich ganz frei auf einer romantischen Anhöhe in dem Thale der Alp, wo wegen seiner hohen Lage über der Meeresfläche so rauhe Lüfte wehen, daß dort keine Obstbäume gedeihen und sich die sonst nur in Lapplands Winterwüsten einheimischen Pflanzen hier finden. Mancher, der mit der Welt zerfallen in gläubigem Vertrauen in dieses Thal pilgerte, fand die lange entbehrte Ruhe wieder, und die Zahl der diesem heiligen Orte Zuströmenden beläuft sich manches Jahr bis zu Zwanzigtausend.

Seit langer Zeit wieder einmal heiter kehrten Merville und seine Gattin von diesem friedlich stillen Wallfahrtsorte nach Schwyz zurück, wo sie sich von dem mäßigen Vermögen, das ihnen die Stürme jener bösen Zeiten gelassen, ansiedelten, entschlossen, so lange in der lieblichen Alpenwelt zu verweilen, bis die gütige Hand Gottes den Blutschleier, der dicht über Paris hieng, zerreißen und die Sonne des Friedens rettend wieder heraufdämmern würde. Nach sieben Jahren, welche die Gatten in stillem häuslichem Glücke unbekümmert um die sich immer finsterer gestaltenden Zeiten dort verlebten, segnete sie der Himmel mit einem

wunderholden Knaben, der in der heiligen Taufe den Namen Karl August erhielt, und bald in seiner blühend kräftigen Körperentwicklung der guten Eltern Freude wurde. Wie ein junges Blümchen wuchs er schlank und rasch empor, und gleich dem Gärtner, der besorgt für ein junges Stämmchen es pflegt und die Nebenschüsse der Zweige, um es vor Schiefwuchs zu bewahren, abschneidet, so belauschten auch die christlichen Eltern jede auch noch so leise Regung in dem zarten Herzen des geliebten Kindes, um die Mängel und Leidenschaften, die sich oft schon in dem zartesten Alter in die empfänglichen Gemüther stehlen, zweckmäßig ablenken zu können.

Biegsam, gleich einem jungen Stämmchen, gleich einer frischen saftigen Pflanze ist das Kind, und wie das Bäumchen ohne Pflege, ohne Stütze, die es, wenn Stürme wehen, fest und aufrecht hält, in häßliche Schiefwüchse ausartet, so wird auch das Kind, das ohne Warner, ohne Lenker nie durch sich selbst im Getriebe des Lebens den rechten Weg finden kann, den Mängeln und Leidenschaften, im Gemüthe verkrüppelt, zum Raube. Von diesen Wahrheiten durchdrungen wandten die klugen Eltern alle Sorgfalt ihrem Lieblinge zu, den sie zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft und der christlichen Gemeinde heranbilden wollten, damit sie einmal am großen Tage des Weltgerichtes ohne zu erröthen über die Erziehung ihres Kindes Rechenschaft ablegen könnten. Möchten doch alle Eltern, alle Erzieher so denken. Denn kein menschliches Wesen geht aus dem Schoße der Natur mit verdorbenem Gemüthe hervor, wohl aber mit einem leisen Hange zum Guten und Bösen. Als ein vom Himmel anvertrautes Kleinod legt die segnende Vorsehung den schwachen Säugling an die Brust der Mutter, und von diesem Augenblicke an

ist es ihre und des Vaters erste heilige Pflicht für das Gedeihen des der Entwicklung entgegen keimenden Wesens, wie für dessen Veredlung, was Gemüth und Seele betrifft, gewissenhaft Sorge zu tragen. Wie das klarste, reinste Tonzeug durch die unregelmäßigen Griffe eines Stümpers bald häßliche Töne von sich gibt, so verstimmt klingen oft die Gefühlssaiten manches Jünglinges und mancher Jungfrau, wenn man sie im tiefen Gemüthe anschlägt. Wie schmerzlich mag es für den edlen Prüfer sein, wenn Herz und Seele so verstimmte Klänge geben? Welch ein Vorwurf wird da die fahrläßigen Eltern treffen! Davor wollten Merville und seine Gattin sich wahren, und vereint wetteiferten sie dem Herzen und Gemüthe ihres lieben Karls die reinen Silberklänge edler Tugenden einzuhauchen. Rein sollte seine Seele bleiben, rein er einst von ihrem Herde in die Welt treten. Bei solch edlem Zusammenwirken konnte es nicht fehlen, daß die braven Eltern schon frühe durch des Knaben reine Gemüthsklänge erfreut wurden. Er war wahrhaft, liebte Gott und die Eltern, trug inniges Mitleiden gegen jeden Dürftigen in dem kleinen veredelten Herzen, und die Kirche, die kräftig grünen Alpen und das väterliche Häuschen umfaßten seine Welt — alle seine Wünsche. Die aufgehende Sonne, das Gebetläuten beim Abendrothe, der Sang der Hirten von den Höhen, der feierliche Fall der Sturzbäche in der Alpenstille, das — Grüßgott — eines Wanderers, wie das — Gottvergelt es — eines Bettlers, stimmten ihn weich und er mußte beten. So wuchs er unter dem Hirtenvolke in seiner geliebten Bergwelt heran mit Wißbegierde, mit wahrem Drange Alles ergreifend, was seinen Geist irgend fördernd bildete; und wie an schönen Formen sein Leib, so nahm auch seine Seele mit jeder Woche an Tugenden zu. Er war die

Freude, die Hoffnung und der Stolz seiner Eltern, und Alle, die ihn kannten, waren dem schönen Knaben, der so heiter, so lebensfroh mit den großen dunkeln Augen in die Welt hinein blickte, von Herzen gut.

So verfloßen dieser stillen frommen Familie viele Jahre. Da zog plötzlich an dem lächelnden Himmel ihres bis dahin ungetrübten häuslichen Glückes ein finster drohendes Gewitter auf. Ihr Vermögen, das durch die häufigen Einquartierungen sehr geschmolzen war, neigte sich nämlich zu Ende, und das kleine Anwesen, das sie inne hatten, bot ihnen, da nun nichts mehr zugesetzt werden konnte, nur ein ärmliches Auskommen und eine trübe Zukunft. Merville, der immer auf rückständige Gelder aus der Heimat gehofft, sah sich jetzt plötzlich, da alle seine Mahnungen erfolglos blieben, von ernsten Sorgen umlagert. Bei den pariser Gerichten wegen seiner heimlichen Flucht verdächtig konnte er auf keinen Beistand rechnen, und mit schwerem Herzen sann er nun, wie dem Übelstande abzuhelfen sei. Bald gelang es seinen Bemühungen aus wohlhabenden Familien einige junge Leute in Unterricht zu bekommen, denen er als gebildeter Franzose die wohlklingende Sprache seines Landes lehrte. So war nun vorläufig den dringendsten Sorgen gesteuert; doch ein geheimes Leiden, das immer merklicher durch die von Woche zu Woche bleicher werdenden Wangen seiner Gattin schimmerte, belastete mit neuem Kummer seine Brust. Ein erfahrener Arzt, den man nun zu Rathe zog, fand den Zustand der Kranken, durch deren Leib bereits das rasch verzehrende Gift der Schwindsucht schlich, sehr bedenklich. Offen gestand er seine Befürchtung dem besorgten Gatten, der ihn mit thränenden Augen beschwur all' seine Kunst aufzubieten um die dem Verlöschen entgegen flackernde Lebensflamme der guten Mutter

kräftig wieder anzufachen. Gerührt versprach es der Arzt, und Merville, dem Alles daran lag das geliebte Weib zu retten, nahm, da sein Verdienst als Sprachlehrer zur Bestreitung der immer mehr sich steigernden Bedürfnisse nicht hinreichte, eine Summe Geldes nach der andern auf, so daß sein kleines Anwesen bald ganz und gar verschuldet und an niedere Geldwucherer, die es leider in allen Ländern gibt, verpfändet war. So unendlich schwer ihm das Alles fiel, so würde er doch jede Kränkung, jede ungewohnte Entbehrung willig ertragen haben, wenn nur die leiseste Röthe auf den Wangen der Leidendeu die wiederkehrende Gesundheit verkündet hätte. Doch da kamen Hilfe Kunst und Pflege zu spät; sichtlich welkte die schöne Frau einem frühen Grabe entgegen, und der sonst so heitere Karl, der damals vierzehn Lebensjahre zählte, nahm allmählich ein düsteres in geheime Trauer gehülltes Wesen an. Er war zu klug, als daß ihm der Schmerz des Vaters, den dieser vor ihm zu verbergen suchte, entgehen konnte; und so oft er, wenn es die Kranke nicht bemerkte, einen flüchtigen Blick auf ihr abgezehrtes todtenbleiches Antlitz warf, zerriß ihm ein namenloser Schmerz seine für die gute Mutter mit heißer Liebe erfüllte Brust. Trauernd suchte er dann stets sein stilles verschwiegenes Kämmerchen, wo vor einem Kreuze still seine Thränen floßen. Oft belauschte ihn dort der Vater, der selbst seit einiger Zeit durch fortgesetzte Sorgen und Nachtwachen erschöpft die Entwickelung eines schmerzlichen Übels in der Brust fühlte. „Armer armer Knabe, was soll aus dir werden, wenn auch ich bald von der Welt scheiden muß!“ So sprach er oft leise zu sich, wenn er an der Kammerthüre das Gebet des Schluchzenden vernahm, der um die Genesung der immer schwächer werdenden Mutter flehte. Tiefe stumme Trauer in der Brust kehrte

er dann stets wieder zu der Kranken zurück, die selbst gar wohl fühlte, daß der Tod nicht ferne sei, weßhalb sie auch als fromme Christin ihre Rechnung mit der eiteln Welt abschloß und Seele und Gemüth ganz dem Himmel zuwandte.

In einer recht trüben Nacht, die einem stürmischen Tage gefolgt, weckte einmal der ängstliche Ruf des Vaters den guten Karl aus tiefem Schlafe. Rasch kleidete sich der Knabe an; eilte von trüben Ahndungen durchbebt beflügelten Schrittes die schmale Treppe hinab und trat leise unter bangem Herzklopfen in die Wohnstube des Erdgeschoßes ein, wo die Kranke lag, die Tages zuvor fromm ergeben in ihr Geschick die heiligen Sterbsakramente empfangen hatte. In mächtiger Aufregung stand der Vater am Schmerzenslager der Schwerathmenden, die mit gefalteten Händen, mit glanzlos vor sich hin starrenden Augen ohne Bewegung jetzt schon wie eine Todte dalag.

„Karl, armes Kind, knie nieder, bete; deine gute Mutter liegt im Sterben!“ rief Merville mit zitternder Stimme, die seinen blutenden Schmerz verrieth, dem eintretenden Sohne zu. Laut jammernd stürzte dieser an dem Krankenbette auf die Knie nieder und rief aus schmerzzerrißener Seele: „Mutter! o, meine liebe gute Mutter, stirb nicht! O bleib bei deinem armen Karl!“ Da traten noch einmal der Sterbenden heiße Thränen in die schon halbgebrochenen Augen, und mit Mühe die abgezehrten welken Hände auf den lockigen Scheitel des weinenden Lieblings legend sprach sie mit schwacher zitternder Stimme: „Liebes armes Kind, empfange den Segen deiner sterbenden Mutter. Gott erhalte dir Herz und Seele rein. Lerne fleißig; denn Arbeiten des Geistes und der Hände sind die Ketten, an welchen Wohlsein und Unterhalt hängt.

Folge dem Vater, betrübe nie seine Seele und denke bei Allem, was du thust, Gott sei dir nahe um deine Handlungen und Gedanken im Buche der Vergeltung aufzuzeichnen. — Merville, guter Mann," wandte sie sich nach kurzem Schweigen zu diesem, der mit gesenktem Haupte, mit trostlosem Blicke neben dem knieenden Knaben stand, „laß dich von dem Schmerze nicht so beugen; denke, daß wir uns ja drüben wieder sehen."

„Ich hoffe es, Charlotte!" rief Merville, der nicht mehr an sich halten konnte, „daß wir uns bald, für unsern armen Karl nur zu bald, wieder sehen werden."

„O, mein Gott!" seufzte die immer Schwächerwerdende, die ihren Gatten gar wohl verstanden; und der Gedanke, ihr armer Knabe könnte bald ganz verlassen unter fremden Menschen stehen, fiel ihr unendlich schwer auf die röchelnde Brust. So nahte der Augenblick immer mehr heran, wo sie in Gott ihre Ruhe und im Leben der Engel Ehre und Würde für so manchen Erdenkummer finden sollte. Nach leiser Ruhe schlug sie noch einmal die Augen auf. Ein schmerzlicher Abschiedsblick traf die an ihrem Bette Weinenden, und in einem tiefen Athemzuge wie nach mühevoll überstandener Arbeit entschwebte ihre Seele der sterbenden irdischen Hülle. Den fast ohnmächtigen Knaben in die Arme schließend stand Merville still und düster wie eine Trauerweide, die ihre Zweige zur Erde senket, da. In seinem Herzen wogte und brauste ein unendlicher Schmerz, der wie ein reißender Strom immer mächtiger heranwuchs und ihm die Brust zu sprengen drohte. Weinen wollte er; doch er konnte, er durfte es nicht, um den Schmerz des in seinen Armen wie sterbend zusammenzuckenden Knaben nicht noch zu erhöhen, und die unterdrückten Thränen brannten wie siedendes Öl in seiner verzagenden Seele.

Im Leichenhemde, den Todtenkranz im Haare, in den Händen ein kleines Kreuz, auf das sie im letzten schweren Kampfe oft die farblosen Lippen gedrückt, lag die Vollendete bald sanft geschmückt in dem mit Firniß übertünchten Schreine. Zwei Tage darauf folgte der laut klagende Karl seinem bleichen Vater, der ohne Thränen, ohne Klagen in fieberhaftem Beben hinter dem Sarge hergieng, zum Gottesacker, wo man die in Christus dem Herrn Verschiedene dem stillen Frieden der geweihten Erde übergab.

Es war am 31sten Tage des Märzes im Jahre 1814, als der Priester über ihrem Sarge das „Sie ruhe in Frieden" sprach. An diesem Tage zogen die verbündeten Sieger nach dem letzten Widerstande bei Belleville und Montmatre in Paris ein. Der ruhmsüchtige Napoleon, der am zweiten des Dezembers 1804 unter denselben Gebräuchen, wie einst Karl der Große, sich feierlich zum Kaiser der Franzosen salben und krönen ließ, der im Jahre darauf die alte eiserne Krone der Lombarden sich selbst auf's Haupt setzte, dieser nimmersatte Eroberer floh nun vom Schicksale gebeugt. Als er erfuhr, Paris sei übergegangen, überließ er sich dem ganzen Zorne seiner korsischen Natur. Er versprach den Soldaten eine zweitägige Plünderung der treulosen Hauptstadt, wenn sie ihm dahin folgen wollten; doch seine Marschälle, sogar sein Held Ney fielen von ihm ab, und er sah sich gezwungen zu Fontainebleau die französische Kaiserkrone niederzulegen. Auf Elba hatte er nun Zeit über den ungeheuern Kometen nachzudenken, der 1811 den ganzen heißen Sommer über drohend am Himmel gestanden den geknechteten Völkern einen großen Wechsel der Dinge verkündete. Der todtgeglaubte deutsche Löwe, dem Alles beflissen war Tritte zu geben, hatte mit alter Kraft wieder die Mähne geschüttelt; und als man zu Paris den Frieden

schloß, sagte Blücher, der deutsche Held, der sich nicht in diese Angelegenheiten mischte, zu den Diplomaten: „Ich habe meine Arbeit gethan; nun macht ihr die eure! Ihr habt es vor Gott und der Welt zu verantworten, wenn unsere Arbeit umsonst gethan ist und noch einmal gethan werden muß."

An dieser glücklichen Wendung der Geschicke nahmen alle Länder Europa's Theil. Nur Merville, den, seit er der Leiche seiner Gattin nach dem Friedhofe gefolgt, ein Zehrfieber und eine tiefe Schwermuth nicht mehr verließen, kümmerte sich gar wenig um das politische Treiben der Welt. Finster starrte er immer vor sich nieder, und so oft er seinen Knaben erblickte, der mit gesenktem Haupte trauernd umher schlich, jeden Gegenstand, den die Mutter in Händen gehabt, mit stillen Thränen benetzend, floß das Mitleiden mit kaltem Grauen durch seine Brust. Er dachte sich den Knaben als Doppelwaise, hilflos, verlassen, ohne Vermögen und Verwandte, in diesen aufgeregten Zeiten allein, und bat täglich Gott den Allmächtigen ihn nur um des armen Knaben Willen wieder gesunden zu lassen; doch die Räder der Natur sind vor unsern Augen so verborgen wie die Absichten Gottes mit uns. Wir sehen den Gang Gottes nicht, doch hinter ihm glänzt sein hoher Pfad wie die Bahn des Schiffes im erglühenden Meere. Merville flehte umsonst; und als die Blätter von den Bäumen fielen, so fühlte er an dem immer leiseren Schlage seiner Pulse, daß auch er bald hin zum Grabe welken werde. In der äußersten Dürftigkeit entschwand ihm der Winter, und als im Märze des Jahres 1815 Napoleon sein sorglos bewachtes Eiland verließ, ohne Schwertstreich in Paris einzog, und nun auch die Schweizer mit großem Eifer gegen Frankreich sich waffneten, lag Merville als aufgegebener

Mann auf dem Siechbette. Trostlos blickte der bekümmerte Vater auf seinen lieben Knaben, der vielleicht in den nächsten Wochen schon an ihm die letzte Stütze verlieren sollte. „Was wird in diesen Zeiten aus der Doppelwaise werden?" so fragte der Kranke trostlos sich selbst. Doch die Lösung dieser Frage lag hinter der Wolkendecke verborgen. Rasch nahm mit dem Erwachen des Frühlinges, der das Giftige wie das Gesunde zeitigt, sein Fieber überhand; es wich nun keinem Mittel mehr, und der Wonnemonat, in welchem jedes Geschöpf heitere Lebenslust durchströmet, brachte über den armen Karl tiefe schwermuthsvolle Trauer. An einem heißen Nachmittage, wo der Kranke, der lange labende Ruhe entbehrt, in einen dem Scheine nach erquickenden Schlummer versank, schlief auch der Knabe, der ihm aus der Bibel vorgelesen, durch Nachtwachen erschöpft auf einem Stuhle neben des Vaters Bette ein. Als er erwachte, gieng eben die Sonne unter. Die Abendröthe vergoldete die Fensterscheiben. Karl eilte nach dem Arzneiglase hin, um, da statt einer — vier Stunden verstrichen waren, das Versäumte wieder einzubringen. Regungslos, mit offenen Augen wie in tiefem Nachdenken begriffen, lag Merville da, und erst als der besorgte Karl den vollen Löffel zu den bleichen Lippen des Vaters erhob, sah er, daß sein Auge gebrochen. Arzneiglas und Löffel entfielen seiner Hand, und obgleich diese Stunde nicht unvorbereitet schlug, so sank er doch wie vernichtet über den Entseelten hin.

Dem doppelt Verwaisten blieb nichts; die verpfändete Habe seines Vaters ward weggenommen, und hilflos wie ein Bettelkind verließ der Arme, als er der Eltern Gräber mit Blumen geschmückt und noch einmal in Einsiedeln vor dem Marienbilde gebetet, Schwyz, wo er als Kind

so heiter oft die Sonne begrüßt. Nach Paris, wo seine Eltern geboren, wollte er wandern, ohne zu wissen, wen er dort suchen, wer ihm hilfreich in der menschenwogenden Stadt die Hand bieten werde. Bald ging er sich die an eine so anhaltende Reise nicht gewohnten Füße wund, und brachte die Nächte bei mitleidigen Leuten in den Scheunen oder wohl gar unter freiem Himmel hin. So hatte er endlich die Höhen des St. Gotthard erreicht, wo er todtmüde, den Rücken an einen moosumrankten Stein gelehnt, einschlummerte. Schauerliche Einsamkeit umgab den Heimatlosen im abgetragenen Trauerkleide, der im Traume der Eltern theure Namen nannte, und seinem Unglücke auf einige Minuten entrückt, so selig froh, so heiter lächelte.

Zweites Kapitel.

Gottes Walten.

Wie anders war es, als er erwachte. Das heilig frohe Lächeln, das im Traume seine Lippen umschwebt', schwand, und mit heißen Thränen, wie er eingeschlummert, begrüßte er auch jetzt den Morgen wieder. Trübe blickte er über die sich kreuzenden Straßen hin. Dann sang er mit gesenktem Haupte, von Rückerinnerungen mächtig ergriffen, folgende Strophen eines alten Liedes, mit welchen ihn oft die jetzt im Grabe ruhende Mutter im zarten Kindesalter in Schlaf gelullt:

Schlummere Liebchen, bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondeslichts
Und von Wald und Bäumen nichts.

Schlummere Knäbchen, werde groß,
Sollst es seh'n auf meinem Schoos.
Sollst den Glanz des Himmels seh'n
Und aus ihm die Sonne geh'n,
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blüh'n.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

„Wohl sehe ich den Glanz des Himmels," sagte der trauernde Karl, als er so mit blutendem Herzen in trüber Weise gesungen. „Wohl sehe ich die Sonne über Thal und Alpenhöhen schimmern; auch bunter Blumenflor und manches Veilchen sproßte hier, doch meine Mutter, die mich oft an's liebewarme Herz gedrückt — sie sehe ich nicht! O, Mutter! meine Mutter!" So klagte der Verlassene, und ganz seinen schmerzlichen Gefühlen sich hingebend, sang er wieder in obiger Weise:

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind.
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

„Verändert hat sich Alles; ich kann nicht mehr mit der Mutter spielen," seufzte der Arme in immer bangere Schwermuth versinkend. „Um mich her schwebt öde Stille, rauscht der Baum auch und der Fluß, labt doch mich kein Mutterkuß. O, Mutter! theure Mutter!" Als fühlten die Felsen Mitleiden mit den Klagen des Heimatlosen, ertönten ihre Echo, auch nach der Mutter des Verwaisten rufend. Doch die erschien nicht, mochte auch der Knabe und das Echo noch so laut von den Alpenhöhen nach ihr rufen. Als lange still seine Thränen geflossen, erklang noch einmal seine Stimme, und in unbeschreiblich rühren=

der Weise schwebte die letzte Strophe dieses Wiegenliedes, an das er stets so gerne dachte, von seinen bebenden Lippen:

Gott ist hoch im Sternenglanz
Und im niedern Veilchenkranz,
Ist wo jeder Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Knäbchen: — Gott ist hier.

Er hatte geendet; seine dunkeln großen Augen blickten über die Zinnen der Schneehörner hinweg nach oben, und aus voller Brust rufend: „Ja, Gott ist hier!" faltete er die Hände und betete laut sein Morgengebet, das ihm der Vater gelehrt. Nichts unterbrach auch jetzt die Feierstille, als das Toben der Reuß, die, ihre über einander stürzenden Wellen mit zischendem Schaume krönend, mit wildem Getose durch das steile Geklüfte brach. „O, Eltern! meine lieben theuren Eltern!" rief er noch einmal, von dem Steine sich erhebend, auf dem er trostlos saß, dann schlug er entlang der blitzesschnell dahin schießenden Rhone einen Pfad ein, der nach Frankreich führte. Mit rüstiger Kraft drang er vorwärts, obgleich ihn die wunden Füße bei jedem Schritte glühend brannten. In gleicher Trauer, ohne daß ein Stern der Hoffnung sich ihm zeigte, schwanden ihm die Tage hin, und je weiter die lieben Berge der Schweiz hinter ihm in der Ferne verschwanden, je rauher ließen die Leute, denen der Krieg gar arg mitgespielt, den jungen Bettler an. Immer weiter erschien dem wandernden Knaben die Welt, immer fremder die Menschen. Die Spuren des Krieges offenbarten sich immer mehr vor seinen schaudernden Blicken. Schaaren von Feinden drangen nach Frankreich vor, das bald, da die Schlacht bei Waterloo vor einigen Tagen an die Alliirten verloren gegangen, nun

auch seinen unersättlichen Helden Napoleon verlieren sollte. Hunger und Elend hatten überall ihre finsteren Throne aufgeschlagen; Karl sah zerstörte Dörfer, niedergebrannte, noch rauchende Gehöfte und bleiche abgemagerte Menschen, die, wenn er um eine Gabe bittend, schüchtern an ihre Thüren anklopfte, ihm unwillig zuriefen: „Bettle bei den Kosaken, Bube, die uns alles genommen.“ Weinend ging er dann wieder seine Straße entang, und reichte ihm zuweilen ein mitleidiger Mensch ein Stück Brod oder eine warme Suppe, so dankte er unter Thränen den Gebern und dem gütigen Vater im Himmel, der ihn trotz aller Leiden noch gesund und aufrecht erhielt. Auf solche Weise erreichte er endlich die breite Ebene, die sich im weiten Kreise um Paris ausdehnt. Seine Schuhe waren zerfetzt, seine Kleidung deckte kaum mehr seine Blößen und seine Füße waren voll Blattern und Beulen. Die müden Gelenke trugen ihn kaum mehr, und sein Antlitz, das die Sonne auf manchen Stellen wund gebrannt, schmerzte ihn sehr. Ein fieberhaftes Frösteln schlich durch seine Glieder, Hunger und Durst quälten ihn, und das Bleigewicht der Ermattung zog ihn, nachdem er lange widerstanden, auf den sonnenverbrannten Rasen der Ebene nieder. „Wie weit ist doch die Welt,“ stönte der Hilflose, mit den entzündeten Augen die Fläche messend, bis sein Blick endlich auf den bläulich grauen Wolken heftete, die feierlich langsam nach der Schweiz hinzogen. „O, wie schön ist dort die Alpenwelt!“ rief er, sehnsüchtig die Arme nach dem Himmelsstriche ausstreckend, wo die Gebirgsfürsten der Schweiz in dämmernder Ferne ihre eisgekrönten Stirnen in’s Gewölke erheben. „Dort zieht das schlanke Wild über die waldigen Höhen, hinter ihm der frohe Alpenjäger, und hinter dem grünen Jäger der Hirte mit der Heerde und dem treuen

Hunde. Wie froh tönt dort der muntere Reigen von den Bergen, wie lieblich duften die Wiesen und wie melodisch klinget das Läuten der weidenden Heerden. Jeder kennt da den Andern, bietet dem Begegnenden „guten Tag" und nennt ihn treuherzig beim Namen. O, dort ist's schön, dort lebt sich's traulich, und der Pfarrer, der freundlich sich zu Jedem neiget, ist Aller Vater. O, Gott! wie anders ist es hier in dieser endlosen Ebene. Keiner, dem ich begegne, kennt mich, und Niemand sagt zu mir: grüße dich Gott, armer Knabe." Er schluchzte und verbarg sein thränenfeuchtes Antlitz in den zitternden Händen. Da ließ sich ein Knurren dicht hinter ihm vernehmen, erschrocken sprang er auf und zog vor einem hochgewachsenen bärtigen Manne, angethan mit dem Kleide des Jägers, den bestäubten runden Hut. Auf die ächten Damastläufe einer prachtvollen Doppelbüchse gestützt, sah der in Jägertracht zu dem Erschrockenen nieder, der sich scheu vor einem getigerten Schweißhunde zurückzog, welcher ihn knurrend und mißtrauisch umkreiste.

„Setze dich, Pluto!" rief der Bärtige dem Hunde zu, der sich dann gehorsam zu seinen Füßen niederstreckte. „Bube, was schwatzest du da von Alpen, Hirten und Pfarrern?" wendete er sich in französischer Mundart zu dem Knaben im Bettlergewande, dessen Selbstgespräch er theilweise belauscht.

„Gott zum Gruße," entgegnete Karl, der so geläufig französisch wie deutsch sprach, und blickte den Frager aus seinen großen Augen treuherzig an. „Ich klagte eben dem Himmel, daß in dieser Ebene mich Niemand kennen will und die Hofhunde in den Dörfern freundlicher mir entgegen kamen, als ihre Herren."

„Wo kommst du denn her, Bursche?"

„Aus der Schweiz, lieber Herr,“ sagte Karl wehmüthig.

„Und wo willst du hin?“ fragte der Fremde weiter.

„Nach Paris.“

„Hättest besser gethan, daheim Kühe zu melken. Was willst denn du in Paris, wo jede Ecke, so groß es auch ist, mit einem Gesellen deines Gelichters besetzt ist, der um einen Sou schmutzige Schuhe blank zu machen versteht. Kehre daher um, Paris ist ohne dich versorgt; du wirst dort höchstens stehlen lernen und ein Gauner werden.“ Da faltete Karl die Hände, blickte gekränkt zum Himmel und sagte nach einer Weile zu dem Fremden, der ihn, von seinem Aussehen irre geführt, so hart angelassen: „das wird der liebe Gott nicht zulassen.“

„Ei, Gott läßt gar Manches zu,“ lachte der Mann aus vollem Halse; „er hat dir ja gerade Glieder gegeben, weßhalb arbeitest du nicht? Glaubst du, er lasse jedem Faullenzer so mir nichts dir nichts die gebratenen Wachteln in den Mund fliegen? Da irrst du, Bursche. Wer nicht nach Gottes Gebot handelt, den läßt er sinken. Täglich wandern arbeitsscheue Diebe in die Zuchthäuser, und Gott läßt es mit Recht zu.“

„Ich werde weder Stiefel putzen noch stehlen,“ sagte Karl, der so tief verletzt, feuerroth im Gesichte wurde. „Nicht alle, die in hilflosem Zustande in zerfetzten Kleidern die Straßen entlang ziehen, sind Gauner, es können auch Arme seyn, die eher Mitleid, als kränkende Beleidigung verdienen.“ Ob dieser Sprache des Landstreichers, für den er den unglücklichen Karl hielt, erstaunt, schwieg der Jäger eine Weile, mit durchdringendem Blicke den Knaben messend: „Bist gut abgerichtet, Schelm,“ lachte er plötzlich, und in der Absicht, ihn zu prüfen, warf er ein blankes

Goldstück auf den Rasen. „Flink Bursche, schlage einen Purzelbaum, singe ein Benkellied, und die Münze ist dein.“

„Gott vergebe Euch euern Spott,“ sagte Karl, das in edler Entrüstung erglühende Auge auf den Mann heftend und in stolzem Selbstgefühle, das ihn über die niedere Denkungsweise des Fremden erhob, wandte er diesem verächtlich den Rücken.

„Ein seltener Bettler,“ murrte der Jäger, und das Gold, das auf seinen Wink der gutabgerichtete Hund mit den Zähnen faßte und vor ihm stehen blieb, wieder in die Tasche steckend, blickte er nicht ohne Rührung dem armen Knaben nach, der mit den geschwollenen Füßen die staubige Heerstraße maß. Schon öffnete er den Mund, um den Gekränkten zurück zu rufen, da wirbelte auf einem Nebenpfade Staub in die Höhe, was seine Aufmerksamkeit in hohem Grade zu erregen schien. Rasch zog er ein flimmerndes Fernglas aus dem Gewande, doch kaum hatte er es nach jener Gegend gerichtet, so eilte er mit seinem Hunde nach den nächsten Gebüschen hin, die ihn bald mit ihrem dichten Laubwerke bargen.

„Lieber Gott, was müssen hier für schlechte Menschen hausen, daß man den Armen einem Gauner gleich achtet?“ sagte Karl, der eine ziemliche Strecke auf der Landstraße zurückgelegt. „Wer mit einem hilflos Elenden seinen Spott treiben kann, der glaubt gewiß an keine Vergeltung, an keinen Gott.“ Seine Seele neigte sich zu schwermüthigem Ernste hin, und hätte ihn nicht das Vertrauen auf Gottes allwaltende Güte aufrecht erhalten, er würde bei dem Blicke auf die Gegenwart und die trostlose Zukunft verzagend niedergesunken seyn. Da drang plötzlich ein Wiechern und Hufschläge vieler Pferde zu seinem Ohr; er erhob den

Kopf, Busch und Bäume, die auf einer Seite die Straße begrenzten, rauschten, und ehe er sich sammeln konnte, sah er sich von einem Kosakenschwarme umringt. Die gewaltigen Bärte und die langen Spieße der wildaussehenden Reiter versetzten ihn in große Furcht. Zitternd sank er vor ihren kleinen Rossen auf die Kniee und bat mit erhobenen Händen um sein Leben. Eine rauhe Stimme redete ihn in unbekannten Lauten an, aber die Worte waren freundlich, das bewies der Ton, das bethätigte die Hand des abgestiegenen Kriegers, welche des Knaben sonnenverbrannte Wangen streichelte. Allmählich gewann er Muth, das scheue Auge zu den Fremdlingen zu erheben, die, da ihnen seine Ermattung nicht entging, ihm Brod und geräuchertes Fleisch reichten; auch gaben sie ihm aus einer übersponnenen Flasche ein Getränk zu kosten, wie es nie in seinem elterlichen Hause über seine Lippen gekommen war. Das feurige Naß trieb ihm die Thränen in die Augen und als er voll Abscheu die Branntweinflasche von sich wies, lachten die Reiter ausgelassen laut auf. Als er seinen Hunger gestillt, faßte ihn eine kräftige Faust bei der Schulter, und ehe er sich's versah, hatte einer der bärtigen Reiter ihn vor sich auf den Sattel gesetzt. Nach kurzer Unterredung, von welcher Karl keine Silbe verstand, zog der Kosakenschwarm weiter und nahm den müden Knaben mit. Die rohen Gesellen, denen der schlanke Knabe mit dem offenen ehrlichen Auge gefiel, versorgten ihn reichlich mit Nahrung und vor seinen Blicken entfaltete sich nun ein neues noch nie gekanntes Treiben.

Große Heereshaufen, mühsam einher ziehende Batterien und Bagagewägen deckten die Straßen, an denen er windschnell mit den Kosaken vorüberflog. Immer unheimlicher ward es ihm in ihrer Mitte; es schauderte ihm vor den Gräueln

des Krieges, die sie verübten und ihre Liebkosungen vermochten ihn nicht mehr zu trösten. Zwei Tage waren so für ihn unter banger Angst hingeschwunden, da stieß der Zug, als eben die Sonne unterging, auf einsamem Waldpfade auf einen alten Mann mit bärtig und narbenbedecktem Gesichte, der, bei dem Anblicke der Reiter scheu über das zertretene Land floh. „Spion, Spion!" riefen diese; bald war der Flüchtende eingeholt, und unbarmherzige Kantschuhiebe fielen dicht auf seinen kahlen Scheitel. Er flehte, betheuerte daß er kein Spion sei, doch nur Karl verstand den Franzosen. Er bat für den unter den wüthenden Hieben Zusammenstürzenden, doch die Reiter, die ihn wirklich für einen Spionen hielten, schlugen mit ihren kurzen ledernen Peitschen unaufhörlich auf ihn los.

„Ich sterbe, o, meine armen Kinder! o, mein armes Weib!" stöhnte der Mißhandelte; wie Hilfe flehend erhoben sich seine rollenden Augen zu den Wolken, seine wund geschlagenen Glieder bebten und mächtig floß das Blut von seinem Haupte nieder. Da konnte Karl nicht länger an sich halten. Das Mitleiden für den Armen verscheuchte die Furcht vor seinen Quälern. „Haltet ein!" rief er, „erschlagt armen Kindern den Vater nicht. Fürchtet Gottes Zorn, solchen Frevel läßt der Himmel nicht ungestraft." Die Kosaken verstanden ihn nicht, doch ersahen sie aus seiner Geberde, daß er für den Unglücklichen bitte. Des langen Aufenthaltes müde, spannte einer seine Pistole, richtete die Mündung nach der Brust des Franzosen, doch, ehe er abdrückte, fiel ihm Karl, von Todesangst ergriffen, in den Arm, umfaßte bittend seine Kniee und flehte in so herzzerreißenden Tönen, daß der wilde Mensch, von den Lauten des Bittenden bewegt, murrend die Pistole wieder in den Gürtel steckte. Noch einige Hiebe trafen den Blu-

tenden, dann sprengten die Kosaken, als sei nichts vorgefallen, von dannen.

„Gott vergelt' es dir, Knabe!" rief der halb Ohnmächtige seinem Retter nach, und ein wohlthuendes Gefühl, wie er es noch nie empfunden, durchbebte die Brust des Heimatlosen. Er ward sehr nachdenkend. Das Wort Kosak fiel ihm zentnerschwer auf's Herz. In welche Hände, dachte er bei sich, bin ich gefallen? und der Entschluß, bei der ersten Gelegenheit zu entfliehen, reifte in der Seele des erschrockenen Knaben. Die Nacht, die diesem Tage folgte, begünstigte sein Vorhaben. Hoch stand der Mond bereits am Himmel, als die Kosaken langsam über sumpfiges, stark mit Unterholz bewachsenes Bruchland hinritten. Die Büsche und Moorgründe schützten hier vor rascher Verfolgung, wenn ich mich jetzt vom Pferde gleiten ließ und davon eilte? — so dachte Karl, da gebot plötzlich der Führer den plaudernden Kosaken zu schweigen und zeigte mit grinzendem Lächeln nach einer Rauchsäule hin, die hinter dichtem Buschwerke in die Mondnacht sich erhob. Sich gegenseitig zuwinkend, senkten die Reiter vorsichtig ihre Lanzen, duckten sich auf den Hals ihrer Pferde nieder, die jedes Geräusch vermeidend, so leise vorwärts schritten, als ob sie gar wohl wußten, daß es jetzt gälte, so still als möglich die nichts ahnenden Feinde zu überfallen. Mächtig schlug dem armen Karl das Herz. Wie Buschneger schlichen die Kosaken auf ihren kleinen schlauen Thieren durch's Gestrüppe; da öffnete sich ihren Blicken bei einer Wendung ein freier Platz, auf dem in einiger Entfernung ein lustiges Feuer aufflackerte, an welchem französische Soldaten sorgenlos plaudernd ihre Pfeifen schmauchten. Von dem belaubten Aestrich der Büsche gedeckt, hielten die Kosaken an; ihr Führer stieg vom Pferde, erkletterte gewandt

eine hohe Fichte, und als er die Feinde übersehen und gezählt hatte, stieg er wieder herab, wechselte dann einige leise Worte mit seinen Untergebenen, und geräuschlos den Säbel ziehend, schwang er sich in den Sattel. Der Kosake, der den Knaben vor sich auf dem Pferde hielt, ließ ihn nun in einen dichten Busch niedergleiten, ihm durch Winke bedeutend, daß er sich hier ruhig verhalten und seiner Ankunft warten möge. Zum Zeichen, daß er ihn verstanden, nickte Karl mit dem Haupte, doch kaum hatte ihm der Kosakenschwarm den Rücken gewendet, so kroch er auf allen Vieren durch das Buschwerk, erhob sich dann vorsichtig und wie ein gehetztes Wild durch's Strauchwerk bricht, so floh er, über Baumwurzeln und umgestürzte Stämme setzend, nach dem Feuer hin. Plötzlich stand der Athemlose in dem Kreise der verwunderten Franzosen. Alles, was er aus der keuchenden Brust hervorbringen konnte, war — Kosaken! Kasaken! Da wurde nicht lange gefragt, ohne Kommando sprangen die Soldaten nach ihren pyramidalisch aufgestellten Gewehren; Karl flüchtete auf einen seitwärts stehenden Wagen, auf welchem einige Verwundete saßen, und kauerte sich, vor Angst bebend, zu ihren Füßen nieder, während zur Seite ein wildes Geschrei sich erhob, Klingen zusammen schlugen und Schuß auf Schuß fiel. Der Lärm legte sich jedoch bald wieder, und eine wohlklingende Männerstimme sprach zu denen auf dem Wagen: „für dießmal ist die Gefahr vorbei; wo sie ernsten Widerstand finden, hält der Kosakenpack nie Stand.“ Diese Stimme schien dem zitternden Karl bekannt. Schüchtern erhob er den Kopf über die Wagenleiter und erstaunte nicht wenig, in dem glänzenden Offiziere, der so zu den Verwundeten geredet, den Jägersmann, der ihn vor einigen Tagen durch seine Reden so tief gekränkt, zu erkennen.

Dieser erkannte ihn gleichfalls, und mit den Worten „sieh da, unser Warner,“ hob er ihn vom Wagen, strich ihm die Locken von der Stirne, und sagte lachend: „Wie kommst denn du hieher? Ich glaubte dich schon in Paris. Sei willkommen, Junge, du erscheinst mir heute zu guter Stunde.“ Noch ehe Karl antworten konnte, rief ein in einen Mantel gehüllter alter Soldat, der den Kopf um und um verbundenem hatte: „Der Himmel segne dich, herzlieber Knabe. O, komm, steige herauf zu mir, daß ich dir in dein edles liebes Antlitz blicken kann.“

„Kennst du ihn denn?“ fragte der Offizier den alten Dragonerwachtmeister.

„Ei freilich, Herr Major,“ entgegnete der alte Krieger. „Hätte der Knabe vor einigen Stunden nicht flehend die Kosaken von mir abgehalten, so läge ich erschlagen auf dem Moore.“ Ausführlich erzählte er nun dem Stabsoffiziere, wie warm, wie innig sich der Knabe um ihn angenommen und wie es seinen rührenden Bitten gelungen, die rohen Herzen der Kosaken zu erweichen. Nicht ohne Rührung hörte der Offizier zu, und als der Veteran geendet, sagte er, recht freundlich sich zu Karl niederbeugend: „Mein Knabe, als ich das erstemal dir begegnet, that ich dir durch meine Reden wehe. Nimm verlieb, wenn ich sage, es thut mir leid, doch glaube mir, es streicht in den jetzigen Tagen so viel Gesindel herum, daß es schwer wird, den wirklich Armen vom Gauner zu unterscheiden. Wer war dein Vater? rede. Du scheinst nicht von Bettlern abzustammen; sprichst auch ein gutes Französisch. Wie heißt dein Geburtsort?“

„Schwyz, Herr Major.“

„Also ein Schweizer; wie kommst du denn zu dem reinen französischen Accent?“

„Meine seligen Eltern waren geborene Pariser,“ entgegnete Karl. Seine Augen senkten sich und an seinen Wimpern glänzten Thränen.

„Arme, arme Waise! O, es ist hart, in deinem Alter allein zu stehen,“ sagte der Offizier bewegt. Der Knabe schluchzte laut, und als er wieder ruhig geworden, fragte jener: „Du gehst wohl jetzt nach Paris zu deinen Verwandten?“

„Ich habe keine,“ sagte Karl, mühsam die Thränen zurückhaltend, die ihm immer gewaltsamer in die Augen traten.

„Um Gott, was willst du aber dann in Paris? Wärst du doch in der Schweiz, in deiner Heimat geblieben?“

„Ach Herr, mein Vater war ja kein Schweizer Bürger, meine Eltern hatten ihre Heimat in Paris und waren in der Schweiz nur als französische Flüchtlinge angesessen. Schwyz ist nur mein Geburtsort, heimatberechtigt bin ich aber, wie man mir sagte, dort nicht. Was hätte ich auch unter den Hirten, da mein Vater, der mich unterrichtete, nicht mehr ist, und auch der gute Pfarrer schlafen ging, lernen sollen?“

„Du suchst nun in Paris deine Heimat?“

„Ja, Herr.“

„Wenn man dich aber dort nicht aufnimmt, was dann?“ Karl schwieg und schüttelte wehmüthig das Haupt, als wolle er sagen, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll.

„O, armes Kind,“ rief der Offizier, tief gerührt, und als ihm der Knabe nun von dem Drange der Mittheilung, wie ihn Unglückliche fühlen, geleitet, erzählte, wie rasch er in der Schweiz die guten Eltern verloren, wie nach ihrem Tode ihr an Wucherer verpfändetes Eigenthum hinweggenommen ward, wie er, ohne Heller in der Tasche,

verwaist von ihren Grabhügeln Abschied genommen und sich durch das fremde Land bis hieher gebettelt habe, wo ihn die Kosaken aufgegriffen, da wendete sich der gemüthvolle Krieger von dem Verwaisten ab um vor ihm seine Thränen zu verbergen, deren heißes Naß auch er jetzt in den Augen fühlte.

„Weßhalb, mein Knabe, verließ dein Vater denn Paris," fragte der Offizier, als er sich wieder gesammelt, den Trauernden.

„Weil er die Gräuel der Revolution verabscheute und ihm das Ende des unglücklichen Königs Ludwig XVI., zu dessen treuen Anhängern er gehörte, gar schwer auf die Seele fiel."

„Begleitete etwa dein Vater eine Stelle im Staate?" fragte aufmerksam der Major.

„Er war Hauptmann bei der Garde."

„Sein Name?" fiel rasch der Frager ein.

„Karl Merville," antwortete der Knabe, doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fühlte er sich stürmisch von dem Offizier umfaßt, der ihn unter Thränen in die Arme schloß und dem Erstaunten heiße Küsse auf Stirne und Wangen drückte. „Wo hatte ich denn meine Augen!" rief er in freudiger Rührung, dem Knaben fest in's Antlitz blickend. „Ja, du bist Mervilles Sohn; die hochgewölbte Stirne, der große freie Blick, das dunkle Haar, die Grübchen in den Wangen und am Kiene, den kleinen Mund und die blendend weißen breiten Zähne, Alles, Alles, lieber Knabe, hast du von deinem edlen Vater, von meinem einzigen, von meinem besten Freunde. O, Merville, sieh herab! Dein verwaistes Kind ruht an deines Freundes Brust, der in diesem Augenblicke schwört, Vaterstelle an ihm zu vertreten."

Die Soldaten, die ihren Major im Kreise umstanden, waren alle tief gerührt, und der Veteran, dem Karl durch seine Bitten das Leben gerettet, fühlte plötzlich keinen Schmerz mehr in den wund geschlagenen Gliedern. In freudiger Hast stieg er vom Wagen, und als er nach Herzenslust den Knaben umhalst und geküßt hatte, sagte er zu ihm: „Hei, lieber Sohn, das hast du wohl nicht gedacht, als ich dir das Gottvergelt's über den Moorgrund nachrief, daß dir der Himmel deine edle That so rasch lohnen werde. Jetzt bist' geborgen, Herzensjunge, der Herr Major ist gar ein edler Herr; was der verspricht, das hält er auch."

„So wahr mir Gott einst gnädig sein wolle," betheuerte dieser, dann zu Karl sich wendend, der nicht wußte, wie ihm geschehen, sagte er: „Lieber Sohn, danke dem guten Vater über den Sternen, der dich Verwaisten so wunderbar mir zuführte; sei stets fromm und gut, dann will ich mit Gottes Hilfe etwas Rechtes aus dir machen." Als der edle Menschenfreund so sprach, faltete der Knabe fromm die vor Rührung bebenden Hände, sank in dem Kreise der Soldaten auf die Kniee nieder und dankte in ungekünstelten, kindlichen Ausdrücken dem barmherzigen Vater der Waisen, der ihn in den Tagen schwerer Prüfung einen Retter finden ließ. Kein Auge der Krieger die ihn umstanden blieb thränenleer, und Alle erkannten in dem Geschicke des frommen Karls, den sein Engel nach mühevoller Wanderung ihrem wackeren Major, dem Freunde seines verstorbenen Vaters zuführte, Gottes gütiges Walten.

Drittes Kapitel.

Die Unschuld im Gefängniß.

Mit innigem Wohlgefallen schaute der Major zu dem betenden Knaben nieder, der sich jetzt erhob und dicht zu ihm heran tretend, schüchtern seine Hand ergriff. Ehrfurcht im Blicke, aus dem eine reine, edle Seele erglänzte, versprach er, in allem streng seinem Willen nachzukommen. „Schon gut mein Sohn," sagte der Major gerührt. „Bleibe immer offen und wahrhaft; bewahre deine Unschuld rein die dir so schön aus dem Auge strahlet; dann wird auch der Himmel fürder dich schützen. Die Unschuld guter Knabe ist ein Engel Gottes, der den nie sinken läßt, welcher ihn im Herzen bewahret. „Macht für den Müden" wandte er sich dann zu den Soldaten „ein Ruhelager zurecht und du François", sagte er zu dem alten Wachtmeister „bringst morgen — Wie heißt du Knabe?" — „Karl" antwortete dieser — „meinen lieben Karl" fuhr der Major fort „zu deiner Familie in's Haus. Dort möget ihr Beide bleiben bis ihr euch erholt; dann kehrst du zu deinem Regimente zurück, Karl nach Paris." Nachdem er eine Weile nachgedacht, sagte er zu dem Knaben: „Gerne behielte ich dich jetzt gleich bei mir, doch es geht einmal nicht. Nimm diese Karte und trage Sorge daß du sie nicht verlierst. Hier ist auch so viel als du in der Zwischenzeit für dich gebrauchst." Bei diesen Worten drückte er ihm eine ziemlich schwere Börse in die Hand.

„Wenn Sie aber nicht in Paris sind?" fragte der Knabe wehmüthig.

„So wirst du," tröstete ihn der Major „durch die Karte die meine Adresse und Wohnung enthält meine Familie

die ich hievon in Kenntniß setzen werde leicht finden. Dort nimmt man dich gut auf lieber Karl. Lege dich nun schlafen, vertraue auf Gott; wir werden uns bald wieder sehen.“ Noch einen Kuß drückte er ihm jetzt auf die Wangen; dann schwang er sich auf ein stattliches Roß und mit einigen Reitern durch Busch und Wald hinsprengend war er bald Karls Blicken entschwunden. Von den letzten Ereignissen sehr aufgeregt, gieng der Knabe an der Hand des alten wackern François wie im Traume nach einem Lager hin, das ihm die Soldaten aus Mänteln zurecht gemacht. Erschöpft an Seele und Leib versank er hier in tiefen Schlaf.

Als er erwachte stund der Mond, fast von Wolken verhüllt, noch am Himmel und in strahlenloser Majestät hielt die Nacht von ihrem schwarzen Throne das bleierne Zepter über die schlummernde Welt. Tiefe Stille waltete. Weder das Auge noch das horchende Ohr des Erwachten fand einen Gegenstand. In einem nicht fernen Dorfe verkündeten dumpfe Glockenschläge die erste Stunde der Nacht. Der ernste Schall durchzitterte Karl als hätte ein Engel gesprochen der ihm tröstend zuriefe: Es beginnt für dich ein neues Leben Elternloser. Ein neuer Vater sorget für deine Zukunft. Nütze die Zeit und denke so oft es von einem Thurme tönet es sei die Todtenglocke einer abgeschiedenen Stunde. Ein Wonneschauer durchbebte den frommen Karl, und als er den Blick zu dem sanft hinschwebenden Nachtgewölke erhob, flogen und drängten seine Gedanken so rasch in die Zukunft wie das Bild eines Stromes, der durch Auen, Wälder und Haine unaufhaltsam dahinzieht. Hoch hob sich seine Brust und unter diesem tiefen Sinnen schlummerte er wieder ein. Wie finstere Nachtvögel, gehüllt in die Farbe der Trauer, umschwebten ihn trübe Träume. Er hörte die Sterbglocke wie sie

nach dem Hinscheiden seiner Eltern mit klagendem Tone durch seine Seele gedrungen. Er sah die Leichenhemde so weiß und die Gesichter der Vollendeten so bleich, hörte das Kreischen der Grabscheide und sah tief in der Grube den mit Firniß übertünchten Schrein. Er weinte im Traume und mancher schmerzliche Seufzer entrang sich seiner beklommenen Brust. Lange träumte er so. Da schwebte plötzlich durch die so trübe gefärbten Traumbilder des Todes eine von blendendem Glanze umfloßene leichte Gestalt leise zu ihm nieder und sprach mit hellem Silbertone liebreich zu dem Schläfer: „Die Welt lieber Knabe ist ein prachtvoll geschmücktes Schiff das auf unsicheren Meeren unter stätem Anbrausen der Stürme treibt, das mit Wonne betrachtet — doch mit der äußersten Gefahr bestiegen wird. Dein Schifflein, das dich so wenig anlächelte, ist frühe — schon frühe gestrandet. Doch ein einziges Brett, an welchem du dich fest gehalten, warf dich an ein Ufer wo dir neue Hoffnungen winken. Dieses Brett ist die Tugend und ein frommer reiner Sinn. Klammere dich stets fest daran; so wirst du wenn die Wogen des Schicksales dich auch wild umstürmen doch nie untergehn und sicher hinsteuern wo alle Stürme schweigen und Gottes Sohn zur Rechten seines Vaters sitzet.“ So sprach das von Licht umfloßene Traumbild zu dem frommen Karl der andächtig die Hände faltete und erwacht noch immer nach der Stelle hinblickte wo sein Schutzengel seinem geistigen Auge entschwand. Eine drückende Last war plötzlich von seiner Brust gefallen und auch völlig erwacht sah er noch immer das liebe Antlitz der leuchtenden Erscheinung, hörte noch immer ihre Worte. Mehr Trost, mehr Muth, als je, fühlte er wieder im Gemüthe; und in frommem Vertrauen zu Gott und unter dem lieblichen Gesange der munteren

Vögel die sich bei dem Erstehen der Sonne unter dem laubdichten Blätterdache der Bäume allmählich wieder regten, begann auch er mit einem kindlichen Gebete den erwachenden Tag wieder. Die Soldaten waren schon abgezogen; nur der alte François war bei ihm zurück geblieben, der, als er den frommen Knaben von der Glut der Andacht so ergriffen beten sah, mitbeten mußte. Liebreich neigte er sich dann zu seinem Schutzbefohlenen und Karl, den es däuchte, er sei von der lieben Heimat wo ihn die Eltern so zärtlich geliebt schon gar lange entfernt, begann mit dem alten Kriegsmanne von seinen lieben Bergen, von seinem elterlichen Häuschen, von der Kirche zu Einsiedeln und von dem eben gehabten Traume zu reden. Gerührt streichelte der wackere Soldat, dessen Herz in den blutigen Kämpfen nicht hart geworden war, die gebräunte Wangen des unschuldig plaudernden Knaben, und meinte, es werde ihm gewiß noch recht wohl ergehn, wenn er thue, wie der Engel im Traume ihm geheißen. „Tugend und ein reiner frommer Sinn" sagte der Wackere „wiegen mehr als alle irdischen Schätze. Deshalb mein Sohn verzage nicht; denn der gute Gott der das Nest der Schwalbe am Felsenhange schützet ist stäts mit den Frommen. Sie sind seine Kinder und einen beßern Vater lieber Karl könntest du wohl nimmer finden." In gleicher Weise redeten sie noch lange zusammen und erst als die Schatten völlig verschwunden waren und die Sonne mit ihren warmen Scheinen die Natur ringsum durchströmte, traten sie die Wanderung nach dem Dörfchen an wo François Familie lebte. Vorsichtig hielten sie sich zwischen Busch und Strauch; doch ihr Vorwärtsschreiten konnte nur langsam geschehen weil Karl mit den von Blattern bedeckten wunden Füßen kaum auftreten konnte und auch den alten François bei jedem Schritte der

Drittes Kapitel.

Die Unschuld im Gefängniß.

Mit innigem Wohlgefallen schaute der Major zu dem betenden Knaben nieder, der sich jetzt erhob und dicht zu ihm heran tretend, schüchtern seine Hand ergriff. Ehrfurcht im Blicke, aus dem eine reine, edle Seele erglänzte, versprach er, in allem streng seinem Willen nachzukommen. „Schon gut mein Sohn," sagte der Major gerührt. „Bleibe immer offen und wahrhaft; bewahre deine Unschuld rein die dir so schön aus dem Auge strahlet; dann wird auch der Himmel fürder dich schützen. Die Unschuld guter Knabe ist ein Engel Gottes, der den nie sinken läßt, welcher ihn im Herzen bewahret. „Macht für den Müden" wandte er sich dann zu den Soldaten „ein Ruhelager zurecht und du François", sagte er zu dem alten Wachtmeister „bringst morgen — Wie heißt du Knabe?" — „Karl" antwortete dieser — „meinen lieben Karl" fuhr der Major fort „zu deiner Familie in's Haus. Dort möget ihr Beide bleiben bis ihr euch erholt; dann kehrst du zu deinem Regimente zurück, Karl nach Paris." Nachdem er eine Weile nachgedacht, sagte er zu dem Knaben: „Gerne behielte ich dich jetzt gleich bei mir, doch es geht einmal nicht. Nimm diese Karte und trage Sorge daß du sie nicht verlierst. Hier ist auch so viel als du in der Zwischenzeit für dich gebrauchst." Bei diesen Worten drückte er ihm eine ziemlich schwere Börse in die Hand.

„Wenn Sie aber nicht in Paris sind?" fragte der Knabe wehmüthig.

„So wirst du," tröstete ihn der Major „durch die Karte die meine Adresse und Wohnung enthält meine Familie

die ich hievon in Kenntniß setzen werde leicht finden. Dort nimmt man dich gut auf lieber Karl. Lege dich nun schlafen, vertraue auf Gott; wir werden uns bald wieder sehen." Noch einen Kuß drückte er ihm jetzt auf die Wangen; dann schwang er sich auf ein stattliches Roß und mit einigen Reitern durch Busch und Wald hinsprengend war er bald Karls Blicken entschwunden. Von den letzten Ereignissen sehr aufgeregt, gieng der Knabe an der Hand des alten wackern François wie im Traume nach einem Lager hin, das ihm die Soldaten aus Mänteln zurecht gemacht. Erschöpft an Seele und Leib versank er hier in tiefen Schlaf.

Als er erwachte stund der Mond, fast von Wolken verhüllt, noch am Himmel und in strahlenloser Majestät hielt die Nacht von ihrem schwarzen Throne das bleierne Zepter über die schlummernde Welt. Tiefe Stille waltete. Weder das Auge noch das horchende Ohr des Erwachten fand einen Gegenstand. In einem nicht fernen Dorfe verkündeten dumpfe Glockenschläge die erste Stunde der Nacht. Der ernste Schall durchzitterte Karl als hätte ein Engel gesprochen der ihm tröstend zuriefe: Es beginnt für dich ein neues Leben Elternloser. Ein neuer Vater sorget für deine Zukunft. Nütze die Zeit und denke so oft es von einem Thurme tönet es sei die Todtenglocke einer abgeschiedenen Stunde. Ein Wonneschauer durchbebte den frommen Karl, und als er den Blick zu dem sanft hinschwebenden Nachtgewölke erhob, flogen und drängten seine Gedanken so rasch in die Zukunft wie das Bild eines Stromes, der durch Auen, Wälder und Haine unaufhaltsam dahinzieht. Hoch hob sich seine Brust und unter diesem tiefen Sinnen schlummerte er wieder ein. Wie finstere Nachtvögel, gehüllt in die Farbe der Trauer, umschwebten ihn trübe Träume. Er hörte die Sterbglocke wie sie

nach dem Hinscheiden seiner Eltern mit klagendem Tone durch seine Seele gedrungen. Er sah die Leichenhemde so weiß und die Gesichter der Vollendeten so bleich, hörte das Kreischen der Grabscheide und sah tief in der Grube den mit Firniß übertünchten Schrein. Er weinte im Traume und mancher schmerzliche Seufzer entrang sich seiner beklommenen Brust. Lange träumte er so. Da schwebte plötzlich durch die so trübe gefärbten Traumbilder des Todes eine von blendendem Glanze umfloßene leichte Gestalt leise zu ihm nieder und sprach mit hellem Silbertone liebreich zu dem Schläfer: „Die Welt lieber Knabe ist ein prachtvoll geschmücktes Schiff das auf unsicheren Meeren unter stätem Anbrausen der Stürme treibt, das mit Wonne betrachtet — doch mit der äußersten Gefahr bestiegen wird. Dein Schifflein, das dich so wenig anlächelte, ist frühe — schon frühe gestrandet. Doch ein einziges Brett, an welchem du dich fest gehalten, warf dich an ein Ufer wo dir neue Hoffnungen winken. Dieses Brett ist die Tugend und ein frommer reiner Sinn. Klammere dich stets fest daran; so wirst du wenn die Wogen des Schicksales dich auch wild umstürmen doch nie untergehn und sicher hinsteuern wo alle Stürme schweigen und Gottes Sohn zur Rechten seines Vaters sitzet." So sprach das von Licht umfloßene Traumbild zu dem frommen Karl der andächtig die Hände faltete und erwacht noch immer nach der Stelle hinblickte wo sein Schutzengel seinem geistigen Auge entschwand. Eine drückende Last war plötzlich von seiner Brust gefallen und auch völlig erwacht sah er noch immer das liebe Antlitz der leuchtenden Erscheinung, hörte noch immer ihre Worte. Mehr Trost, mehr Muth, als je, fühlte er wieder im Gemüthe; und in frommem Vertrauen zu Gott und unter dem lieblichen Gesange der munteren

Vögel die sich bei dem Erstehen der Sonne unter dem laubdichten Blätterdache der Bäume allmählich wieder regten, begann auch er mit einem kindlichen Gebete den erwachenden Tag wieder. Die Soldaten waren schon abgezogen; nur der alte François war bei ihm zurück geblieben, der, als er den frommen Knaben von der Glut der Andacht so ergriffen beten sah, mitbeten mußte. Liebreich neigte er sich dann zu seinem Schutzbefohlenen und Karl, den es däuchte, er sei von der lieben Heimat wo ihn die Eltern so zärtlich geliebt schon gar lange entfernt, begann mit dem alten Kriegsmanne von seinen lieben Bergen, von seinem elterlichen Häuschen, von der Kirche zu Einsiedeln und von dem eben gehabten Traume zu reden. Gerührt streichelte der wackere Soldat, dessen Herz in den blutigen Kämpfen nicht hart geworden war, die gebräunte Wangen des unschuldig plaudernden Knaben, und meinte, es werde ihm gewiß noch recht wohl ergehn, wenn er thue, wie der Engel im Traume ihm geheißen. „Tugend und ein reiner frommer Sinn“ sagte der Wackere „wiegen mehr als alle irdischen Schätze. Deshalb mein Sohn verzage nicht; denn der gute Gott der das Nest der Schwalbe am Felsenhange schützet ist stäts mit den Frommen. Sie sind seine Kinder und einen beßern Vater lieber Karl könntest du wohl nimmer finden.“ In gleicher Weise redeten sie noch lange zusammen und erst als die Schatten völlig verschwunden waren und die Sonne mit ihren warmen Scheinen die Natur ringsum durchströmte, traten sie die Wanderung nach dem Dörfchen an wo François Familie lebte. Vorsichtig hielten sie sich zwischen Busch und Strauch; doch ihr Vorwärtsschreiten konnte nur langsam geschehen weil Karl mit den von Blattern bedeckten wunden Füßen kaum auftreten konnte und auch den alten François bei jedem Schritte der

Kopf schmerzte; denn die Kantschuhiebe der unbarmherzigen Kosaken hatten ihm gar blutige Wunden und Beulen geschlagen. Oft mußten sie kurze Rast halten und als die Dorfglocken das Ave Maria leuteten, sahen sie endlich in unweiter Ferne die Schornsteine des sehnsüchtig herbei gewünschten Dörfchens rauchen und begehrten bald darauf, nachdem sie noch einmal die müden Füße in Bewegung gesetzt, an der Thüre einer niedern Hütte Einlaß. Die drinnen mußten sogleich den derben Ruf des außen harrenden François erkannt haben, denn kaum hatte dieser gerufen, so erhob sich in der Hütte ein Jubel und unter dem fortwährenden Rufe, — der Vater, der Vater! — sprangen munter und gesund aussehende Kinder, als eine Frau von wohlwollend gutmüthigem Äußern, ihre Mutter, geöffnet hatte, aus der Thüre. Sie küßten des Vaters Hände und umklammerten unter stetem Jubel seine Beine. Doch die Frau, als sie ihren lieben Mann mit verbundenem Kopfe und bleichen Wangen eintreten sah, wich erschrocken zurück. Mit schmerzlicher Angst reichte sie ihm die Hand und keinen Blick von dem blutgefärbten Kopfverbande wegwendend, rief sie: „Ach mein Gott — lieber Mann — bist du verwundet? o, sage, ist es eine Schußwunde, oder hat ein feindlicher Säbel —"

„Keines von beiden," tröstete sie François, „aber ich wollte lieber," rief er in die niedere Stube eintretend, „einen Säbelhieb über den ganzen Schädel erhalten haben, als diese Schläge, mit welchen man bißige Hunde bedienen mag. Meinem jetzt kahlen Kopfe, der den Reiterhelm stets mit Ehren getragen, bekömmt so etwas zu schlecht." Als er so sprach, ward sein Gesicht so finster, wie ein schweres Gewitter, und als seine Kinder und das besorgte Weib nun in ihn drangen zu sagen, was

ihm begegnet sei, so erzählte er den neugierig ihn Umstehenden den Vorfall mit den Kosaken und stellte ihnen den müden Karl als seinen Lebensretter vor. Als er sagte wie warm sich der gute Knabe um ihn angenommen und wie dieser mit seinem eigenen Leibe ihn vor dem Schuße eines wilden Kosaken gedeckt, da eilte sein braves Weib auf den Knaben zu und schloß ihn so fest in die Arme, als sei er ihr eigen Kind. „Gott vergelte dir, mein Sohn," sagte sie, „was du an meinem Mann gethan." Thränen rannen ihr dabei über die Wangen. „Sehet meine Kinder," wendete sie sich dann an diese, „dieser fremde Knabe hat euch den guten Vater erhalten; kommt gebet ihm die Hand, danket ihm und liebet ihn wie einen Bruder." Nun umdrängten die Kleinen den guten Karl und schwatzten und plauderten mit ihm, daß es gar kein Ende nehmen wollte. Als die Kinder sich so unterhielten, nahm die Hausfrau ihrem Manne den Verband von dem wunden Scheitel und als sie nun die Beulen und die blutig aufgeschwollenen Striemen sah, konnte sie sich eines lauten Weinens nicht erwehren. „Ei du mein Gott," rief sie schluchzend, „wie bist du furchtbar zugerichtet! Die Streiche sitzen ja fast alle hart über den Schläfen. Ach François, bleibe doch endlich aus dem Kriege zu Hause; du bist zu alt für solche Strapatzen und hast ohnedieß mit den Wunden, die du in Rußland erhalten, genug zu thun. O, erhöre mich — geh' nicht mehr in den Krieg."

„Diese Bitte kann ich dir leicht gewähren, Weib; denn seit Blücher in Paris sitzt und Napoleon flüchtig wurde, ist der Krieg zu Ende."

„Wie, der Kaiser geflohen?" fragte erstaunt die Frau. „Ist's möglich, Napoleon floh?"

„Was sollte er sonst thun?" murrte François finster,

„der verlorenen Sache konnte er als einzelner Mann ja nicht aufhelfen.“

„Aber er ist doch entkommen?“ fragte das Weib wieder.

„Er wollte es — wollte flüchten übers Meer, ergab sich aber in dem Hafen von Rochefort an die Engländer, die ihm mit ihren Schiffen den Weg versperrten; auch wollte er lieber in ihre Hände, als in die der Preußen fallen. Ob er daran klug gethan, das weiß ich nicht,“ sprach François kopfschüttelnd und reichte einem eben eintretenden alten Freunde bewegt die Hand; treuherzig schüttelte sie dieser. Es war ein Veteran, der bei Wagram ein Bein verloren hatte. Als er das schwer verletzte Haupt des Heimgekehrten sah und vernahm, daß es Kantschuhiebe seien, knirschte er mit den Zähnen. Finster blickten sich François und der mit dem Stelzenbeine an, dann sagte dieser: „Du weißt, daß der Kaiser gefangen?“ François schwieg eine Weile, dann sagte er, „ich wollte, er wäre mit der alten Garde gestorben, und ich glaube er wollte es auch. Freund ich sah ihn, wie er bei Waterloo, als Alles verloren war, in dem letzten Vierecke seiner Garde, die rings um ihn zusammen sank, mit starrem Blicke den Gräuel der Verwirrung betrachtete. Er wollte sterben, man sah es ihm an, doch Soult und Drouots rissen ihn hinweg, und Napoleons Hut, Degen und Ordensstern, sein Mantel, Fernglas und Wagen, fielen in die Hände des lachenden Blücher. O, es ist eine Schmach; ich wollte der Kaiser hätte sie nicht überlebt.“ So redeten die Soldaten und es war ihnen nicht zu verargen, denn sie waren ja französische Krieger und hatten Napoleons kühnen Siegesflug mitgemacht. Anders dachten damals natürlich die Deutschen, denen der hauptsächlich von dem Heldengreise Blücher

bei Waterloo über den nimmersatten Günstling des Glückes erfochtene Sieg die lange ersehnte Erlösung aus des Usurpators zwängenden Banden verlieh. Die Erbitterung dieses ruhmgekrönten Generals war so eine große, daß er stets nur auf die Vernichtung des übermütigen Feindes bedacht, befahl, daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Vertreibung des lästigen Feindes aufgeboten werden solle, und so unaufhaltsam, wie einst Napoleons Siegeslauf gewesen, so rasch war jetzt seine Flucht. Ueberall, wo die todtmüden Franzosen sich nach der Schlacht von Waterloo gelagert hatten, wurden sie in Dörfern, in Wäldern und auf dem freien Felde von dem Rufe der Hörner, dem Wirbeln der Trommeln und dem Knallen des Gewehrfeuers von Kneisenaus Schaaren, der sie auf Blüchers Befehl mit seinen Preußen verfolgte, aufgejagt und ohne Wiederstand zur weitern Flucht getrieben. So endeten die ungeheuern Stürme, die ganz Europa in den innersten Tiefen erschüttert hatten. Durch jahrelange böse Erfahrungen war man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Herrschaft Napoleons über Frankreich mit der Ruhe und dem Glücke Europas sich keineswegs vertrage, daher nannte man ihn nun nicht mehr Kaiser und erklärte ihn durch bloße Nennung bei seinem Familiennamen für einen von dem Kriegsglücke emporgehobenen und von demselben wieder gestürzten Soldaten. Auch stempelte man ihn durch den Gegensatz rechtmäßiger Könige von Frankreich zu einem Usurpator. So hart auch all das war, was so plötzlich den Sieggewohnten tief verwundend treffen mußte, so konnte doch dieser Mann, der in seinem übermütigen Stolze dekretirte: „Das Haus Braganza hat in Europa aufgehört zu regieren," der auch seinen Verbündeten, den Herzog von Oldenburg seines Landes verlustig erklärte, ohne es

der Mühe werth zu halten, diesem Fürsten, welcher zu eben derselben Zeit zwei Gesandte zu Paris hatte, davon auch nur eine Anzeige zu machen, sich nicht über zu erduldendes Unrecht beklagen. Gleich den stolzen Engeln, die in ihrem Uebermuthe sich mehr als Gott dünkten, hatte auch diesen Korsen die vergeltende Nemesis von dem geraubten Throne gestürzt und die provisorische Regierung entband in einem Schreiben an die französische Armee dieselbe alles Gehorsames gegen Napoleon. Ebenso verkündete sie ihr, daß sie fortan nicht diesem Manne, sondern nur dem Vaterlande angehöre. Darauf wurde auch Napoleon Bonaparte wegen vielfacher aufgeführter Verfassungsverletzungen des Thrones entsetzt, Volk und Armee von dem ihm geleisteten Eide entbunden und das Erbfolgerecht seiner Familie abgeschafft. So verlor sich denn der von eitlem Weltruhme so lange Zeit umglänzte Lebenspfad dieses gewaltigen Menschen, der die Blüthe der Nationen zum Verderben nach Rußlands Gefilden geführt, dessen ungezügelter Ehrgeiz Hunderttausende geopfert und der statt Gott nur seinem ihn selbst verzehrenden Stolze gehuldigt plötzlich in tiefes Dunkel. Gescheitert waren alle die riesigen Pläne, die er, die Ideen der Menschen verachtend, entworfen, und der, welcher ganz Europa Gesetze gegeben und das Kirchenoberhaupt — den Pabst, in schmählicher Gefangenschaft gehalten, war nun selbst ein Gefangener und konnte keinen unbelauschten Athem der gedemütigten stolzen Brust entschlüpfen lassen. Ungeheuer war dieser Wechsel — aber gerecht. Mit Napoleon, dem Schoßkinde des Glückes, war auch die Macht der Franzosen gebrochen, und sie waren zu tief gebeugt, als daß man zu jener Zeit von ihnen hätte etwas fürchten dürfen. Gährte es auch mächtig in ihrem Innern, so betrugen sie sich doch absichtlich zahm, damit die Verbündeten

bald wieder abziehen möchten; doch die Meisten, die unter Napoleon gefochten, und in ihm nur den gewaltigen Krieger ersahen, ohne einen Blick auf seine Laster und Todsünden zu werfen, trauerten im Stillen über seinen Fall. Zu diesen Verblendeten gehörte auch der sonst streng rechtliche François, weßhalb er, als Karl sich völlig wieder von seinem langen Marsche erholt hatte, ihn nicht selbst nach Paris begleitete und einem Nachbar zur Führung übergab. Der alte Soldat konnte, wie er sagte, es nicht über sich gewinnen, die einst so stolze Kaiserstadt in Feindeshänden zu wissen, und tausend gute Lehren und Verhaltungsregeln seinem Schutzbefohlenen mit auf den Weg gebend, trennte er sich endlich nach zwölftägigem Zusammenleben von ihm. Noch über eine Stunde weit begleitete er ihn mit seinem Weibe und seinen Kindern und als sie endlich Abschied nahmen weinten sie alle laut.

Ohne ein Wort zu reden zog nun Karl mit seinem Begleiter sehr aufgeregt im Gemüte die Straße entlang hin. „Werde ich den guten Herrn Major wohl finden? und werden mich die Seinen, wenn er abwesend sein sollte, aufnehmen?“ Solche Fragen stellte er in banger Befürchtung an sich selbst, doch bald erheiterte sich sein Gemüth wieder, denn sein frommer Sinn ergab sich ganz und gar in den Schutz des Himmels. Der Mann, der ihn begleitete, wollte sich wohl zuweilen mit seinem jungen Reisegefährten in ein Gespräch einlassen. Da er aber stets schon die Einleitung mit Verwünschungen über die Verbündeten begann, so antwortete Karl nicht, und wünschte je eher je lieber von diesem Begleiter befreit zu werden, welcher, wenn er beim Gebetläuten den Hut abnahm und leise betete, den Mund zu spöttischem Lächeln verzog. Immer verhaßter wurde ihm dieser rohe Mensch, und als er sich in

einer Schenke bis zur Betäubung der Sinne antrank, da faßte Karl, angewidert von dem erglühenden Gesichte des Trunkenboldes, den Entschluß, den nicht mehr weiten Weg nach Paris allein zurück zu legen. Als er eben so sann, wollte der Trunkene, dem es schon lange nicht behagte, daß ihm Karl gar keinen Bescheid that, ihm gewaltsam den Wein eingießen, und dieses gemeine Benehmen veranlaßte den Knaben, sogleich seinen Entschluß auszuführen. Entrüstet stieß er den Häßlichen von sich, griff behende nach Stock und Hut und eilte aus der Stube. Als brenne der Boden unter ihm, lief er auf der bestäubten Straße hin, und erst als er einige Stunden zurück gelegt hatte, athmete er freier wieder auf. Lieber wollte er den Weg, und wäre er auch zehnmal weiter gewesen, allein machen, als stets durch die rohen Ausdrücke solch eines wüsten Menschen in frommen Gedanken gestört werden. Die Hoffnung, daß ihn bald wieder eine gute Familie freundlich aufnehmen werde, beflügelte seine Schritte, und ehe die Sonne sank, stand Paris, das Ziel seiner Reise vor ihm. Bei dem Anblicke der unzähligen Kuppeln und Thürme, blieb er in stummer Verwunderung stehen, und als er endlich durch ein Thor eintrat, und sich nun das noch nie gesehene wogende Getriebe vor seinem von Erstaunen gefesselten Blicke entfaltete, fiel es ihm auf einmal bange und schwer auf die Brust. Tausende von Menschen strömten an ihm vorüber, ohne daß ihn nur einer eines Blickes gewürdigt hätte. Auch sie unter sich grüßten sich nicht, so daß Karl von dem fremden kalten Wesen angeschauert, sich vor einem schönen Hause auf die Steintreppe niedersetzte und bitterlich zu weinen begann. Als er eine Weile so auf dem kalten Steine gesessen, holte er aus der Tasche seines Staubhemdes, das ihm

François Weib statt des zerfetzten Rockes mitgegeben, die von dem Major erhaltene Karte heraus, und war eben im Begriffe, einen anständig aussehenden Mann nach der hier aufgezeichneten Straße und Wohnung zu fragen, als ein stutzerhaft gekleideter Mensch ihm auf die Achsel klopfte und wissen wollte weßhalb er denn weine. Auch fragte er den Knaben ob er etwa kein Geld zum Uebernachten habe.

„Ach Herr, Geld habe ich mehr als ich brauche," entgegnete Karl gutmüthig.

„Das wenn ich sagen könnte," fiel im der Stutzer lachend in die Rede, „so sollte mir gewiß nie mehr ein Auge naß werden;" und als ihm Karl nun treuherzig erzählte, daß die hohen Häuser und die vielen Menschen ihn so schmerzlich trübe stimmen, lachte der Andere noch mehr und bot sich an, ihm die Wohnung, die auf der Karte bemerkt sei, zu zeigen. Unter heißem Danke nahm Karl den Vorschlag dieses anscheinend so gefälligen Mannes an, und als ihm dieser nun auch die Hand reichte und herzliche Worte an ihn richtete, da ward es dem guten Knaben wieder leichter um's Herz, und er dankte im Stillen dem Himmel, daß er ihn gleich beim Eintreten in diese fremde große Stadt einen so guten Menschen finden ließ. Nach allerlei Fragen that der Fremde auch die, ob der kleine Reisende etwa Papier- oder Goldgeld habe, und als Karl argwohnlos sagte, daß er einen Beutel voll blanker Goldstücke bei sich trage, so meinte jener, das sei schlimm, weil er wohl an jedem Goldstücke etwas Nahmhaftes werde verlieren müssen. „Sei aber deßhalb ohne Sorgen," sagte er dann tröstend. „Ich kenne einen Wechselherrn, der dir das Gold auf meine Bitte gerne auswechseln wird." Auch für diese Güte wußte Karl nicht, wie er dem braven Fremden danken

sollte, und als sein Führer mit dem Bemerken, die Münzen auszutauschen, nun an einem stattlichen Hause stehen blieb und die Börse des Knaben verlangte, so gab sie dieser ohne Arges zu denken, willig hin. „Warte nur hier, ich komme gleich zurück," rief ihm der verschmitzte Gauner zu, eilte die Treppe hinauf und verschwand unter der Thüre des Hauses. Eine gute Weile wartete Karl auf seine Rückkehr, als aber über eine Stunde verstrichen und die Sonne bereits untergegangen war, da wußte er sich das lange Verweilen seines Führers nicht zu deuten und ging in das Haus um sich nach ihm umzusehen. Den ersten Herrn, der ihm hier entgegen trat, bat er sogleich, ihm zu sagen, wo denn da des Wechslers Wohnung sei.

„Hier wohnt kein Wechselherr; da bist du irre," entgegnete der Befragte und schritt vorüber. Karl wurde ängstlich. Er fragte einen Zweiten, einen Dritten, einen Vierten und endlich Alle, die ihm begegneten, doch keiner wollte von einem Wechsler, der hier wohnen sollte, etwas wissen. Die Angst des Knaben stieg immer höher, und als ein alter Herr, den er gleichfalls fragte, und ihm den ganzen Hergang des Vorfalles erzählte, ihm bedeutete, daß dieses Haus einen Durchgang zu einer andern Straße habe und er von einem Pariser Gauner betrogen worden sei, so erschrack der arme Knabe so sehr, daß er kein Wort hervorzubringen im Stande war. Mehr als der Verlust des Geldes und der Karte, die der Elende mitgenommen, beunruhigte ihn jetzt der Gedanke, wem er wohl fürder trauen dürfe. Der Mann, der so gefällig und freundlich schien, der so gutherzig mit ihm schwatzte, hatte ihn betrogen und ihm alles geraubt, auf was er hier seine Hoffnungen stützte, hatte ihn in die hilfloseste Lage ver-

setzt und dem bittersten Elende preisgegeben. Kalte Schauer zogen durch seine Brust. Sein Kopfe brannte ihn wie Gluth und so sehr er in dieser ängstlichen Verwirrung sich auch auf den Namen und den auf der Karte angegebenen Wohnort des Majors besann, so konnte er sich doch weder des einen noch des andern entsinnen. Je mehr er sein Gehirn marterte, um so betrübender stellte sich die Gewißheit heraus, daß alles, was auf der Karte stand, seinem Gedächtnisse entfallen sei. Sein Zustand glich einer dumpfen Betäubung und mit starrem Entsetzen blickte er in das labyrintische Gewinde der Gassen, in welchen sich fremd und rasch die Menschen an einander vorüber trieben. Da fühlte er sich plötzlich von derber Faust gepackt, und aufschauend blickte er in ein wohlbekanntes bärtiges Gesicht. Der Mann, der ihn festhielt, war einer jener Kosaken, die ihn vor einigen Wochen auf ihren Streifzügen mit herum geschleppt, und denen er, um die Franzosen zu warnen, im Waldesdickichte entsprungen war. „Spion, Spion!“ brüllte der Kosake und hieb dabei mit seinem Kantschu unbarmherzig auf den in lauten Jammer ausbrechenden Knaben los. Dieser Lärm versammelte im Augenblicke einen Kreis neugieriger Zuschauer um die Beiden und von den Thränen des armen Karl gerührt, entspann sich bald zwischen den Franzosen und dem Kosacken ein heftiger Wortwechsel. Dieser Zusammenlauf lockte auch ein Paar Gensd'armen heran, vor welchen der Kosake seine lakonische Anklage wiederholte. An der Wuth des Kosaken sahen diese, daß es allerdings mit dem Knaben ein eigenes Bewantniß haben müsse, und da er auch auf ihr Verlangen durch keinen Paß oder sonstige Papiere sich ausweisen konnte, nahmen sie ihn ohne fernere Umstände mit auf die Polizei. Der dort anwesende Komissär stellte

anfangs, von dem trauernden Aussehen des schönen Knaben eingenommen, recht sanft und liebreich die herkömmlichen Fragen nach Alter, Namen und Geburtsort an ihn und verwies dem Kosaken wiederholt, der den Armen ein- über das anderemal einen Gauner, einen Spitzbuben schalt, zur Ruhe. Da aber der Geängstigte immer nur von einem Major sprach, den er in Paris suchen wollte, und dessen Namen ihm entfallen sei, und auch erzählte, wie man ihm die Geldbörse und die Karte, die er von dem Offiziere erhalten, entwendet habe, dabei sehr zerstreute und zweideutige Antworten gab, so wurde auch der Polizeibeamte ungehalten und befahl, daß man den liederlichen Landstreicher nur einsperren solle, bis er Lust habe, verständlich und aufrichtig zu antworten. Der Unglückliche zerfloß fast in Thränen; doch all sein Jammer, all die Betheurungen seiner Unschuld, halfen ihm nichts, und halb bewußtlos brachte man ihn in die allgemeine Gefängnißstube, wo Gauner, Bettler und Betrüger der Stunde des Verhörs harrten. Ein kaltes Gefühl des Entsetzens durchströmte den Unschuldigen, als sich die Thüre des Gefängnisses hinter ihm schloß und er nun beim Dämmerlichte in die verwilderten Gesichter von denen schaute, die man hier gefangen hielt. Von ihren düstern Stirnen, wie aus ihren frechen stechenden Blicken, traten Sünden und Laster in unverkennbar häßlichen Bildern hervor, und als jetzt einer dieser Auswürflinge ihn in höhnendem Scherze — Kammerad nannte, flüchtete er entsetzt nach der Thüre. Doch sie war verschlossen, und die Bösewichter brachen über Karls fruchtloses Bemühen sie zu öffnen, in ein so ausgelassenes Gelächter aus, daß der Arme, der unter lauter verworfenen Höllengeistern zu sein glaubte, laut und kläglich nach Hilfe rief. „Halt's Maul, dummer Bube!“ fuhr ihn jetzt Einer rauh an.

„Die Angst macht den jungen Wicht ganz zum Gimpel," lachte er dann Einigen zu; wendete sich darauf wieder zu Karl und sagte: „Narr, hast du auch gestohlen, so wird's deinen Kopf nicht kosten. Läugne nur bis zum letzten Athemzuge, das hilft dir sicher. Darfst mir's glauben, denn ich spreche aus Erfahrung."

„Ich läugne nicht und habe nichts zu läugnen," entgegnete Karl sich gewaltsam fassend, denn er sah wohl ein, daß Entschlossenheit und eine ruhige Haltung hier das Beste sei.

„Bravo, so mußt du reden," lachte der häßliche Unhold. „Stelle dich nur recht unschuldig." „Ei seht," rief er dann wieder den Andern zu, „der Schelm ist schlauer, als wohl einer von uns wähnen mag." Darauf nahm der Sprecher seinen vorigen Platz an dem mit Eisenstäben dicht vergitterten Fenster ein und pfiff gleichgiltig ein heiteres Lied. Auch die Andern ließen nun den Verkannten zufrieden, und bald war unter ihnen ein lebhaftes Gespräch über bestandene Abenteuer und Gaunerstreiche im Umlaufe. Gott! was mußte da der fromme Karl hören. Wie gottverlassen erschienen ihm diese frechen Sünder, die sich nicht scheuten, mit ihren Verbrechen zu prahlen und noch Lügen beisetzten, um ihre Kameraden an Lastern zu übertreffen. Voll schaudernden Unmuthes kauerte er sich in eine Ecke nieder, hielt mit den vor Angst zitternden Händen die Ohren zu und mühte sich zu schlafen. Doch es gelang ihm nicht, denn seine Seele war zu sehr von Angst und Schmerz erfüllt. Stunde an Stunde schwand hin, und als die Glockenschläge von den Thürmen in dumpfer ernster Weise Mitternacht verkündeten, erhob er sich leise. Die in Sünden hart gewordenen Bösewichter waren alle in tiefen Schlaf gesunken. Regungslos lagen sie da und nur zuweilen zuckte Einer von einem bösen Traume geängstigt

zusammen. Das einzige Licht, das hier das tiefe Dunkel spärlich erhellte, kam vom Vollmonde, der durch die kleine vergitterte Fensteröffnung seinen bleichen Schein herein goß. Zu diesem Glanze, der von dem dunkeln Nachthimmel auch in dieses Gemach auf Verworfene sich freundlich niedersenkte, blickte Karl mit schmerzerfülltem Herzen hinauf und klagte dem Vater über dem nächtlichen Wolkenzuge seine Leiden. In feurigem Strome floß die Andacht von seinen betenden Lippen, und je länger er in frommer heiliger Weise mit dem Vater der Waisen und Bedrängten redete, je ermuthigender zog stärkende Kraft in sein Herz ein, das eben noch verzagen wollte. Er betete auch für die Tiefgesunkenen, die hier schliefen, und weinte über sie wie ein guter Engel über den Fall des Sünders. Als er mit seiner Andacht zu Ende war, fühlte er sich wunderbar gestärkt und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes sich bezeichnend, kauerte er sich wieder abgesondert von den Schläfern in einen Winkel nieder, und schlief bald seinen irdischen Leiden entrückt, einen gesunden, erkräftigenden Schlummer. Sichtlich erprobte sich an dem frommen Knaben die erhebende Macht des Gebetes und der gütige Gott, den er mit Vertrauen angerufen, deckte mit dem hehren Schilde schützender Gnade die Unschuld im Gefängnisse.

Viertes Kapitel.

Der kleine Hausunhold.

Mehrere Tage lag der arme Karl im Gefängnisse. Fast stündlich wurden Einige, die man hier festhielt, entlassen und Andere eingebracht; doch um den unter stetem Gebete

harrenden guten Knaben schien sich Niemand zu kümmern. Da erschien endlich der Tag, welcher ihn vor die Schranken des öffentlichen Gerichtes rief.

Er war wie geblendet, als man ihn in den Gerichtssaal einführte, und er nun die ernsten Richter in ihrer Amtstracht und alles Zugehör des für ihn ungewohnten Schauspieles erblickte. In banger Erwartung hörte er die Verhandlungen an, bis ihn selbst endlich die Reihe traf. Streng der Wahrheit getreu, erzählte er auch hier alles wieder, was sich in dem Walde, wo er den Kosaken entlief, ereignet habe, und wiederholte auch den Vorfall mit dem listigen Diebe, der ihm seine Börse und Karte entwendet, ganz so, wie er es das erstemal gethan. Als Zeuge gegen ihn war der Kosake mit einem Dolmetsch zugegen, und dieser ging von seiner Behauptung nicht ab, daß der Bube ein Spion sei. Als lange so hin und wieder geredet wurde, faßte der Präsident des Gerichtes die Anklage und Vertheidigung zusammen, und sagte: „Aus den eigenen Erklärungen des Angeklagten und seines Anwaltes geht allerdings hervor, daß er wirklich einen Ueberfall vereitelte, und es frägt sich nun, ob dieß aus böswilliger Absicht, oder aus bloser Furcht, die ihn antrieb, den Russen zu entkommen, geschah. Ferner, ob dieser Herr Major, von dem der Knabe eine Karte und Börse erhalten haben will, ihn etwa als Boten an irgend eine einflußreiche Partei nach Paris gesendet. Genauer Erhellung bedarf auch der Umstand, ob der Name des Angeklagten, wie seine Reise aus der Schweiz hieher, wie überhaupt alles, was er von dem Tode seiner Eltern und der zufälligen Auffindung des Herrn Majors vorgibt, Wahrheit, oder bloße Erfindung sei.

In diesem Augenblicke entstand auf den Tribunen ein

Geräusch, und trotz der herkömmlichen Ermahnung zur Ruhe, drängte sich ein alter, bärtiger Mann gewaltsam vor und rief mit tiefer Baßstimme herab, daß er als Zeuge vernommen zu werden wünsche. Nach kurzer Erwägung wurde dem Begehren dieses Mannes, in dem der hocherfreute Karl den wackern François erkannte, willfahren. Als er den nöthigen Förmlichkeiten Genüge geleistet, erzählte er den ganzen Vorfall getreulich so, wie er ihn mit angesehen, und erwähnte auch jener Scene, wie ihm der gute Knabe, als ihn die wüthenden Kosaken erschlagen wollten, durch seine Bitten und durch die Deckung mit dem eigenen Leibe das Leben gerettet habe. Alle Anwesenden waren tief gerührt, und als nun François besonders den Kosaken, der gegen Karl hier zeugte, als den Rohesten aus jenem Haufen bezeichnete, erhob sich auf den Tribunen ein Gemurmel allgemeinen Unwillens. Ein glücklicher Zufall wollte auch, daß der wackere François durch mehrere anwesende Offiziere, die den wackeren Veteranen kannten und ihm das beste Zeugniß gaben, unterstützt, beweisen konnte, daß er wirklich derjenige sei, für den er sich ausgebe. So kam es denn, daß der gute Karl, der nicht wußte, wie ihm geschehen, noch in derselben Sitzung freigesprochen wurde, und der darüber wüthende Kosake von Allen verachtet, mit langer Nase abziehen mußte.

Eben wollte der Befreite mit François, der zu rechter Zeit hier erschienen war, den Gerichtssaal verlassen, als die Thüre sich öffnete und von zwei Gensdarmen jener Gauner eingebracht wurde, welcher vor einigen Tagen dem argwohnlosen Knaben seine Börse und Karte entwendet hatte. Karl erkannte sogleich den Elenden, den man auf einem neuen Diebstahle ertappt, und sprach auch unverhohlen

das, was er bei seinem Anblicke fühlte, vor den Richtern aus. Der Eingebrachte konnte nicht läugnen, weil die Gensdarmen, die ihn bereits untersucht hatten, nebst andern entwendeten Gegenständen, auch die von Karl genau bezeichnete Börse und Karte gefunden hatten. Alle Anwesenden brachen in einen lauten Jubel aus, und der Knabe, der nicht so rasch in den Besitz seines Eigenthums zu kommen gehofft, verließ nun, den Richtern dankend, mit freudeverklärtem Gesichte den Gerichtssaal.

„Siehst du, mein Sohn,“ sagte François bewegt, als sie nun zusammen die Treppe hinab stiegen, „daß die Sünde in den eigenen Garnen sich fängt; denn kein Faden ist so fein gesponnen, daß er nicht einmal an die Sonne käme. Es ist das ein altes, aber ein wahres Sprichwort, wie du auch an dem eigenen erlebten Falle sehen mögest, daß sich nur Unschuld und Tugend unter den härtesten Prüfungen wie Gold im Feuer rein bewähren.“ Diese Wahrheit tief in der Brust fühlend, nickte der Befreite fromm mit dem Haupte, und als ihm der gute, alte Soldat nun sagte, daß er ihn selbst zu der Familie des Herrn Majors führen wolle, da pochte Karls Herz in froher Erwartung an seine Brust.

Durch viele Kreuz- und Querstraßen führte der alte Soldat seinen Lebensretter, der, als sie nun in das völlige Volksgetümmel geriethen, bei dem Anblicke so vieler in stattlichem Glanze dahinrollender Equipagen und so fein gekleideter Herren und Frauen hundert Fragen an ihn stellte. Auch fragte er den gutmüthigen Alten, wie es denn gekommen, daß er ihm als Retter aus harter Bedrängniß hier in Paris so plötzlich, so unvermuthet erschienen sei. Da bemerkte ihm François, daß der heimgekehrte Nachbar ihm erzählt habe, wie ihm Karl plötzlich

4*

in einer Schenke abhanden gekommen sei, worauf er sich ungesäumt nach Paris aufgemacht habe. Als er nun von dem Knaben hörte, wie sich der Nachbar auf dem Wege benommen, und weßhalb er den Trunkenbold verlassen habe, so lobte der darüber Empörte seine Entschlossenheit mit der Bemerkung, daß er dem alten Burschen tüchtig die Meinung sagen werde. Dabei schnitt François so ein finster ernstes Gesicht, daß der gute Karl erschrocken für den Mann bat, der sich gegen ihn so häßlich benommen. Unter solchen Gesprächen blieb François, schnell abbrechend, plötzlich vor einem großen, stattlichen Hause mit den Worten stehen: „So mein Sohn, jetzt sind wir am Ziele;“ faßte dann den vergoldeten Glockenzug, schellte an, ein Diener in reicher Livrée öffnete und sie traten ein.

Schon in dem mit Marmor gepflasterten Gange, dessen hochgewölbte Wände mit Hirschgeweihen und steinernen Statuen geschmückt waren, that sich der Reichthum des Bewohners kund, und als Karl die mit bunten Teppichen belegten breiten Treppen hinan stieg, drückte er unter bangem Herzklopfen François Hand und wechselte wiederholt die Farbe. „Nur Muth, mein Sohn,“ flüsterte der Veteran, der die mächtige Bewegung des armen Knaben begriff, diesem zu, und in einem weiten, langen, ganz mit Ölgemälden behangenen Korridore oben angelangt, bat er den Kammerdiener, der ihm entgegentrat, ihn bei der gnädigen Frau zu melden. Mit stummem hochmüthigem Kopfnicken entfernte sich dieser und es währte lange, bis er wiederkehrte. Ohne es der Mühe werth zu finden, den Mund zur Rede zu öffnen, that er eine hohe Flügelthüre weit auf, und bedeudete Beiden, den Zeigefinger auf den Mund legend, einzutreten.

Mit einer Pracht, welche die Augen blendete, war auch dieses Zimmer ausgeputzt. Dichte, kostbare Teppiche bedeckten den Boden. Die Wände waren mit Gemälden und Spiegeln überladen, und der Wohlgeruch, der hier aus reich vergoldeten Vasen duftete, wirkte betäubend auf den armen Karl, den alles, wohin er nur die Blicke wendete, mit Erstaunen erfüllte. Von jeder Seite zeigten ihm die großen Wandspiegel seine verlegene Gestalt, und als eine anstoßende Thüre geräuschlos geöffnet ward, und eine hochgewachsene schlanke Dame mit leisen, schwebenden Tritten eintrat, pochte das Herz des armen Knaben in raschen bangen Schlägen. Er zitterte sichtlich, und als der alte François ihm bedeutete, daß diese Dame die Frau des Herrn Majors sei, so grüßte sie Karl mit schüchterner Geberde. Dann schlug er das eben noch gesenkte Auge zu ihr auf, und beredter, wie von seinen Lippen, sprach aus diesem die Bitte, sich seiner zu erbarmen. Unverwandt blickte die schöne Dame in das sonnenverbrannte Gesicht des Heimatlosen, und ihre Züge, die bei ihrem Erscheinen nur eine kalte Schönheit zeigten, nahmen von Sekunde zu Sekunde einen mildern Ausdruck an. Sie schien sehr ergriffen, und als sie sich jetzt sichtlich mühte, ein Paar große Thränen zwischen den Wimpern zu erdrücken, wurden auch dem alten Soldaten die Augen feucht. Er faltete die Hände und blickte dankend nach oben. Die Frau Majorin, der die Bewegung des wackern Soldaten, den ihr ihr Gatte oft als einen Braven geschildert, nicht entging, lächelte ihm wohlwollend zu, und sagte: „Seid ohne Sorgen, Euer kleiner Lebensretter soll es gut bei mir haben.“ Ein Brief ihres Gatten hatte sie nemlich von all' dem unterrichtet, was sich zwischen ihm, dem Knaben und François zugetragen, und

ihr mit rührender Bitte an das Herz gelegt, daß sie dem verwaisten Kinde seines besten einzigen Freundes eine gute, liebevolle Mutter sein möge. François, der von diesem Briefe wußte, hatte zwar das im Allgemeinen edle Herz der Majorin kennend, an einer guten Aufnahme nicht gezweifelt, da er sie aber so liebreich, so tief bewegt den furchtsamen Knaben betrachten sah, so konnte er nicht umhin, einem hehren Walten zu danken, das mit so sichtlicher Zuneigung zu dem Verlassenen das Herz der hohen Frau erfüllte. Ein Maler hätte gewiß Viel darum gegeben, diesen schönen Augenblick zu belauschen, in welchem die sonst so abgemessen, anscheinend kalte Frau sich fessellos sanfter Rührung hingab, in welchem der in trüben Geschicken und Gefahren gealterte Soldat sich der Thränen nicht schämte und der arme Karl unter Bangen und Hoffnung zu der schönen Frau aufblickte, um aus ihren Augen Trost für die nächste Zukunft zu lesen. Wenig sprachen die Lippen, doch die Herzen waren um so bewegter, und je länger Karl der Dame, die liebreich seine Wangen streichelte, in die großen dunkeln Augen blickte, je mehr schwand seine Beklommenheit. Darüber war François so hoch erfreut, daß er, sich vergessend, nach seiner Weise, laut, derbe und herzlich das aussprechen wollte, was er fühlte. Doch schon bei den ersten lauten Worten des Soldaten zuckte die Dame ängstlich zusammen, gebot ihm mit hastiger Bewegung Stille, und während ihr Blick einige Augenblicke zürnend auf dem erstaunten François heftete, lauschte sie mit banger Besorgniß nach der Seitenthüre hin, durch welche sie zuvor eingetreten. Als jedoch zu ihrer Beruhigung alles still blieb, glättete sich ihr Gesicht wieder zu freundlichem Wohlwollen, und dem Soldaten, der sich ihr Benehmen noch immer nicht deuten konnte, näher tretend,

sagte sie leise: „Da hättet Ihr etwas Schönes anrichten können! Mein lieber Henry liegt in einem der anstoßenden Zimmern krank darnieder. O, redet leise, daß Ihr mir den lieben armen Knaben nicht aufwecket.“ Kaum hatte sie so gesprochen, als ein heftiges Geschrei, wie es nur immer ein boshaftes, ungezogenes Kind ausstoßen kann, von dem nächsten Zimmer her erscholl, und mit bestürzter Miene eilte zu gleicher Zeit ein ältlicher Bedienter in das Gemach.

„Ach du mein Gott!“ rief der Erschrockene. „Gnädige Frau, der junge Herr ist ganz außer sich, daß man ihn durch Lärmen aufgeweckt habe. Er will durchaus wissen, wer sich hier so laut zu sprechen erlaubt, und dringt auf scharfe Bestrafung des Unachtsamen.

„Da seht Ihr nun selbst, was Ihr gethan,“ sagte die Majorin mit bitterer Leidenschaft zu dem neuerdings sehr erstaunten Soldaten. Dann wandte sie sich in höchster Verlegenheit zu dem Diener, ihn fragend, was man dem Henry zu seiner Beruhigung wohl sagen könne? Der Diener wußte keinen Rath; doch François, der wohl wußte, welche Affenliebe die Majorin für ihren ungezogenen Buben hege, meinte, es werde wohl so schlimm nicht sein, und er getraue sich dem jungen Herrn wohl zu sagen, daß er sich in seiner Freude vergessen, hier laut gesprochen habe. Trostlos schüttelte die schwache Mutter das Haupt, und als jetzt ein Gepolter, ein Klingen und Gelärme, wie von umgeworfenen Stühlen und zertrümmertem Porzelaine und Gläsern erscholl, war sie einer Ohnmacht nahe. In demselben Augenblicke stürzte der junge Unhold, ein schöner Knabe von etwa dreizehn Jahre, in's Gemach.

„Wie? so geht man mit mir um!“ rief der kleine Wütherich. „Man schreit und lärmt, wenn ich todtkrank bin, und weckt mich auf, wenn ich endlich einmal ein

Stündchen schlafen könnte? Reden Sie, Mamma," wendete er sich zu der, vor der Wuth des ungerathenen Sohnes zitternden Mutter, „wer war der Freche?"

„Ach mein lieber Henry," suchte ihn die arme Frau zu besänftigen; „der alte François wußte ja nicht, daß du krank seiest."

„Ihre Schuld, Mama!" rief der böse Bube. „Warum haben Sie es ihm nicht gesagt?" Dann zu dem Soldaten sich wendend, dem der gerechte Unwillen das Blut in's Gesicht trieb, rief er: „Wie kann ein gemeiner Dragoner in der Wohnung eines Majors sich solch einen unanständigen Spektakel erlauben?" Wer ist der Mensch?"

„Ein Freund Ihres braven Herrn Vaters, entgegnete François, „der Ihnen hier — dabei zeigte er auf den bestürzten Karl — einen Gespielen in's Haus bringt, den Sie wie einen Bruder lieben sollen?"

„Ha, ha, ha!" lachte ausgelassen der Verzogene. „Diesen Betteljungen soll ich wie einen Bruder lieben?" Karl erbleichte, und die Majorin, als sie sah, wie dem armen Knaben Thränen des tiefsten Schmerzens über die Wangen rollten, sagte verweisend zu dem immer aufgebrachter sich Geberdenden: „Pfui, Henry; wie magst du auch einen Verwaisten schelten! Er ist der Sohn eines Offiziers, wie du, und sein Vater, der dem Armen leider zu früh gestorben, war der beste Freund deines Vaters. Benimm dich daher liebreich gegen ihn, denn ich werde nicht dulden, Henry, daß du meinem Schutzbefohlenen eine fernere Unbilde zufügen wirst."

„Wie! so reden Sie mit mir?" rief der jetzt auf's Höchste Gereizte. „Sie geben mir Verweise vor fremden Leuten, ärgern mich zu Tode, da ich ohnedieß schwer krank bin? Gut, das soll Sie gereuen, gereuen Mama, so

wahr ich lebe." So sprechend riß Henry, der sich oft schon unterfangen, mit der blinden Liebe seiner schwachen Mutter Komödie zu spielen, eine Pistole von der Wand.

„Warte im Vorzimmer auf mich!" rief François, der jetzt noch zu schweigen für Sünde hielt, dem bebenden Karl zu, und als sich dieser entfernt hatte, hob er die Majorin, welche vor dem verschmitzten jungen Gaukler auf den Knieen lag, und ihn unter Thränen beschwor, sich am Leben nicht zu schaden, von den Teppichen des Zimmerbodens auf.

„Gnädige Frau, lassen Sie mich gewähren'" flüsterte er ihr leise zu, trat dann so dicht vor den jungen Bösewicht hin, daß er im Falle, wenn der Bube Ernst machen wollte, ein Unglück verhindern konnte, und donnerte ihn nun auf militärische Weise an: „Sie haben Recht, wenn Sie sich todtschießen. Denn ein Mensch wie Sie, ohne Religion und Kindesliebe, taugt nicht für diese Welt. Drücken Sie immerhin ab. Die Guillotine oder der Galgen würden ja doch später Ihr Loos sein." Henry, der ob dieser Sprache todtenbleich vor Zorn wurde, machte, krampfhaft zusammenzuckend, eine drohende Bewegung, als er aber dem muthigen Auge des alten Soldaten begegnete, schlug er das seine nieder und die bekümmerte Mutter, welche die redliche Absicht des ehrenhaften François durchschaute, wendete die gefalteten Hände und Blicke dem Himmel zu.

„Nun, weßhalb schießen Sie nicht?" polterte der Wachtmeister wieder. Henry schwieg, und in höchster Verlegenheit entfiel seiner zitternden Hand die Pistole. Rasch und fest ergriff jetzt der Wackere die Hand des Entmuthigten, führte ihn dicht zu der Mutter hin, und mit der Linken ihn unter dem Kiene fassend, richtete er ihm bei dem

Kommando: „Kopf in die Höhe!" sein gesenktes Haupt auf. Henry schaute nun gerade in das schmerzbewegte, weinende Antlitz der Mutter. Er sah ihre gefalteten Hände zittern, und mächtige Vorwürfe stürmten durch seine Brust. François, dem zu seiner innigen Freude diese Rührung nicht entging, redete in sanfterem, aber dennoch ernstem Tone so zu ihm: „Blicken Sie ja lange in dieses Schmerzens-Antlitz ihrer guten Mutter. Sehen Sie, wie der Gram und die Wehmuth ihr heiße Thränen aus den Augen treiben. Diese Thränen weint sie Ihrer Unart, Ihrer Gottlosigkeit. Solche Thränen, welche von ihren Kindern gekränkte, beleidigte Eltern über diese weinen, gehen nicht verloren; sie werden jenseits in einem großen Thränenkruge aufbewahrt, und reifen dort zu furchtbarer Vergeltung. Undank, junger Herr, ist wie das Sprichwort sagt, das größte Laster, und dieses Sprichwort redet tief aus der menschlichen Natur eine lautere Wahrheit. Hart, empfindungslos, ganz verwahrlost, muß das Herz des Undankbaren sein, oder besser gesagt, er muß gar kein Herz haben, weil solch ein Herz nicht mehr ein Herz genannt zu werden verdient. Da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bei jedem Menschen, der nur irgend Vernunft hat, vorausgesetzt werden, um so größer ist das Laster des Undankes, und Dank, junger Herr, sind wir doch gewiß zunächst unsern Eltern schuldig. Glauben Sie, mein lieber Henry, wer den Eltern nicht ihre ehemalige Sorgfalt und Treue bei der Erziehung durch Liebe und Achtung lohnet, der verdient auch von seinen Kindern einst keinen Dank für Alles, was er für sie thut. Selbst die Thiere fühlen den Trieb der Dankbarkeit, und die Geschichte erzählt davon Beispiele, die in Erstaunen setzen. Der Hund wacht bei dem Lager des Herrn, der ihn füttert, und beschützt ihn. Doch Sie,

junger Mensch, bereiten ihrer guten Mutter, die Sie mehr liebt, als sie vielleicht einst verantworten kann, ein frühes Grab. Ja, weinen Sie nur," rief der Wackere, als der Knabe, der sein Benehmen jetzt bereute, in ein heftiges Schluchzen ausbrach; „denn Thiere, Geschöpfe ohne Vernunft, beschämen Sie."

Solche energische Sprache that dem jungen Wildfange schon lange noth, und ein wahres Glück wäre es für ihn gewesen, wenn François hätte sein Hofmeister werden können. Sein Herz war nicht von Grund aus schlecht, und nur durch die stete Nachgiebigkeit der Mutter, die das Herzenssöhnchen verhätschelte und mit Liebkosungen und begütigenden Reden überhäufte, wenn sie hätte die Ruthe gebrauchen sollen, nisteten sich Zorn, Hitze, Eigensinn und ein fehlerhafter Stolz in seiner jugendlichen Brust ein. Er glaubte, weil jeder seiner leisesten Wünsche allsogleich erfüllt wurde, daß er für sich einen vorzüglichen Werth vor allen Andern habe. Er glaubte, er sei sich selbst genug, und auf sein Geld sich stützend meinte er, er brauche in der Welt keines andern Menschen gute Meinung und Hilfe. Dieser fehlerhafte Stolz ging, da man ihm keine Schranken setzte, bald in einen unbeugsamen Eigendünkel, in Hochmuth, Prahlerei und Hoffart über. Auch wurden die Worte: der Mensch muß einen Stolz haben, von Henry falsch verstanden.

Es gibt allerdings einen edlen Stolz, in welchem ein Mensch den eigenen Werth fühlt und sich deßhalb nicht wegwerfen und durchaus ein guter Mensch bleiben will. Solch ein Stolz verdient Lob und Beifall; denn er ist ein lebhaftes Gefühl erhabener Pflicht und Menschenwürde, und die, welche von ihm durchdrungen sind, können gewiß keine schlechte, niedrige That vollbringen. Doch von diesem

erhabenen Gefühle hatte Henry ganz irrige Begriffe, und wie er Offenherzigkeit, Geradheit und biederes Wesen mit Grobheit und Trotz verwechselte, so meinte er, um sich nicht wegzuwerfen, müsse er bei jeder Gelegenheit durchaus seinen Willen geltend machen. Als er daher, wenn er etwas mit Gewalt durchsetzen wollte, und dabei recht unbändig schrie und wüthete, die Diener, seinen süßlichten Wicht von Hofmeister, der, um den einträglichen Posten nicht zu verlieren, dem jungen Herrn alles zu Willen that, wie auch die Mutter zittern sah, so freute sich der kleine Haustyrann über die Macht, die er schon so frühe errungen. So wurde er immer wilder, immer unbändiger und die Mutter, die an dieser fehlerhaften Ausbildung Henry's die meiste Schuld trug, sah jetzt erst ein, zu welchem Unglücke ihre Verzärtlung und ihre Affenliebe geführt habe. Wie unbeschreiblich wohl mußte es daher der unglücklichen Frau thun, als Henry, vor dem sie oft schon vergebens auf den Knieen gelegen, jetzt mit zerknirschter Miene ihre Hand ergriff, und sie unter Thränen der Reue um Vergebung bat. Fest die Arme um seinen Nacken schlingend schluchzte sie laut, und rief im Stillen den Beistand des Himmels an, daß diese Bewegung in dem Gemüthe ihres Sohnes ja keine vorübergehende sein möge.

„Sie haben viel gut zu machen," sagte der Wachtmeister warm, doch immer ernst zu Henry, und schilderte dem tief ergriffenen Knaben noch recht lebendig, was sein wackerer Vater wohl empfinden würde, wenn er nach so blutigen Kriegesjahren in den Frieden des häuslichen Herdes zurückkehrte, und seinen einzigen Sohn, den Stolz und die Hoffnung seines Alters, als ein so entartetes, unbändiges Geschöpf antreffen würde. Henry versprach alles Gute, und als er auch dem ehrlichen Graubarte einige

herzliche Worte, die diesen mit ihm so ziemlich versönten, gesagt hatte, ging er mit anscheinend trauernder Miene und gesenktem Haupte in sein Zimmer zurück. Der Patient schien plötzlich vollkommen geheilt und zufrieden mit dem Erfolge seiner Lektion, lächelte ihm François vergnügt nach. Ehrfurchtsvoll schaute er dann in das bewegte Gesicht der Majorin, und diese las unverkennbar in den derben Gesichtszügen des offenherzigen Soldaten einen Vorwurf für ihre Person.

„Ihr tadelt mich," sprach sie verlegen zu ihm, „und ich verdiene diesen Tadel; denn meine blinde Liebe hat mir und meinem Knaben viel Unglück bereitet. Doch sehet, ich liebe ihn allzusehr; es ist ja mein einziges Kind, und die Natur hat ja allen lebendigen Geschöpfen eine unbegrenzte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen eingepflanzt. Mit welcher Angst und Besorgniß schützen selbst die Vögel ihre kleine Brut? Wie hebt die Henne sträubend ihr Gefieder in die Höhe, wenn man ihren Jungen zu nahe kömmt? Sehet, so fühlt und athmet Alles die Liebe der Natur und kein Geschöpf verläßt seine Jungen eher, als bis sie sich selbst schützen können. Ist es daher der Mutter eines Menschen zu verargen, wenn sie ihr Kind liebt?"

„Ei nicht doch, gnädige Frau. Der Mensch, der seine Kinder nicht liebt, verdient nicht, daß ihm der Himmel die Freude der Familie gibt. Doch — gnädige Frau — darf ich reden — reden, wie es mir um's Herz ist?"

„Ja, thuet das, wackerer Mann. Ich wünsche es sogar; — ich bitte darum!"

„Das ist mir lieb," entgegnete François mit heiterm Gesichte, „doch bitte ich, sollte mir mitunter etwas zu gerade herauskommen, mir es nicht böse zu deuten." Die Majorin schüttelte lächelnd das Haupt, und ermuthigt

sagte nun François: „Die Liebe kluger Eltern kann nur aus den Kindern gute und glückliche Geschöpfe erziehen wollen, und so geht denn die erste Sorge der Erziehung dahin, daß ein gesunder kräftiger Körper sich entwickle. Denn der Leib ist das Haus und die Seele der Einwohner. Sobald das Kind denken kann, so tritt zu der Sorge einer kräftigen Körperentwicklung die Aufgabe, den Liebling zur Rechtschaffenheit und Tugend und jeder guten Eigenschaft, besonders zur Sittsamkeit, Gottesfurcht und Sanftmuth anzutreiben. Glauben Sie mir, gnädige Frau, wie eine gute Eigenschaft, eine Tugend die andere erzeugt und alle mit sich Glück bringen, so gehen auch aus einem Fehler immer wieder andere hervor, die aus Vergehen zu Lastern, endlich zu Verbrechen werden und namenloses Unglück bringen. Die Fehler, die mit Güte nicht beseitigt werden können, müssen durch Strenge und scharfe Zucht ausgereutet werden, und wer sein Kind liebt, steht auch nicht an, wenn es noth thut, es zu züchtigen. Denn es ist besser, wenn es in zartem Alter zu seinem Glücke einige Minuten weint, als wenn die Eltern in spätern Jahren unter folternden Vorwürfen eigener Schuld über dasselbe weheklagen. O, wie schön ist es, gnädige Frau, wenn ein Vater oder eine Mutter in hohem Greisenalter sagen kann: Von meinen Kindern hat keines je einen schlechten Streich gethan! — Glauben Sie, das ist mehr, als wenn manche vornehme Familie so und so viele hohe Würdenträger mit Ordens-Bänder und Kammerherrnschlüssel, die aus ihrem Kreise hervorgegangen, zählt. Doch wie qualvoll und niederdrückend muß es für Eltern sein, wenn jeder Rechtliche nur mit Achselzucken von einem ihrer Kinder spricht. Solch ein Herzeleid wünsche ich meinem ärgsten Feinde nicht; denn es kann nach meinem Gefühle keinen drückendern Schmerz

in der Natur geben, als den Gram, den uns ungerathene Kinder bereiten. Deßhalb, gnädige Frau, beschwöre ich Sie, jetzt, da es vielleicht noch Zeit ist, ja strenge mit dem starrköpfigen Henry zu sein. Wer sich einen schönen Obstgarten ziehen will, fängt mit der Baumschule an; denn ein alter Stamm läßt sich schwer biegen." François schwieg und sein sorgenumwölkter Blick schien die Dame anzuflehen, daß sie ja das, was er ihr eben gesagt, beherzigen möge.

„Weßhalb mein Gatte, so oft die Rede auf Euch kam, nimmer aufhören wollte, Euern trefflichen Karakter zu loben, das begreife ich nun recht wohl. Denn Ihr verberget wirklich hinter dem rauhen Wesen des Kriegers einen seltenen Gemüths= und Seelenadel, und ich stehe von heute an hoch in Eurer Schuld. So sprechend drückte die Majorin tief bewegt dem Braven die Hand, der, als er den armen Karl, welcher bis jetzt traurig vor der Thüre gewartet, wieder in das Zimmer geführt, sich entfernte, um noch einige Angelegenheiten zu ordnen. Da er sehr laut geredet, so hatte Karl, ohne Absicht, fast jedes Wort vernommen. Der gute Knabe entsetzte sich über den ungerathenen Henry. Sein frommes Gemüth konnte es gar nicht begreifen, wie ein Kind gegen seine Eltern sich so betragen und solch eine Sprache führen könne. Er getraute sich kaum das Auge zu der unglücklichen Mutter aufzuschlagen, weil er glaubte, sie müsse sich ob ihrer fehlerhaften Erziehung vor den Blicken eines Jeden schämen. Der klugen Frau entging sein Gefühl nicht und es kostete ihr wirklich einige Ueberwindung, um vor dem armen Knaben, der mit dem unschuldsvollen gottergebenen Gesichte stand, nicht verlegen zu werden. Eine geraume Zeit redete sie gar freundlich mit ihm, dann ließ sie ihm neben dem

Zimmer ihres eigenen Sohnes ein niedliches Gemach anweisen, und ihn mit reinlicher Wäsche und anständigen Kleidern versorgen.

„Ach, wäre mein Knabe doch so, wie dieser Heimatlose!“ rief die erschütterte Frau, als sie jetzt in ihrem Kabinete allein war, ein über das anderemal aus, und je tiefere Blicke sie in die Leidensschule, die der verlassene Karl in noch zartem Alter durchschritten, warf, und dabei erwog, mit welch' ruhiger Ergebung er sein herbes Geschick getragen, so erschien ihr die sanfte Gestalt dieses frommen verwaisten Wanderers mit dem unbändigen Wesen ihres kleinen Unholdes verglichen, gleich der eines Engels. Sie hoffte, der stete Umgang mit Karl werde gewiß recht wohlthuend auf das Gemüth Henry's wirken. Auch beschloß sie, ihren Knaben zwar nicht minder zu lieben, als ehedem; doch von Stunde an ihm auch die mindeste Unart nicht mehr zu übersehen. Gewiß wäre dieser Entschluß ein wohlthätiger gewesen; doch die gute Frau hatte bei ihrer Rechnung der eigenen Schwäche vergessen, und schon bei dem gefaßten Entschlusse, den Trotzkopf zu bändigen, war es ihr bange, ob wohl der Auftritt mit François dem Lieblinge ihres Herzens nicht schaden werde.

Fünftes Kapitel.

Das Heimweh.

Keiner der Millionen Sterne hemmt den andern in seiner Laufbahn, und alle diese großen und kleineren Weltkörper gehen neben und zwischen einander mit der schönsten Eintracht hin und bilden so Jahrtausende und tausende das

unbegreifliche, freundlich glänzende Weltgebäude. Doch diese Eintracht herrscht nicht auf der Erde, und doch könnte es so sein, wenn Jeder in seiner Lage alle seine Pflichten treu erfüllen wollte. Dann hätten wir in der Welt nur wenige Gesetze nöthig, weil der Gute das Gesetz in seinem Herzen trägt, und es überall ausübt, wo er nur handelnd auftritt. Doch so lange die Welt steht und Menschen in ihr hausen, hat Jeder seine Begierden und Leidenschaften, seine Gedanken und Weisen. Der Eine will das, der Andere jenes, und indem Jeder glaubt, daß er allein nur Recht habe, durchkreuzen und widerstreiten sich die Vortheile der Menschen alle Augenblicke. Selbst Menschen mit den besten Herzen sind mancherlei Schwächen und Vorurtheilen unterworfen. Das war auch in hohem Grade bei der Frau Majorin der Fall. Sie hatte eine fast schlaflose Nacht hingebracht, und je länger sie auf ihrem Ruhelager über das gestrige Begebniß zwischen ihrem Sohne und dem alten Wachtmeister nachdachte, je plumper und ungeeigneter erschien ihr das Benehmen des rechtlichen Soldaten gegen ihren ungezogenen Buben. Sie glaubte, es sei ihm zu viel geschehen und sein Ehrgefühl durch François allzurauhes Benehmen zu sehr verletzt worden. So urtheilte heute die schwache Frau über den Braven, den sie gestern ob seines vortrefflichen Benehmens im Stillen gesegnet, und als er früh Morgens sich bei ihr verabschiedete, entließ sie ihn mit auffallender Kälte.

Henri, als er erfuhr, daß der derbe Wachtmeister abgereist sei, und aus der ängstlichen Miene seiner Mutter ersah, daß ihr Wille wieder von der alten Schwäche beherrscht werde, stellte sich ungemein leidend an, wies Speise und Trank klagend von sich, und trieb seine Verstellungs-

kunst so weit, daß ihn die Mutter wegen ihrer gestrigen Strenge bald laut weinend um Verzeihung bat.

Nun war der Bube wieder ganz in seinem Elemente, denn es war ihm zur unseligen Gewohnheit geworden, sich und Andern Verdruß und Ärgerniß machen zu müssen. Schon sehr weit vorgeschritten auf dem Wege der Verdorbenheit und Bosheit, reizte die geringste Kleinigkeit, die nicht nach seinem Kopfe ging, seine Galle, daß er sie in Ärgerniß und Bitterkeit oft sehr laut und qualvoll für sich und Andere überströmen ließ. Doch dießmal wollte er, da er die Mutter gestern so entschlossen sah, auf eine andere Weise einen völligen Triumph über sie erfechten. Er sagte, daß er beschimpft sei, und wenn er auch gestern gefehlt habe, so sei doch die Art, mit welcher der flegelhafte Wachtmeister, wie er ihn nannte, mit ihm geredet, eine zu empörende, als daß man nicht darüber aus Gram sterben könnte. Je mehr die Mutter ihn tröstete, je trostloser stellte sich der verschmitzte Bube an, und geberdete sich so schwach und leidend, daß der vollkommen getäuschten Frau ernstlich bange wurde, und nach dem Arzte schickend, verwünschte sie im Stillen François. War auch das, was der Arzt der Bekümmerten über den Krankheitszustand ihres Lieblings sagte, sehr beruhigend, so bangte ihr doch für Henri's Leben, der immer mehr ächzte und immer leidendere Gesichter schnitt. Mit ängstlicher Miene verbot sie daher ihrer Dienerschaft bei Entlassung jede Art von Geräusch, ließ den großen Thürklopfer mit Tuch umwickeln, wie auch die große Hausglocke, damit der Schall den sich über heftiges Kopfweh Beklagenden ja nicht aufwecken möge. Der Hofraum, wo die Equipagen anfuhren, wurde mit Stroh und die Treppen und Zimmervorplätze mit dichten Matten und doppelten Teppichen überlegt. Eben so ließ sie alle Thüren

mit Tuchstreifen beschlagen, daß ja kein Geknarre die Ruhe des Knaben störe. Auch durfte keiner der Bedienten anders als in weiten ausgefütterten Pantoffeln sich Henri's Krankenlager nahen.

Während alle diese Anstalten getroffen wurden, sah die Majorin blaß und entmuthigt aus, und flehte von Minute zu Minute die Gnade des Himmels an, daß der listige Beobachter ihrer Liebe und Schwäche ja bald genesen und nicht dahinsterben möge.

Als sie so, ein Schmerzensbild namenloser Leiden, auf ihrem Zimmer saß, trat Henri's Hofmeister unter vielen Bücklingen auf den Zehenspitzen seiner magern Füße ein und flüsterte mit süßlicher Geberde kaum hörbar, der ihm entgegen eilenden Majorin zu, daß er aus Henri's Krankenzimmer komme, und daß der junge gnädige Herr den gestern angekommenen Knaben zu sprechen verlange.

„Ach Gott," klagte die Dame, „das kann ja wieder ein neues Unglück geben. Der Knabe ist noch allzuschüchtern, als daß er meinen Henri unterhalten könnte. Ich bin fest überzeugt, daß sein befangenes Wesen den Kranken ärgern wird; das führt dann wieder zu neuen Gemüths-Affektionen. Ach, Hofmeister, warum haben Sie ihm diesen fatalen Einfall denn nicht ausgeredet?"

„Mein Gott, gnädige Frau," grinzte der Jammermann mit seinem immer lächelnden Schaafsgesichte. „Ich, der Kammerdiener und der Leibjäger vergehen fast vor Anstrengung, indem wir seiner warten, und doch klagt er, daß wir ihn vernachläßigen. An nichts findet er Gefallen, nichts befriedigt ihn, und da er nun einmal den fremden Knaben zu sprechen verlangt, so glaube ich, daß das nicht unterbleiben darf, weil, wie sie selbst wissen, Henri Widerspruch durchaus nicht duldet."

„Ja wohl weiß ich das," seufzte die Majorin, „doch der Knabe muß zuvor unterrichtet werden, wie er sich zu benehmen habe."

„J — allerdings," fiel dieses Prachteremplar eines auspeitschungswürdigen Hofmeisters mit der wichtigsten Miene von der Welt ein, und ließ nun nach dem Willen der wieder völlig schwachen Frau den guten Karl, der schon mit der Sonne aufgestanden war, in sein Zimmer rufen, das eine Treppe höher lag. Hier empfieng der gleich einem Skelette dürre, schief gewachsene Mensch den Knaben, dessen schöne Gestalt durch die Kleidung, die er erhalten, noch vortheilhaft gehoben ward, mit gnädig herablassender Höflichkeit.

„Mein lieber Junge," redete er ihn an, „du wirst die Ehre haben, in einigen Minuten den jungen gnädigen Herrn zu sprechen. Da er jedoch krank ist, und man ihn um so weniger erzürnen darf, so mußt du dich so benehmen, daß ihm nichts an dir mißfällt. Hat er dich einmal lieb, so darf dir Niemand mehr im Hause ein Haar krümmen, und es steht nun allein bei dir rasch dein Glück zu machen. Merke also auf das, was ich dir sage."

Ob dieser Anrede sehr niedergeschlagen, entgegnete Karl keine Sylbe, und mit der äußersten Wichtigkeit, als wenn von der Erfüllung dessen, was er ihm jetzt sage, Leben und Tod abhänge, begann der Hofmeister: „Für's erste mußt du ganz leise eintreten — noch leiser dich ihm nähern — ja sanft seine Hand ergreifen — sie küssen — und dann nach seinem Befinden fragen. Spricht er dann nicht gleich, so rede nichts bis er dich anspricht, und richte deine Antworten ja kurz, bündig und verständlich ein. Heißt er dich dieses oder jenes im Zimmer, wie ein Glas Wasser, eine Tasse mit stärkenden Tropfen oder dergleichen ihm herbei bringen,

so thue es geschickt, wie ich dir auch besonders einschärfen muß, wenn er dich rauh anreden sollte, was ich jedoch nicht glaube, nicht den mindesten Unwillen kund zu geben." In gleicher Weise redete er eine gute Weile mit dem erstaunten Karl, so daß dieser vor lauter vorgeschriebenen Beobachtungen am Ende dieser Vorlesung nicht wußte, w a s er eigentlich beobachten sollte. Das hatte er sich nicht träumen lassen, als der wackere Major ihn im Walde in die Arme schloß und für sein Wohl zu sorgen versprach, daß er ihn hieher schicken werde um seinem ungerathenen Sohne zur Zielscheibe seiner Launen zu dienen. Doch wie immer, so ergab er sich auch jetzt in den Willen Gottes, und hoffte, daß der Herr des Hauses bald zurückkehren und Manches zu seinem Troste hier ausgleichen werde.

So leise als es nur immer geschehen konnte, stieg er, als ihn der Hofmeister entließ, die Treppe nieder, und als er jetzt erst in den Vorzimmern und den ganzen Koridor entlang dichte Matten ausgebreitet sah, und die hier und da müssig stehenden Bedienten kaum hörbar zusammen flüstern hörte, da konnte er bei dem Gedanken, wie ungleich doch alles in der Welt ausgetheilt sei, einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken. Er verglich nämlich die Lebensverhältnisse Henri's mit den seinigen, und indem er einen Blick auf alle die Anstalten warf, die hier getroffen waren, um einen boshaften Buben, der sich krank stellte, ja in seiner erkünstelten Ruhe nicht zu stören, fiel ihm seine Wanderung von der Schweiz nach Paris ein, wo er oft von Hunger gequält, obdachlos unter freiem Himmel geschlafen. „Solch eine Schule, böser Bube," sagte er leise zu sich selbst, „thäte dir noth, du würdest dann wissen, was wohl und wehe thut, und Gott für deinen Wohlstand und das Glück die Eltern zu besitzen danken.

Unter solchen Empfindungen war er in das Vorzimmer Henri's gelangt, und trat nun, von einem Bedienten begleitet, unter seltsamen Gefühlen in das hochgewölbte, weite Schlafgemach des kleinen Hausdespoten ein. Von dem kostbaren Schimmer, der ihm von allen in diesem Zimmer befindlichen Gegenständen entgegen strahlte, geblendet, schlug er Anfangs die Augen nieder. Solche Pracht und Eleganz in Meubles, reichen Stoffen, Wandspiegeln und Vasen, hatte Karl noch nie gesehen. Von einem vergoldeten Adler oben zusammengehalten, fielen geblümte damastene Bettgehänge über Henri's muschelförmige Bettstelle, und als nun Karl über die prachtvollen Teppiche, die hier auf dem Boden die Fußtritte dämpften, nach dem luxuriösen Zeltbette hinschritt, pochte sein Herz hörbar. Hier lag der verzogene Henri in weiche Dünen gebettet, umhüllt von schneeigen Leinen und prunkender Seide. Als er aus der Tiefe seiner Kissen nach Karl hinschaute, war nur sein kleines, von heftigem Unwillen erglühendes Gesicht, und seine rechte Hand, die ein mit echten Spitzen gesticktes Taschentuch hielt, zu erblicken.

„A! endlich doch," ächzte oder schnaubte er vielmehr Karl an, der schüchtern vor seinem Bette stand. Die Leidenschaft, die ihn dabei erfaßte, runzelte sein Gesicht so zusammen, daß es mehr dem eines erdrosselten Affen, als dem eines Menschen gleich sah. „Du hast, nachdem ich den Wunsch ausgesprochen, dich hier zu sehen, drei und dreißig und eine halbe Minute verweilt!" rief er in ärgerlichem Tone und hielt dem Erschrockenen eine goldene Taschenuhr vor. „Ich schmeichle mir doch, daß ich es war, der nach dir geschickt. Weßhalb kamst du nicht eher? Wie — was?"

„Ihr Hofmeister, junger Herr," entgegnete Karl zö-

gernd, doch ehe er ausgeredet, schrie der kleine Wütherich aus vollem Halse: „Ach — mein Hofmeister ist daran schuld? Der will mich wohl zu Tode ärgern; herbei mit ihm auf der Stelle!“ Bei diesen Worten richtete er sich im Bette auf, erfaßte eine silberne Glocke, die vor ihm auf dem Tische lag, und rief nun, vor Ärger bald bleich bald roth werdend, aus vollem Halse, indem er wie ein Toller ohne Unterlaß schellte: „den Hofmeister, den Hofmeister herbei!“ Karl, so sehr er sich auch mühte, zum Worte zu kommen, wurde nicht gehört, und erst als der Gerufene mit zusammengekrümmtem Rücken, gleich einem Igel, den ein Hund anbellt, eintrat und todterschrocken, voll Bestürzung sich dem Bette näherte, hörte der böse Bube mit seinem Schellen auf. „Ich werde bei meiner Mama darauf dringen, daß man Sie heute noch aus dem Hause jagt,“ schrie er den zitternden Elenden an, und als dieser nun ganz vernichtet fragte, womit er denn das Unglück gehabt, sich seine Ungnade zuzuziehen, warf er ihm mit wahrem Grimme vor, daß er den Knaben abgehalten, alsogleich seinem Wunsche, hieher zu kommen, Folge zu leisten. Bösartiger als die tückevollste Schlange, die nur immer einen Blick aus der Hülle ihres Schuppenpanzers ausströmen lassen kann, schaute jetzt der Hofmeister den über Henri's Wüthen entrüsteten Karl an; dann wendete er sich mit süßlicher Miene zu seinem würdigen Zöglinge und sagte: „Als Sie den Wunsch geäußert, den Knaben zu sprechen, eilte ich sogleich zu ihm, doch er blutete eben sehr heftig aus der Nase, und hatte auch die anständigen Kleider, welche ihm die bekannte Güte Ihrer gnädigen Mama zugewendet, noch nicht angethan. Da ich in solch einem Zustande den jungen Gast, wie Sie gütigst einsehen werden, nicht zu Ihnen führen konnte, so geschah natürlich

ein Aufenthalt, den allerdings ich — jedoch nur aus Delikatesse veranlaßte."

Karl, der nicht begriff, wie sich dieser Mensch solch eine Lüge in seiner Gegenwart erlauben konnte, starrte ihn, wie man ein seltenes Ding betrachtet, sprachlos an, und seine Verwunderung stieg noch höher, als er nicht einmal ein leises Flämmchen von Schamröthe auf den fahlen Wangen dieses seltenen Erziehers gewahr wurde. In höchste Verlegenheit gerieth er aber, als Henri durch den Vortrag seines Hofmeisters besänftigt, ihn fragte, ob er oft aus der Nase blute, oder etwa gar unwohl sei.

„Gottlob, ich bin gesund," sagte Karl betont. Doch ehe er weiter redete, fiel der Hofmeister in seiner Weise ein, und meinte, das Nasenbluten wäre in der Regel zuträglich und habe sich nur in so heftigem Grade bei Karl eingestellt, weil er auf seinem langen beschwerlichen Marsche gar sehr der Sonnenhitze ausgesetzt gewesen, und ihm sofort das Geblüt zu Kopfe gestiegen sei. Henri war nun wieder beruhigt, und da er mit Karl allein zu sein wünschte, so gieng der Hofmeister völlig mit sich zufrieden davon. Besser, als es Karl nach diesem Auftritte vermuthen konnte, kam er nun mit dem Wildfange zurecht, und als er nach seinem Willen ihm die Geschichte seiner Leiden erzählte, sah er zu seiner innigen Freude Thränen in den Augen des ehevor noch so Unbändigen glänzen. Henri, der dem Glücke gleichsam in dem Schooße saß, und nicht einmal eine lebendige Vorstellung von dem Elende hatte, dem oft Menschen schon von der Wiege an preisgegeben sind, begriff es nicht, wie Karl mit solcher Geduld alle diese namenlosen Leiden bestehen konnte. „Das hätte ich nicht ertragen," sprach er tief erschüttert, „und würde durch

einen Sprung in ein tiefes Wasser all dem Elende ein Ende gemacht haben."

„Das dürfen wir nicht," sagte Karl wehmüthig, denn er trauerte über die verabscheuungswürdigen Grundsätze des in so früher Jugend schon so tief Gesunkenen.

„Dürfen? Nicht dürfen! Weßhalb nicht?" rief Henri leidenschaftlich. „Wenn ich nun einmal nicht mehr leben wollte, wer sollte mich daran hindern?"

„Der Gedanke an Gott," entgegnete Karl mit feierlichem Ernste, „der uns Alle zur Glückseligkeit geschaffen. Es ist gewiß ein heiliges Gesetz, dem Zwecke, welchen Gott, als der Allerhöchste, als unser Schöpfer, gemeinschaftlicher Vater und Wohlthäter will, nachzukommen. Daher wäre jede That, die den Menschen elend und unglücklich machen wollte, ein Widerspruch gegen diese heilige Bestimmung und eine Lästerung gegen Gott, gegen seine Weisheit und Güte."

Von diesen Worten überrascht, blickte Henri ungemein befremdet in das edle Antlitz des Verwaisten. Er gestand ihm zu, daß das, was er gesagt habe, wohl recht schön klinge, daß er aber fest glaube, es gebe in allzu großem Unglücke keinen Trost.

„O gewiß gibt es welchen," entgegnete Karl, „und dieser liegt einzig nur in der Religion. Sie ist die beste Führerin durch das Leben; die beste Trösterin in den Tagen des Unglückes. Denn wer Religion hat, denkt stets an Gott und an seine weisen, gerechten und heiligen Vaterabsichten zu unserer Glückseligkeit. Er denkt stets an den hohen Werth der Tugend, der alle irdische Wohlfahrt weit überwiegt. Er denkt stets an die Unsterblichkeit unseres Wesens und an die Vergeltung nach dem Tode. Glauben Sie mir," sprach Karl und seine Augen wurden feucht,

„daß ich gar oft an all das denken mußte, um nicht von meinem Unglücke ermüdet, hoffnungslos hinzusinken. Doch der Glaube und der beständige Gedanke an Gott, hielten mich in den schwersten Stunden meines Lebens aufrecht. Ich dachte mir da gleich, was mir wohl aller Reichthum frommen würde, wenn ich ein schlechtes Herz und ein verstocktes Gemüth hätte? denn alles Glück hienieden ist doch am Ende eitel, wenn man dem eigentlichen Zwecke des Lebens nachforschet.“

Berührte den wilden Knaben auch das, was der fromme Karl ihm so ungeschminkt sagte, auf eine eigene unangenehme Weise, so konnte er ihm deßhalb doch nicht zürnen; denn diese Worte trugen so etwas Erhabenes, Wahres an sich, daß sein Widerspruch sich nicht regte. Er hatte dergleichen nie von seinem Hofmeister gehört, weil dieser, statt in solcher Weise oft mit ihm zu reden, ihn stets nur auf die Vorzüge seines Geldes und seiner adeligen Geburt aufmerksam gemacht hatte. Wie konnte auch ein Mensch, wie dieser Hofmeister, seinem Zöglinge erhabene Begriffe von Religion beibringen, der selbst nur immer in dem tiefen Schlamme eines entwürdigenden Treibens herum kroch. Wie konnte ihn dieser in den Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen Andere unterrichten, er, der keine andere Pflichten kannte, als die sich zunächst auf die Erhaltung eines für ihn sorgenfreien bequemen Lebens erstreckten? Denn alles, was nicht auf sein erbärmliches Ich in nächstem Bezug stand, blieb von ihm, als unnütz, nicht beachtet. In seinem physisch und moralisch verkümmerten, gar tief herab gesunkenen Wesen, dachte er klein und gering von allen Menschen, und alles nach der eigenen Schlechtigkeit beurtheilend, traute er Niemanden eine aufrichtige redliche Gesinnung, wie auch keine edle, uneigen-

nützige Handlung zu. Dieses böse Mißtrauen hatte er aus dem eigenen tückischen Herzen, aus seiner eigenen verdorbenen Seele genommen. Um die Wohlfahrt Anderer war er unbekümmert, und da er schon in früher Jugend auf Kosten der Gesundheit und der Moralität gar manche Erfahrung zu frühe gemacht, so war es ihm auch gleichgiltig, ob sein Zögling gleichen Schaden nehme. So kam es, daß dieser Elende statt Acht zu haben, daß kein leichtsinniges Wort, wie kein üppiges Bild, die junge nur all zu glühende Seele Henri's verderbe, ihm um seine Gunst sich stets zu erhalten, mit unverantwortlichem Leichtsinne manches Buch und Bild, das der Knabe in diesem Alter weder lesen noch sehen sollte, in die Hände spielte. Schon bei den Heiden sagt ein altes, weises Gesetz: „Ehrfurcht den Kindern,“ und dieses Gesetz spricht eine hohe Wahrheit aus. Denn wo man Ehrfurcht nicht in so ferne gegen die Unschuld der Herzen beobachtet, daß ja durch keine unbesonnene Rede oder all zu freie Schilderung jene Triebe geweckt werden, die zum Wohle kräftiger Körperentwicklung noch schlummern sollen, da sieht es gar schlecht um das Wohl der Einzelnen, wie um das der ganzen menschlichen Gesellschaft aus. Wenn die Zeit der Erfahrung in gewissen Dingen nicht zu früh kömmt, so gereicht es gewiß der menschlichen Natur zur Veredlung und zum Glücke. Denn früher oder später folgt der Ausschweifung, wie tausend Beispiele zeigen, das Verderben auf dem Fuße nach.

Das alles hätte dieser Hofmeister, wäre er anders als rechtlicher Mensch auf die Sittsamkeit und Unschuld seines Zöglinges bedacht gewesen, wohl beherzigen sollen, gewiß hätte er dann aus Henri, der von Natur ein aufgeweckter munterer Knabe war, einen wackern gemüthvollen

Jüngling heran gebildet. Wie bekannt, wird von der wißbegierigen Jugend das Gute wie das Böse mit gleichem Hange aufgefaßt, und fast immer ist anzunehmen, daß Kinder, indem sie bald dieses bald jenes nachahmen, sich nach denen bilden, die sie täglich um sich sehen, von denen sie abhängen und die sie achten und lieben sollen. Daher das Sprichwort: der Apfel fällt selten weit vom Stamme. Möchte ja dieses wahre Sprichwort von den Eltern und Erziehern wohl beherziget werden, denn das Wichtigste in der Erziehung unserer Jugend ist die Bildung zur Rechtschaffenheit und Tugend, zur Sittsamkeit, Sanftmuth und jeder guten Eigenschaft, die dem Kinde später Nutzen und Werthschätzung, wie auch der menschlichen Gesellschaft Vortheil und Vergnügen bringt. Solch eine Erziehung wird natürlich am besten in dem Hause kluger, frommer Eltern durch ernste, kluge Lehren, edle Weisung, wiederholte vernünftige, in's Gemüth des Kindes dringende Vorstellungen, und am meisten durch eigenes, moralisch gutes, untadelhaftes Beispiel erzweckt. Solche weise Maßregeln können gleich dem edeln Stamme, nur gute Früchte bringen, und wenn man bedenkt, daß das fernere Wohl der Kinder fast immer aus einer guten Erziehung hervorgeht, so fällt gewiß eine furchtbare Sündenlast, die der Schöpfer einst schwer rächen wird, auf leichtsinnige Eltern, welche durch ihre falschen Weisungen das gesunde Gemüth des Kindes, das so zart und empfänglich aus der Natur hervorgegangen, von Jahr zu Jahr verderben, bis endlich jedes edle, heilige Fünkchen entflohen ist, und nur eine gallige, häßliche Gährung zurück bleibt, die bald auch den Körper — das Haus der Seele — zerstört. Was muß im Gegensatze das für ein, alle Mühe lohnendes Gefühl sein, wenn ein Vater oder eine Mutter

seinem Kinde beim Abschiede vom heimatlichen Herde sagen kann: „Ich habe dir dein Gemüth und deine Seele rein und heilig erhalten. Geh' nun hinaus in die Welt und siehe zu, daß du mir so wieder heimkehrest.“ Wie das Gebäude, das einen guten Grund hat Sturm und Wettern trotzet, so kräftigt widersteht auch ein solches Gemüth, das von zarter Jugend an zu Gottesfurcht und Tugend angehalten wurde, den Lockungen der Sünde und den Stürmen der Verführung. So fest gestählt gegen das Böse können aber nur dann Seele und Gemüth werden, wenn gute Eltern mit aller Aufmerksamkeit von den zartesten Jahren an unabläßig darauf sehen, daß sie ihre Kinder vor jeder Unart hüten, und sie jede Tugend heilig halten lehren.

Würde man so bei Henri's Erziehung verfahren sein, so wäre gewiß auch er ein guter frommer Knabe geworden. So sah er aber von seiner Mutter, die im Allgemeinen wohl gut, nichtsdestoweniger aber in hohem Grade stolz und leidenschaftlich war, manches gar böse Beispiel. Seinen edlen Vater, der in der damaligen kriegerischen Zeit fast nie den Schauplatz der Schlachten verließ, sah er nur von Zeit zu Zeit, und da nun auch solch einem Hofmeister seine Bildung fast ausschließlich übertragen wurde, so war es nicht zu wundern, daß er von Folgsamkeit und Gehorsam nicht den mindesten Begriff bekam. Erwägt man alle diese Umstände, die so störend bei Henri's Erziehung zusammenwirkten, so wird wohl Niemand dem ganz und gar verzogenen Knaben das tiefste Mitleiden versagen, der trotz seines unbändigen Wesens manche gute Eigenschaft in sich trug. Gab gleich sein Hofmeister keinem Dürftigen einen Sou, so ließ doch er keinen Armen vergebens um ein Almosen flehen, und die höchste Freude, wobei er sich, was man in seinem sonstigen Treiben ganz und gar vermißte,

recht kindlich benahm, äußerte an schönen heiteren Tagen auf blumenbedeckten Fluren, oder im Schatten eines schönen Waldes. Jeder Vogel, den er noch nicht gesehen, jede seltene Blume, jede duftende Blüthe entzückte ihn in hohem Grade. Das alles sprach dafür, daß er gewiß alle Anlagen zu einem gemüthvollen Menschen in der Brust trug; denn wer an der Natur Freude hat, hat selten ein schlechtes Herz.

So zog ihn auch jetzt auf eine ihm selbst unbegreifliche Weise, das sanfte ernste Wesen Karls ungemein an, und jedes Wort, das der gute Knabe in seiner herzlichen, gutgemeinten Weise an ihn richtete, machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er fühlte ein seltenes Mitleiden für ihn, und hätte ihn gerne in die Arme schließen und ihm sagen mögen, daß er ihn wie einen Bruder liebe, und das innigste Beileid seinem trüben Geschicke zolle. Doch der Hochmuth, der sich von Tag zu Tag verderblicher in seinem jugendlichen Gemüthe eingenistet, ließ die Äußerung dieser herzlichen Gefühle nicht zu, und er begnügte sich, ihm zu sagen, daß er sich freue, ihn kennen gelernt zu haben, und Sorge tragen werde, daß ihm der Aufenthalt in seinem elterlichen Hause gewiß angenehm gemacht werde. Mit diesen Worten entließ er Karl, der ihm warm die Hand drückte, und sich wieder leichter im Gemüthe fühlte. Er nahm sich vor, das Zutrauen Henri's zu gewinnen, und weder Bitten noch Vorstellungen zu sparen, um dem verzogenen Knaben das Unrecht seines Benehmens vorzustellen, und ihm so mit Gottes Hilfe manches Böse abzugewöhnen.

Das wäre gewiß die schönste Dankbarkeit, die ich meinem Wohlthäter erweisen könnte, dachte der edle Knabe, und wie die rasche Jugend fast immer schließt, so sah

auch er im Voraus seine vortreffliche Absicht gekrönt. In solchen Gedanken überraschte ihn Henri's Hofmeister, der ihm mit stummer Geberde befahl, daß er ihm folgen möge. Unbefangen that es Karl, doch wie erstaunte er, als dieser Elende, auf seinem Zimmer angelangt, ihn zornig anfuhr und mit geschwungenem Stocke ihm drohte, daß er ihn schwarz und blau schlagen werde, wenn er noch einmal durch sein dummes Gewäsche einen so unangenehmen Auftritt zwischen ihm und seinem Zöglinge veranlasse.

„Ei, Herr Hofmeister, ich konnte ja nichts dafür; denn Henri ließ mich nicht ausreden," entschuldigte sich Karl, dessen Antlitz bei dem Anblicke des drohend erhobenen Stockes eine dunkle Röthe überflog. Doch der aufgebrachte Schwächling wollte sich durch keine, auch noch so bescheiden vorgebrachte Vorstellung, besänftigen lassen, nannte ihn ein über das anderemal einen Schweizertölpel, einen hergelaufenen Landstreicher, und würde noch lange in dieser Weise fortgefahren sein, wenn nicht Karl, dessen Geduld endlich zu Ende war, das schmerzerfüllte gesenkte Haupt in bitterer Entrüstung erhoben, und nun den Mund zum Reden geöffnet hätte.

„Mein Herr, mit welchem Rechte schelten Sie einen Verwaisten, der Ihnen doch gewiß nichts zu Leide gethan?" unterbrach ihn Karl mit ruhigem Ernste. „Wäre ich ein Landstreicher," fuhr er in edlem Selbstgefühle fort, „so würde mich der Herr Major wohl kaum unter seinen Schutz und in sein Haus aufgenommen haben. Ich bin so gut der Sohn eines Offiziers, wie Henri es ist, und muß mir deßhalb von Ihnen mein Herr verbitten, daß Sie mich ferner so erniedrigend behandeln, und mir, wie einem Hunde mit dem Stocke drohen."

Ob dieser Sprache kam der saubere Hofmeister ganz

außer sich. Doch Karls entschlossener Blick schüchterte den Feigling, stand ihm auch nur ein Knabe gegenüber, um so mehr ein, weil dieser ihm auch ganz ungeschminkt sagte, daß er sich von der Frau Majorin die Adresse ihres Gemahls erbitten, und dann diesem berichten wolle, wie wehe man ihm, hier gleich beim Eintritte in das Haus, gethan. Das wäre eine schöne Geschichte, dachte der Hofmeister; denn er kannte den Herrn Major als einen strengrechtlichen Mann, dem nichts mehr verhaßt war, als die Lüge und ein ungerades böswilliges Benehmen. Daher unterdrückte er für jetzt seinen ohnmächtigen Zorn, sagte dem Knaben leicht hingeworfen, daß er es nicht so böse gemeint habe, und daß Karl sich in der Folge hier noch an gar Manches werde gewöhnen müssen. Heimtückisch, wie dieser Mensch war, war es ihm ein Leichtes, sich zu verstellen, und eine ganz freundliche Miene annehmend, sagte er dem trübe blickenden Knaben, daß er ihn lieb habe, es mit ihm gut meine, und ihm gewiß bei vorkommenden Fällen an die Hand gehen werde, wenn er sich nur klug benehmen und schweigen lernen wolle. So entließ ihn der verschmitzte Heuchler, und traurig und niedergeschlagen kehrte Karl auf sein Zimmer zurück.

„Ach mein Gott!“ seufzte der Arme, „welche neuen Prüfungen werden mir auferlegt.“ Er fing bitterlich an zu weinen, denn er fühlte, daß sein jetziges Verhältniß in dem er sich in so verschiedene Launen finden, und es Allen recht machen sollte, schwerer zu ertragen sei, als alle Noth und Entbehrung, die er kurz noch erduldet. Er wußte weder Rath noch Hülfe. Zentnerschwer wälzten sich die Sorgen neuerdings auf seine Brust und beängstigender als je zogen recht trübe Ahndungen durch seine Seele. Alle die heiteren glücklichen Bilder jener Jahre,

die er im Kreise der Eltern verlebt, und wo ihn der Anblick ihrer theuern, lieben Züge so selig machte, traten in stürmischem Drängen vor seine Erinnerung. Er sah den Vater wieder, wie er ihn an frühen schönen Morgentagen oft aus tiefem Schlummer wach geküßt und wie er dann mit ihm den Hügel hinter dem Häuschen bestieg, um hier den Aufgang der Sonne zu erwarten. Wie erhaben redete da der gute Vater zu dem frommen Knaben, der, wenn die goldene Sonnenscheibe aus Wolkennebel und Ferne über den schneebedeckten Alpenhörnern aufging, und mit dem Ausströmen ihres Lichtes, heiteres Leben in der Alpenwelt erwachte, Thränen vergoß. Andacht röthete da stets seine Wangen, und er glaubte, jeder Vogel, der durch die Luft flatternd in seiner Weise sang, bete mit ihm zu dem Schöpfer dieser schönen Welt. Mit welch' vergnügtem Lächeln setzte die Mutter den Heimkehrenden dann das dampfende Frühstück vor, und wie verklärten sich ihre Züge, wenn der Gatte ihr sagte, wie fromm und warm ihr lieber Karl auf dem Hügel gebetet. An alle diese häuslichen Scenen dachte Karl in diesem Augenblicke wieder einmal recht lebendig, und immer reichlicher floßen seine Thränen. O, was hätte der gute Knabe darum gegeben, wenn er noch einmal die theure Eltern hätte sehen und sprechen können, um ihnen zu sagen, was er seit ihrem Verscheiden gelitten und wie sehr er sich in Trübsal und Noth nach ihnen gesehnt habe. In solcher Weise zogen seine Gedanken noch lange hin und her. Es wurde ihm zu enge in den Räumen seines Gemaches. Frische Luft that ihm, wie er meinte, noth; er öffnete daher ein Fenster; doch die Luft, die hier wehte, war keine so reine, wie jene seiner geliebten Gebirgswelt. Auch erquickte hier kein kräftiges Alpengrün das Auge,

und an den düstern Wänden der Häuserreihe heftend, senkte sich trauernd sein Blick. Wie die Wellen eines Stromes trieben sich unten in den schmutzigen Gassen die lärmenden Menschenhaufen unaufhaltsam vorüber, und nicht eine Sekunde waltete friedliche Ruhe in den labyrinthischen Gewinden dieser Riesenstadt. Selbst die Aussicht zu dem reinen Blau des Himmels verhüllten dichte Rauchwolken, die von den vielen tausend Schornsteinen aufstiegen. Das alles gab ein gar finsteres Gemälde, und statt den weidenden Heerden, denen heitere Hirten folgten, wie sie Karl bei einem Blicke nach Oben in der Schweiz gesehen, sah er hier nur abgeschleuderte Dächer, auf denen hier und da ein Dachdecker seinem gefahrvollen Berufe nachkam. Auch der lebensfrische kräftige Jäger, der in dem Geburtslande Karls zuweilen von seiner Felsen-Hochwacht herab ein heimisches Gejodel ertönen läßt, wurde hier auf eigene Art von der abentheuerlich traurigen Gestalt eines Schornsteinfegers ersetzt, der sich, gleich einem aus dem Schooße der Erde heraufwühlenden Maulwurfe, aus dem Kamine manches Hauses schob, und statt dem harmonischen Jodeln des Jägers von Zeit zu Zeit aus der Höhlung der Kelle seinen, einem Eulenrufe ähnlichen, Pfiff über Paläste und Spelunken hin ertönen ließ.

So, bald in die Tiefe bald in die Höhe blickend, stellte Karl lange zwischen Paris und der ihm so lieben Schweiz Vergleiche an; doch von all' dem, was dort sein Auge erfreut, fand er hier keine Spur. Er fühlte sich hier fremder als in allen Dörfern und Flecken, die er nach dem Tode seiner Eltern am Wanderstabe durchschritten. Kopf, Brust und Herz fingen an ihn zu schmerzen, und vom Heimweh befallen, warf er sich erschöpft und von Fieber-

frost durchrieselt auf sein Ruhelager. Lange floßen da noch seine Thränen, bis er endlich unter leisem Weinen und beten die brennenden Augenlieder schloß und in einen unruhigen traumvollen Schlummer sank.

Sechstes Kapitel.

Der entlarvte Betrüger.

Seit Karls Ankunft in Paris waren bereits einige Wochen verflossen, doch die Trauer, die in sein Herz mit blutendem Wehe gesunken, war, wo er ging und athmete, seine treue Gefährtin geblieben. Besonders in jenen Stunden, die man ihm auf seinem Zimmer allein zuzubringen vergönnte, zogen Schmerz und Wehmuth mit stets erneuerter Gewalt durch sein Gemüth und Herz. Er war jedoch vernünftig genug, um einzusehen, daß er nichts Besseres thun könne, als sein Loos mit Geduld zu ertragen. Empfindlicher noch wie Henri's oft unausstehliche Launen, war ihm das zum Scheine höfliche Benehmen des Hofmeisters, dem auch der unbefangene Knabe einen steten Spott anmerkte. Auch meinte er, daß dieser ränkevolle Mensch nichts Gutes gegen ihn im Schilde führe; denn so oft dessen stechender Blick auf dem Knaben heftete, ohne daß er sich bemerkt glaubte, funkelte seine Auge von tückischer Schadenfreude belebt. Karls Ansicht war auch wirklich eine richtige, und weil er in der Gunst der Majorin von Tag zu Tag stieg, so war er dem Hofmeister, der allein der Begünstigte sein wollte, ein Dorn im Auge. Dieser fing daher seine Kabalen gegen Karl damit an, daß er ihn bei Henri in ein recht gehässiges Licht zu stellen versuchte, was ihm auch theilweise gelang, weil Karl in

allen Lehrgegenständen mehr Kenntniß an den Tag legte und auch das, was ihm noch nicht vorgekommen, rascher begriff wie Henri. Dieß beleidigte den stolzen Eigendünkel des jungen Egoisten, und bald blickte auch er den fleißigen Knaben mit scheelen Augen an. Auch war dieser Hofmeister stets bemüht, Karls ungemein leichte Fassungsgabe in Henri's Gegenwart zu bewundern, was dann diesen stets mehr gegen den Unschuldigen erbitterte. Dieser Erbitterung wußte der gewissenlose Hofmeister stets neue Nahrung zu geben. Vortrefflich hatte er die Launen und Eigenschaften seines Zöglinges studirt, und wußte daher, daß Henri besonders viel auf zierlich eingebundene Bücher und Schreibhefte, auf bunt gemalte Federn, Bleistifte und dergleichen halte; denn Henri konnte wirklich nie ärgerlicher über sich selbst werden, als wenn er aus Versehen ein Buch, eine Zeichnungsvorlage oder ein sonstiges Heft durch einen Dintenkler beschmutzte. In niedriger Absicht gab daher der Ränkeschmied nach der Lehrstunde oft eines von Henri's Büchern dem fleißigen Karl auf sein Zimmer mit. Bevor es wieder in Henri's Hände kam, wußte er aber jedesmal, ohne daß jedoch Karl es gewahr wurde, auf irgend eine Weise Schmutzflecken hinein zu bringen, was dann immer den wilden Henri in Wuth brachte, und dem armen Karl oft die empfindlichsten Beleidigungen, ja sogar Mißhandlungen zuzog. Bei Entlassung verbot nun Henri dem über das Gelingen seiner Ränke vergnügten Hofmeister, auch das Unbedeutendste von seinen Sachen nie mehr dem Schweinpelze, wie er Karl nannte, mit auf sein Zimmer zu geben; auch wollte er nicht leiden, daß seine Mutter Karl, den er zu hassen begann, fürder mit so herablassender Gnade behandeln möge. That es auch der Majorin wirklich wehe, einen so bösen Geist zwischen den Knaben

walten zu sehen, so war sie doch schwach genug, den guten Knaben, war Henri zugegen, mit auffallender Kälte zu behandeln, unterließ jedoch nicht, ihn im Geheimen zu trösten, und ihn mit dem Versprechen, es werde bald besser werden, zur Geduld zu ermahnen.

Karl gab sich dann immer wieder zufrieden, denn in seinem redlichen Sinne dachte er, daß sich dieser böse Zwiespalt wohl auflösen müsse. Daß er sich getäuscht, das sah er nur zu bald ein, denn sein Loos nahm jeden Tag an Unerträglichkeit zu. Von Zeit zu Zeit fehlte jetzt auch in Henri's Studierzimmer bald dieß bald jenes, wie Federn, Bleistifte, Zirkel, ein schönes Federmesser und dergleichen. Auch klagte Henri bei seiner Mutter, daß ihm schon einigemal aus seiner Geldbörse, die er, nach seiner Gewohnheit, stets argwohnlos auf dem Tische liegen ließ, Geld entwendet worden sey. Die Majorin war darüber sehr bestürzt; doch ihre Neigung zu Karl ließ sie dießmal ihre Schwäche überwinden. Offen erklärte sie, daß sie nach ihrer innersten Ueberzeugung Karl eines so niedrigen Streiches für unfähig halte. Sie werde jedoch ein wachsames Auge auf ihn wie auf Alle haben, die bei Henri aus und ein gehen, und obendrein noch einigen Verlässigen unter der Dienerschaft geheime Instruktionen ertheilen, um so den Hausdieb sicher zu entdecken. Damit stellte sich Henri zufrieden, doch er für sich glaubte fest und sicher, daß Karl und kein Anderer der verschmitzte Entwender sey.

Dieser, der nun auch solch einen niedrigen Verdacht auf sich gewälzt sah, war ganz untröstlich. Er wußte nicht, wie er die geheimen Netze, voll Tücke und Arglist, die ihn umgaben, zerreissen könne. Auffallend bleichten sich in einigen Tagen seine Wangen, und seine entzündeten roth geweinten Augen wie sein leidendes Antlitz, zeigten

nur zu deutlich, wie tief Schmerz und Gram in seiner Brust Wurzel gefaßt hatten. Er fühlte es, daß es ihm nicht ferner gelingen werde, sich bei den Mißhandlungen Henri's zu beherrschen; denn der Unhold ging jetzt auch bei der mindesten Veranlassung so weit, daß er mit den Füßen nach ihm stieß und ihm in's Gesicht spie. Karls ganzes Wesen war daher von Entrüstung und Wehmuth durchbebt. Am Tage sehnte er sich nach der Ruhe der Nacht, und stieg endlich der Mond am Himmel auf, der auch dem Leibeigenen und dem Unglücklichen in Ketten und Banden sein Elend im Schlummer vergessen läßt, so fürchtete der arme Knabe schon wieder das Erwachen der Sonne, bei dem die Schule seiner Leiden jetzt stets drückender begann. Er beschloß daher, wenn ihm nicht bald Hülfe werde, in Gottes Namen wieder seinen Wanderstab zu ergreifen, und den guten François aufzusuchen, der ihm vielleicht Kunde von dem Major geben könne. Wollte er auch noch ferner diese tyrannische Behandlung erdulden, so fürchtete er sich vor dem, was man ihm hier noch alles aufbürden würde, und der Gedanke, daß es nicht in seiner Macht liegen könnte, solche Anschuldigungen zu entkräften, erfüllten ihn mit Schauer. „Hinaus denn noch einmal in die Welt", dachte er. „Gehe ich auch allein von hinnen, so wacht doch der liebe Gott, mein Vater über mir, der ja aller Menschen Glück und Wohlfahrt will; der alle Haare auf den Scheiteln zählt, und ohne dessen Willen kein Rest vom Felsen fällt." So tröstete sich der fromme Knabe in seinem Unglücke; denn er besaß ein ruhiges Gewissen und eine reine Seele.

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andere zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

So spricht sich der fromme vortreffliche Gellert über die Ruhe der Seele aus, der wohl empfunden haben mag, daß Tugend und ein reines Herz der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens sey. Es wird wohl Niemand diese Wahrheit widerstreiten wollen. Denn wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für dasselbe ist, so ist der Friede und die Ruhe des Gemüthes für jeden einzelnen Menschen sein größtes Glück. Am besten wird dieses allgemeine Mittel zur Förderung der Glückseligkeit hier wie jenseits durch festen Glauben an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit und durch treuen Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten erlangt.

Doch nur ein guter Mensch kann mit Trost und Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken; denn es ist das erste Gesetz, sich den Wohlthaten Gottes würdig zu erzeigen und mit kindlicher Ehrfurcht sich stets zu bestreben, seinen Geboten nachzukommen. Nur die Guten haben den Frieden im Herzen, doch die Bösen sollen seiner verlustig sein hier wie dort. Das ist der Wille Gottes. Obendrein genießt der Ruhige im Geiste die Geschenke des Himmels doppelt, und fast immer verbreitet sich auch der Friede seiner Seele über sein Antlitz und durch sein ganzes Wesen. Sein Leben ist heiter; leichter geht ihm jede Arbeit von Statten, und jeder tiefere Denker sieht es solch einem Menschen an seiner Miene, seinen Äußerungen, seinem Gange und seinen Bewegungen an, daß er glücklich ist und es auch verdiene. Treffen solch einen Glücklichen auch Leiden und Widerwärtigkeiten, so denkt

er in seinem frommen Sinne, daß er ein Mensch sei, der ohne Leiden nicht leben wird, und wenn er auch dulden muß, als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit duldet.

So dachte auch der gute Karl, und indem er sich solchen Betrachtungen hingab, athmete er nach so vielen trüben Tagen einmal wieder freier auf. Da wurde plötzlich die Thüre seines Gemaches aufgestoßen, und mit zornrothem Gesichte stürzte Henri herein. Ihm folgte der Hofmeister und einige Bedienten.

„Elender, gib meine Börse heraus, die du gestohlen!“ schrie ihm Henri wüthend zu, und stieß ihn dabei mit der geballten Faust so heftig vor die Brust, daß der Mißhandelte schmerzlich zusammen zuckte und ihm unter anhaltendem Husten Blut aus dem Munde floß.

„Läugne nur nicht Bube,“ rief sich recht aufgebracht anstellend nun auch der Hofmeister, und verlangte unter den schärfsten Drohungen von dem armen Karl, vor dessen Augen sich alles im Kreise zu drehen begann, daß er das entwendete Geld zur Sekunde herausgeben solle.

Auf solche Weise überrascht, wußte Karl nicht, was er antworten sollte. Das hatte er nicht geglaubt, daß seine Befürchtungen so schnell in Erfüllung gehen würden, und in ein bitterliches Weinen ausbrechend rief er: „Ach, hätte ich doch dieses Haus verlassen.“

„Um das Gestohlene in Sicherheit zu bringen. Ja das wäre allerdings klüger gewesen,“ höhnte der Hofmeister, wendete sich dann zu den Bedienten und sagte: „Ihr habt gehört, wie der Schelm eben seinen Diebstahl eingestanden, also rasch —“

„Was Herr habe ich eingestanden?“ unterbrach Karl, der sich allmählich wieder sammelte, jetzt den ränkevollen

Elenden. „Wie können Sie meinen Worten, in denen ich nur das Bedauern aussprach, dieses Haus, in welchem man mich peinigt, nicht schon lange verlassen zu haben, eine solche böswillige Deutung geben? Da man mir hier schon so viel Böses aufgebürdet, so befürchtete ich, daß man damit umgehe, auch noch größere Schuld auf mich zu wälzen. Deßhalb Herr Hofmeister wollte ich das Weite suchen, um hier nicht noch an meiner Ehre Schaden zu nehmen. Leider ist es jetzt zu spät, und ich sage Ihnen nun, daß ich, so wahr ich stets auf Gottes Beistand gehofft, nichts entwendet habe.

Henri, so sehr er auch aufgebracht war, wurde, als er Karls ruhiges, würdevolles Benehmen sah, doch etwas verlegen. Auch war ihm aufgefallen, wie sein Hofmeister aus den ehevor im Schmerze ausgerufenen Worten des Beschuldigten, die doch einzig nur das Bedauern ausdrückten, daß er das Haus nicht schon früher verlassen, das Eingeständniß eines Diebstahles erkennen wollte. „Sie haben sich doch nicht etwa geirrt?" flüsterte er deßhalb leise dem Hofmeister zu. „Meine Börse ist von blauem Sammet."

„Mit goldenen Quasten besetzt und ebenso gestickt," fiel der Hofmeister lächelnd ein.

„Und diese Börse sahen Sie wirklich in Karls Händen?" fragte Henri bestimmt.

„Wie ich Sie schon versichert — ja," betheuerte der Lügner. „Es fiel mir auf, wie der hergelaufene Bursche zu einer so hübschen Börse komme. Deßhalb schlich ich ihm durch den Korridor nach, wo er sich unbemerkt glaubte, und wurde so gewahr, wie er mit recht vergnügter Miene Gold und Silberstücke zählte. Das theilte ich Ihnen, wie Sie wissen, dann sogleich mit, worauf Sie Ihre

Börse vermißten, und somit dächte ich wären alle Zweifel gehoben.

Henri wollte etwas entgegnen, doch Karl ergriff heftig seine Hände und bat, daß er ihn mit dem Betrüger, wie er den Hofmeister nannte, einige Worte wechseln lassen möge.

„Wann sahen Sie mich im Korridore Geld zählen?“ fragte er den ihm frech Gegenüberstehenden. „Herr, denken Sie daß alles an's Tageslicht kommt; denn Gott ist gerecht! Wann sahen Sie eine derartige Börse in meinen Händen?“

„Ungefähr vor einer Stunde,“ entgegnete der Verstockte mit frostiger Kälte.

„Allmächtiger Gott, ist es möglich!“ rief Karl in bitterm Schmerzgefühle das Auge fest auf den abgelebten Sünder heftend. Dann ergriff er plötzlich seine Hand und beschwor ihn um seiner eigenen Seelenruhe willen von seiner falschen Behauptung abzustehen. „Sie können sich irren!“ rief der herzensgute Knabe, und sich dicht vor ihn hinstellend sagte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu ihm: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, mich sahen Sie im Korridore kein Geld zählen? Sehen Sie mich an — nun — hatte der Dieb, welcher die entwendete Börse in den Händen hielt, mein Gesicht? Nicht wahr Sie haben sich geirrt? Sie m ü s s e n sich geirrt haben!“

„Ha, das geht zu weit!“ rief jetzt der Hofmeister und befahl den Bedienten, den frechen Bösewicht in eines der leeren Kellergewölbe zu sperren. Er konnte nemlich den unschuldsvollen Blick des armen Knaben nicht länger ertragen; auch fürchtete er, daß Karls Benehmen Henri's Theilnahme erregen möchte. Um daher nach seinem Plane zweckmäßig wirken zu können, wollte er den so schwer

Beschuldigten rasch entfernen, was ihm auch nach einigen Gegeneinwendungen Henri's, die er nach der gewohnten Weise beschwichtigte, gelang. Trotz der Thränen und der Betheurungen seiner Unschuld, wurde jetzt der arme Karl von den Bedienten, die über diesen Vorfall unwillig die Köpfe schüttelten, abgeführt und auch wirklich eingesperrt. Bevor sie die Thüre hinter ihm schlossen, wechselten sie manches Wort der Theilnahme mit ihm, und meinten, er möge nur guten Muthes sein, die Frau Majorin werde von ihren Morgenbesuchen bald heimkehren, und ihn dann sicher aus seiner Haft befreien.

„Ich wollte, der Hofmeister wäre wo der Pfeffer wächst,“ sagte einer der Diener zu einem andern, und dieser völlig damit einverstanden, stieß in seiner Weise unwillig heraus: „Ja, ja, er ist ein echter Hauskalfakter.“

Einige derbe Züge an der großen Hausglocke machten denen in dieser Weise Redenden flinke Beine, und als sie die Hauspforte öffneten, und in dem hereinrollenden Wagen ihren lieben Herrn erkannten, war ihre Freude eine übergroße. Auf dem Sitze des Hinterbockes, welchen sonst stets ein Leibjäger eingenommen, schmauchte der alte François behaglich sein Pfeifchen, der von der Dienerschaft des Majors auch recht herzlich empfangen wurde; denn alle waren dem biedern Graubarte in der Seele gut. Sie drängten sich nun um den so unvermuthet heimgekehrten Herrn, und Jeder wetteiferte, ihn gleich beim Eintritte in das Haus bedienen zu dürfen. Lächelnd dankte der Major den Getreuen für ihre Aufmerksamkeit, und die Treppe hinaufsteigend fragte er, ob die Seinen gesund und wohl seien.

„Die gnädige Frau erfreuten sich stets einer unge-

trübten Gesundheit," sprach einer der Diener, „doch der junge Herr hat von Zeit zu Zeit —"

„Launen" fiel unwillig mit recht finsterer Miene der Major ein. „Ja, ja," murrte er; „ich hab' es schon vernommen, wie es hier zugeht. Doch es soll anders werden. „Was macht Karl?" fragte er oben über den Gang schreitend. „Ich will doch hoffen, daß sich die beiden Knaben vertragen. Nun! — so redet doch!" rief er ungehalten. Als aber auch jetzt keiner antwortete, faßte er den ihm zunächst Stehenden beim Arme, schaute ihm fest in's Gesicht und wiederholte seine Frage, die nun wie ein strenger Befehl klang, und von dem Auge des Majors scharf getroffen, erzählte ihm der erschrockene Bursche in hudelnder Eile so ziemlich das ganze Vernehmen zwischen Karl, Henry und dem Hofmeister.

„Was — mein Karl — mein guter wackerer Knabe soll gestohlen haben?" donnerte als ihm der Diener den letzten Auftritt erzählte, der Major in die Höhe fahrend, und als ihm nun der treuherzige Bursche auch sagte, daß das auch Allen im Hause auffalle, und keiner den guten Karl solch eines Verbrechens fähig halte, weßhalb sie ihn vorhin auch ungerne eingesperrt, da war die Ruhe des Majors plötzlich dahin, und nach soldatenweise polterte und schalt er, daß die Diener erschrocken zurück wichen.

„Sie sehen, Herr Major, daß meine Berichte über die Umtriebe hier echt sind," sagte François, warf den Mantel des Majors, den er ihm nachgetragen, einem Bedienten über den Arm, strich sich den Schnurrbart und schnitt ein so grimmiges Gesicht, als solle er sogleich eine Bataille liefern.

„Eingesperrt sagst du?" schalt der Major, sich wieder zu dem Berichterstatter wendend. „Und das hat meine Frau

angehen lassen? Sturm und Hagel, wo ist die Majorin? Warum empfängt sie mich nicht? Wo ist mein verzogener Bube, warum eilt er seinem Vater nicht entgegen? Mord Element, bin ich hier denn so fremd geworden, etwa gar lästig?"

„Die Frau Majorin sind ausgefahren, und wissen von dem letzten Vorfalle keine Sylbe," suchte ein alter Diener den aufgebrachten Herrn zu besänftigen.

„Wer in aller Welt hat aber dann meinen Karl einsperren lassen?"

„Der Hofmeister, der ihn des Diebstahles bezüchtigt," entgegnete der alte Mann. „Hier kommt er eben mit Henri." So sprechend deutete er den Gang entlang, durch welchen die Genannten sich eilig näherten.

„Marsch Bube!" rief der Major mit abwehrender Geberde, strengen Ernst im Gesichte, Henri zu, der mit dem Ausrufe: „Mein theurer Vater!" in seine Arme eilen wollte. „Mache dich erst meiner Umarmung würdig," sagte er dann ruhiger zu ihm. „Es thut mir wehe, dich nach langer Trennung von meinem Herzen weisen zu müssen. Doch ein ungerathenes Kind verdient diesen Platz nicht. Fort — du hältst Zimmerarrest bis ich dich rufen lasse."

Der Knabe stand wie niedergedonnert, er getraute sich nicht das Auge zu dem zürnenden Antlitze des strengen Vaters zu erheben. Noch einmal winkte der Major, und schwankenden Schrittes, gleich einem der einer Ohnmacht nahe ist, kam Henri dem väterlichen Befehle nach.

„Aber Euer Gnaden wollen doch gütigst bedenken, daß solch eine Behandlung den jungen gnädigen Herrn auf das Sterbebette strecken kann," stotterte der Hofmeister in höchster Angst.

„Behandlung — Sterbebette! Was schwatzen Sie da; wer sind Sie?“ fuhr ihn der Major rauh an.

„Nach dem weisen Beschlusse Hochdero Frau Gemahlin, bin ich so glücklich, des jungen gnädigen Herrn Hofmeister zu sein.“

„Dieser Beschluß meiner Frau,“ fuhr jetzt der Major heraus, war der schlechteste, den sie je gefaßt, und mit Ihrem sogenannten Glücke hat es wahrscheinlich ein Ende. Sie haben auch was Rechtes gehofmeistert, und statt den Eigensinn meines Buben zu brechen, unterstützen Sie seine Launen, die Sie strafen und ausreuten sollen. Das Herr können Sie einst vor Gott nicht verantworten; denn Sie haben das Unglück unseliger Leidenschaften in der Brust meines Sohnes genährt. Mag Henri unter Ihrer Leitung auch sonst viel Gutes und Nützliches gelernt haben, so weiß ich Ihnen dafür schlechten Dank, weil Sie im Gegensatze sein Gemüth verdorben haben. Schweigen Sie,“ gebot der entrüstete Vater, als der auf eine solche Anrede nicht Gefaßte sich vertheidigen wollte. „Läugnen Sie ja nichts; denn ich habe von dem Treiben hier, wie von dem Ungerathensein meines Sohnes sichere Kunde erhalten. Auch haben Sie sich Dinge erlaubt — doch davon auf meinem Zimmer. Folgen Sie mir?“

So sprechend kehrte ihm der wackere Offizier den Rücken und begab sich auf sein Zimmer. Der Hofmeister folgte ihm mit einem wahren Armensündergesichte und mit schlotternden Knieen. Die Bedienten rieben sich vergnügt die Hände und François ließ sich ungesäumt zu dem gefangenen Karl führen.

Als er in das [illegible]gewölbe eintrat, saß der [illegible] Knabe theilnamlo[illegible] war auf die Br[illegible]

gefaltet. Die Last seiner Leiden schien sich so tief in den Grund seiner Seele hinabgesenkt zu haben, daß der Spiegel ihres Lebensstromes nur durch eine schwache aber wie gebannt stehende Welle, deren Dasein anzeigte. In seinem ganzen Wesen lag eine Art von Betäubung, die alle Kräfte abgespannt, in der er den Eingetretenen nicht gewahrte, und erst dann das Haupt zu ihm erhob, als dieser wiederholt seinen Namen rief. Die Freude, die Karl nun empfand, kann so recht lebendig nur von einem sich in gleicher Lage Befindenden gefühlt werden. Wie ein getreues Hündlein den nach langer Trennung wieder gefundenen Herrn, so umhüpfte Karl, der sich einige Sekunden zuvor so schwer angeschuldigt, von aller Welt verlassen geglaubt, den alten braven Soldaten, sank ihm dann zu Füßen, umklammerte seine Kniee, und beschwor ihn unter Thränen seine Unschuld betheuernd, ihm um Gottes willen beizustehen. François selbst bis zu Thränen gerührt, beruhigte ihn, setzte sich auf eine Kellerstufe, und ließ sich nun von Karl, den er zu sich heranzog, alles das erzählen, was er seit seines Aufenthaltes hier erlebt habe. Getreulich und vollkommen der Wahrheit gemäß, that es Karl und der kluge Soldat, der ein gar aufmerksamer Zuhörer war, merkte gar bald, daß der Hofmeister ein tückischer Ränkeschmied sei. Manche Einzelnheit ließ er sich wiederholt auseinandersetzen, und als er nun mit einem Plane fertig war, der nach seiner Ueberzeugung nicht fehlschlagen konnte, stieg er wohlgemuth mit Karl die Treppe hinauf, wornach er ungesäumt in das Zimmer des Majors eintrat. Hier war der Hofmeister noch zugegen [illegible]e erstaunte François, als der Major mit zürne[illegible] wendete, und ihn mit den Wo[illegible] [illegible]

Beschuldigte die Hand des Majors, drückte sie unter mächtiger Bewegung an die Lippe, und schaute dann zu dem hochgewachsenen Offizier auf, so daß dessen Antlitz immer milder ward. Lange ließ er jedoch das Auge forschend auf ihm heften, als aber der Knabe schmerzlich lächelnd sagte: „Ich bin so wahr mir das Andenken meiner Eltern heilig ist, unschuldig," und dann unter hervorstürzenden Thränen hinzusetzte: „Seit ich Sie nicht gesehen, litt ich unendlich viel," da schwanden in dem Gemüthe des Majors alle Zweifel, die des Hofmeisters ausgeklügelste Verläumdungen gegen den Unschuldigen rege gemacht, wieder. „Geh' auf dein Zimmer mein Sohn," sagte er in recht liebreichem Tone, „Gott schützet die Unschuldigen." Wieder küßte Karl seines Wohthäters Hand und verließ das Zimmer.

„Sie gehen also von ihrer Behauptung nicht ab?" sagte nun der Major sehr strenge zu dem Hofmeister.

„In soferne es erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen — nein." Als so der Elende, mit der ganzen Unverschämtheit einer schlechten Seele sich waffnend, sprach, runzelte der Major gar finster die Stirne, gab François, dessen Zornader wie ein drohender Blitz von den buschigen Braunen gegen den Scheitel aufwärts anschwoll, einen Wink, worauf ihm dieser in eine Fensternische folgte.

„Was hältst du von der Sache, mein wackerer Veteran?" wendete er sich leise zu dem alten Soldaten, worauf dieser in derselben Weise sich zu ihm wendete und sagte, daß er den Hofmeister für einen Erzschurken ansehe, und es ihm nicht bange wäre, der Sache auf den Grund zu kommen, wenn er, wie er sich ausdrückte, den Examinator machen dürfte.

„Das sei dir erlaubt," lächelte der Major, „denn es liegt mir ungemein viel daran, in dieser Sache Licht zu erhalten." François über diese Zusage hoch erfreut, wünschte nun mit dem saubern Zeisig, wie er den Hofmeister nannte, allein zu sein, worauf der Major dem alten Reiter den Willen that und das Zimmer verließ.

Der Hofmeister, der schon glaubte, daß das Gewitter, welches ihn bedroht', ohne einzuschlagen vorüber ziehen werde, wollte dem Herrn des Hauses behende folgen, doch François tiefe Baßstimme, die dem Schuldbewußten wie ein Donner zum Gehöre drang, rief ihn zurück.

„Womit kann ich aufwarten, mein charmantester Herr François," mühte sich der Verlegene zu lächeln.

„Mit der Wahrheit Herr!" schnaubte der Wachtmeister ihn an, „und es wird gut sein, wenn Sie damit ohne Rückhalt herausrücken. Karl, den Sie des Diebstahls bezüchtigen, hat nichts gestohlen. Sie aber haben den armen Knaben, wie mir gar wohl bekannt ist, auf dem Zuge und ihn deßhalb fälschlich angeklagt. Das ist nun grundschlecht; doch alles soll ihnen, so wahr ich mir schmeicheln darf, bei dem Herrn Major einigen Einfluß zu haben, vergeben sein, wenn Sie diese niedrige Anklage zurück nehmen."

„Wofür halten Sie mich?" stotterte der Hofmeister in steigender Verlegenheit.

„Für einen hart gewordenen Sünder, wenn Sie sich dessen weigern," fiel ihm François barsch in's Wort. Seine Augen trafen den vor Angst Bebenden wie ein Wetterstrahl, und seine Frechheit schwand der geraden Derbheit François gegenüber. Wie sich aus dieser Verlegenheit ziehen? Diese Frage fiel dem Wicht schwer auf die Brust, und seine Blicke schweiften unsicher wie Irrwische im Moore umher. Mit der tiefsten Verachtung betrachtete

nur zu deutlich, wie tief Schmerz und Gram in seiner Brust Wurzel gefaßt hatten. Er fühlte es, daß es ihm nicht ferner gelingen werde, sich bei den Mißhandlungen Henri's zu beherrschen; denn der Unhold ging jetzt auch bei der mindesten Veranlassung so weit, daß er mit den Füßen nach ihm stieß und ihm in's Gesicht spie. Karls ganzes Wesen war daher von Entrüstung und Wehmuth durchbebt. Am Tage sehnte er sich nach der Ruhe der Nacht, und stieg endlich der Mond am Himmel auf, der auch dem Leibeigenen und dem Unglücklichen in Ketten und Banden sein Elend im Schlummer vergessen läßt, so fürchtete der arme Knabe schon wieder das Erwachen der Sonne, bei dem die Schule seiner Leiden jetzt stets drückender begann. Er beschloß daher, wenn ihm nicht bald Hülfe werde, in Gottes Namen wieder seinen Wanderstab zu ergreifen, und den guten François aufzusuchen, der ihm vielleicht Kunde von dem Major geben könne. Wollte er auch noch ferner diese tyrannische Behandlung erdulden, so fürchtete er sich vor dem, was man ihm hier noch alles aufbürden würde, und der Gedanke, daß es nicht in seiner Macht liegen könnte, solche Anschuldigungen zu entkräften, erfüllten ihn mit Schauer. „Hinaus denn noch einmal in die Welt", dachte er. „Gehe ich auch allein von hinnen, so wacht doch der liebe Gott, mein Vater über mir, der ja aller Menschen Glück und Wohlfahrt will; der alle Haare auf den Scheiteln zählt, und ohne dessen Willen kein Nest vom Felsen fällt." So tröstete sich der fromme Knabe in seinem Unglücke; denn er besaß ein ruhiges Gewissen und eine reine Seele.

Besitz' ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn Andere zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

So spricht sich der fromme vortreffliche Gellert über die Ruhe der Seele aus, der wohl empfunden haben mag, daß Tugend und ein reines Herz der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens sey. Es wird wohl Niemand diese Wahrheit widerstreiten wollen. Denn wie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für dasselbe ist, so ist der Friede und die Ruhe des Gemüthes für jeden einzelnen Menschen sein größtes Glück. Am besten wird dieses allgemeine Mittel zur Förderung der Glückseligkeit hier wie jenseits durch festen Glauben an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit und durch treuen Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten erlangt.

Doch nur ein guter Mensch kann mit Trost und Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken; denn es ist das erste Gesetz, sich den Wohlthaten Gottes würdig zu erzeigen und mit kindlicher Ehrfurcht sich stets zu bestreben, seinen Geboten nachzukommen. Nur die Guten haben den Frieden im Herzen, doch die Bösen sollen seiner verlustig sein hier wie dort. Das ist der Wille Gottes. Obendrein genießt der Ruhige im Geiste die Geschenke des Himmels doppelt, und fast immer verbreitet sich auch der Friede seiner Seele über sein Antlitz und durch sein ganzes Wesen. Sein Leben ist heiter; leichter geht ihm jede Arbeit von Statten, und jeder tiefere Denker sieht es solch einem Menschen an seiner Miene, seinen Äußerungen, seinem Gange und seinen Bewegungen an, daß er glücklich ist und es auch verdiene. Treffen solch einen Glücklichen auch Leiden und Widerwärtigkeiten, so denkt

er in seinem frommen Sinne, daß er ein Mensch sei, der ohne Leiden nicht leben wird, und wenn er auch dulden muß, als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit duldet.

So dachte auch der gute Karl, und indem er sich solchen Betrachtungen hingab, athmete er nach so vielen trüben Tagen einmal wieder freier auf. Da wurde plötzlich die Thüre seines Gemaches aufgestoßen, und mit zornrothem Gesichte stürzte Henri herein. Ihm folgte der Hofmeister und einige Bedienten.

„Elender, gib meine Börse heraus, die du gestohlen!“ schrie ihm Henri wüthend zu, und stieß ihn dabei mit der geballten Faust so heftig vor die Brust, daß der Mißhandelte schmerzlich zusammen zuckte und ihm unter anhaltendem Husten Blut aus dem Munde floß.

„Läugne nur nicht Bube,“ rief sich recht aufgebracht anstellend nun auch der Hofmeister, und verlangte unter den schärfsten Drohungen von dem armen Karl, vor dessen Augen sich alles im Kreise zu drehen begann, daß er das entwendete Geld zur Sekunde herausgeben solle.

Auf solche Weise überrascht, wußte Karl nicht, was er antworten sollte. Das hatte er nicht geglaubt, daß seine Befürchtungen so schnell in Erfüllung gehen würden, und in ein bitterliches Weinen ausbrechend rief er: „Ach, hätte ich doch dieses Haus verlassen.“

„Um das Gestohlene in Sicherheit zu bringen. Ja das wäre allerdings klüger gewesen,“ höhnte der Hofmeister, wendete sich dann zu den Bedienten und sagte: „Ihr habt gehört, wie der Schelm eben seinen Diebstahl eingestanden, also rasch —“

„Was Herr habe ich eingestanden?“ unterbrach Karl, der sich allmählich wieder sammelte, jetzt den ränkevollen

Elenden. „Wie können Sie meinen Worten, in denen ich nur das Bedauern aussprach, dieses Haus, in welchem man mich peinigt, nicht schon lange verlassen zu haben, eine solche böswillige Deutung geben? Da man mir hier schon so viel Böses aufgebürdet, so befürchtete ich, daß man damit umgehe, auch noch größere Schuld auf mich zu wälzen. Deßhalb Herr Hofmeister wollte ich das Weite suchen, um hier nicht noch an meiner Ehre Schaden zu nehmen. Leider ist es jetzt zu spät, und ich sage Ihnen nun, daß ich, so wahr ich stets auf Gottes Beistand gehofft, nichts entwendet habe.

Henri, so sehr er auch aufgebracht war, wurde, als er Karls ruhiges, würdevolles Benehmen sah, doch etwas verlegen. Auch war ihm aufgefallen, wie sein Hofmeister aus den ehevor im Schmerze ausgerufenen Worten des Beschuldigten, die doch einzig nur das Bedauern ausdrückten, daß er das Haus nicht schon früher verlassen, das Eingeständniß eines Diebstahles erkennen wollte. „Sie haben sich doch nicht etwa geirrt?“ flüsterte er deßhalb leise dem Hofmeister zu. „Meine Börse ist von blauem Sammet.“

„Mit goldenen Quasten besetzt und ebenso gestickt,“ fiel der Hofmeister lächelnd ein.

„Und diese Börse sahen Sie wirklich in Karls Händen?“ fragte Henri bestimmt.

„Wie ich Sie schon versichert — ja,“ betheuerte der Lügner. „Es fiel mir auf, wie der hergelaufene Bursche zu einer so hübschen Börse komme. Deßhalb schlich ich ihm durch den Korridor nach, wo er sich unbemerkt glaubte, und wurde so gewahr, wie er mit recht vergnügter Miene Gold und Silberstücke zählte. Das theilte ich Ihnen, wie Sie wissen, dann sogleich mit, worauf Sie Ihre

Börse vermißten, und somit dächte ich wären alle Zweifel gehoben.

Henri wollte etwas entgegnen, doch Karl ergriff heftig seine Hände und bat, daß er ihn mit dem Betrüger, wie er den Hofmeister nannte, einige Worte wechseln lassen möge.

„Wann sahen Sie mich im Korridore Geld zählen?" fragte er den ihm frech Gegenüberstehenden. „Herr, denken Sie daß alles an's Tageslicht kommt; denn Gott ist gerecht! Wann sahen Sie eine derartige Börse in meinen Händen?"

„Ungefähr vor einer Stunde," entgegnete der Verstockte mit frostiger Kälte.

„Allmächtiger Gott, ist es möglich!" rief Karl in bitterm Schmerzgefühle das Auge fest auf den abgelebten Sünder heftend. Dann ergriff er plötzlich seine Hand und beschwor ihn um seiner eigenen Seelenruhe willen von seiner falschen Behauptung abzustehen. „Sie können sich irren!" rief der herzensgute Knabe, und sich dicht vor ihn hinstellend sagte er mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu ihm: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, mich sahen Sie im Korridore kein Geld zählen? Sehen Sie mich an — nun — hatte der Dieb, welcher die entwendete Börse in den Händen hielt, mein Gesicht? Nicht wahr Sie haben sich geirrt? Sie müssen sich geirrt haben!"

„Ha, das geht zu weit!" rief jetzt der Hofmeister und befahl den Bedienten, den frechen Bösewicht in eines der leeren Kellergewölbe zu sperren. Er konnte nemlich den unschuldsvollen Blick des armen Knaben nicht länger ertragen; auch fürchtete er, daß Karls Benehmen Henri's Theilnahme erregen möchte. Um daher nach seinem Plane zweckmäßig wirken zu können, wollte er den so schwer

Beschuldigten rasch entfernen, was ihm auch nach einigen Gegeneinwendungen Henri's, die er nach der gewohnten Weise beschwichtigte, gelang. Trotz der Thränen und der Betheurungen seiner Unschuld, wurde jetzt der arme Karl von den Bedienten, die über diesen Vorfall unwillig die Köpfe schüttelten, abgeführt und auch wirklich eingesperrt. Bevor sie die Thüre hinter ihm schlossen, wechselten sie manches Wort der Theilnahme mit ihm, und meinten, er möge nur guten Muthes sein, die Frau Majorin werde von ihren Morgenbesuchen bald heimkehren, und ihn dann sicher aus seiner Haft befreien.

„Ich wollte, der Hofmeister wäre wo der Pfeffer wächst," sagte einer der Diener zu einem andern, und dieser völlig damit einverstanden, stieß in seiner Weise unwillig heraus: „Ja, ja, er ist ein echter Hauskalfakter."

Einige derbe Züge an der großen Hausglocke machten denen in dieser Weise Redenden flinke Beine, und als sie die Hauspforte öffneten, und in dem hereinrollenden Wagen ihren lieben Herrn erkannten, war ihre Freude eine übergroße. Auf dem Sitze des Hinterbockes, welchen sonst stets ein Leibjäger eingenommen, schmauchte der alte François behaglich sein Pfeifchen, der von der Dienerschaft des Majors auch recht herzlich empfangen wurde; denn alle waren dem biedern Graubarte in der Seele gut. Sie drängten sich nun um den so unvermuthet heimgekehrten Herrn, und Jeder wetteiferte, ihn gleich beim Eintritte in das Haus bedienen zu dürfen. Lächelnd dankte der Major den Getreuen für ihre Aufmerksamkeit, und die Treppe hinaufsteigend fragte er, ob die Seinen gesund und wohl seien.

„Die gnädige Frau erfreuten sich stets einer unge-

trübten Gesundheit," sprach einer der Diener, „doch der junge Herr hat von Zeit zu Zeit — "

„Launen" fiel unwillig mit recht finsterer Miene der Major ein. „Ja, ja," murrte er; „ich hab' es schon vernommen, wie es hier zugeht. Doch es soll anders werden. „Was macht Karl?" fragte er oben über den Gang schreitend. „Ich will doch hoffen, daß sich die beiden Knaben vertragen. Nun! — so redet doch!" rief er ungehalten. Als aber auch jetzt keiner antwortete, faßte er den ihm zunächst Stehenden beim Arme, schaute ihm fest in's Gesicht und wiederholte seine Frage, die nun wie ein strenger Befehl klang, und von dem Auge des Majors scharf getroffen, erzählte ihm der erschrockene Bursche in hudelnder Eile so ziemlich das ganze Vernehmen zwischen Karl, Henry und dem Hofmeister.

„Was — mein Karl — mein guter wackerer Knabe soll gestohlen haben?" donnerte als ihm der Diener den letzten Auftritt erzählte, der Major in die Höhe fahrend, und als ihm nun der treuherzige Bursche auch sagte, daß das auch Allen im Hause auffalle, und keiner den guten Karl solch eines Verbrechens fähig halte, weßhalb sie ihn vorhin auch ungerne eingesperrt, da war die Ruhe des Majors plötzlich dahin, und nach soldatenweise polterte und schalt er, daß die Diener erschrocken zurück wichen.

„Sie sehen, Herr Major, daß meine Berichte über die Umtriebe hier echt sind," sagte François, warf den Mantel des Majors, den er ihm nachgetragen, einem Bedienten über den Arm, strich sich den Schnurrbart und schnitt ein so grimmiges Gesicht, als solle er sogleich eine Bataille liefern.

„Eingesperrt sagst du?" schalt der Major, sich wieder zu dem Berichterstatter wendend. „Und das hat meine Frau

angehen lassen? Sturm und Hagel, wo ist die Majorin? Warum empfängt sie mich nicht? Wo ist mein verzogener Bube, warum eilt er seinem Vater nicht entgegen? Mord Element, bin ich hier denn so fremd geworden, etwa gar lästig?"

„Die Frau Majorin sind ausgefahren, und wissen von dem letzten Vorfalle keine Sylbe," suchte ein alter Diener den aufgebrachten Herrn zu besänftigen.

„Wer in aller Welt hat aber dann meinen Karl einsperren lassen?"

„Der Hofmeister, der ihn des Diebstahles bezüchtigt," entgegnete der alte Mann. „Hier kommt er eben mit Henri." So sprechend deutete er den Gang entlang, durch welchen die Genannten sich eilig näherten.

„Marsch Bube!" rief der Major mit abwehrender Geberde, strengen Ernst im Gesichte, Henri zu, der mit dem Ausrufe: „Mein theurer Vater!" in seine Arme eilen wollte. „Mache dich erst meiner Umarmung würdig," sagte er dann ruhiger zu ihm. „Es thut mir wehe, dich nach langer Trennung von meinem Herzen weisen zu müssen. Doch ein ungerathenes Kind verdient diesen Platz nicht. Fort — du hältst Zimmerarrest bis ich dich rufen lasse."

Der Knabe stand wie niedergedonnert, er getraute sich nicht das Auge zu dem zürnenden Antlitze des strengen Vaters zu erheben. Noch einmal winkte der Major, und schwankenden Schrittes, gleich einem der einer Ohnmacht nahe ist, kam Henri dem väterlichen Befehle nach.

„Aber Euer Gnaden wollen doch gütigst bedenken, daß solch eine Behandlung den jungen gnädigen Herrn auf das Sterbebette strecken kann," stotterte der Hofmeister in höchster Angst.

„Behandlung — Sterbebette! Was schwatzen Sie da; wer sind Sie?" fuhr ihn der Major rauh an.

„Nach dem weisen Beschlusse Hochdero Frau Gemahlin, bin ich so glücklich, des jungen gnädigen Herrn Hofmeister zu sein."

„Dieser Beschluß meiner Frau," fuhr jetzt der Major heraus, war der schlechteste, den sie je gefaßt, und mit Ihrem sogenannten Glücke hat es wahrscheinlich ein Ende. Sie haben auch was Rechtes gehofmeistert, und statt den Eigensinn meines Buben zu brechen, unterstützen Sie seine Launen, die Sie strafen und ausreuten sollen. Das Herr können Sie einst vor Gott nicht verantworten; denn Sie haben das Unglück unseliger Leidenschaften in der Brust meines Sohnes genährt. Mag Henri unter Ihrer Leitung auch sonst viel Gutes und Nützliches gelernt haben, so weiß ich Ihnen dafür schlechten Dank, weil Sie im Gegensatze sein Gemüth verdorben haben. Schweigen Sie," gebot der entrüstete Vater, als der auf eine solche Anrede nicht Gefaßte sich vertheidigen wollte. „Läugnen Sie ja nichts; denn ich habe von dem Treiben hier, wie von dem Ungerathensein meines Sohnes sichere Kunde erhalten. Auch haben Sie sich Dinge erlaubt — doch davon auf meinem Zimmer. Folgen Sie mir?"

So sprechend kehrte ihm der wackere Offizier den Rücken und begab sich auf sein Zimmer. Der Hofmeister folgte ihm mit einem wahren Armensündergesichte und mit schlotternden Knieen. Die Bedienten rieben sich vergnügt die Hände und François ließ sich ungesäumt zu dem gefangenen Karl führen.

Als er in das Kellergewölbe eintrat, saß der arme Knabe theilnamlos auf dem kalten Boden. Sein Haupt war auf die Brust herabgesunken und seine Hände im Schoße

gefaltet. Die Last seiner Leiden schien sich so tief in den Grund seiner Seele hinabgesenkt zu haben, daß der Spiegel ihres Lebensstromes nur durch eine schwache aber wie gebannt stehende Welle, deren Dasein anzeigte. In seinem ganzen Wesen lag eine Art von Betäubung, die alle Kräfte abgespannt, in der er den Eingetretenen nicht gewahrte, und erst dann das Haupt zu ihm erhob, als dieser wiederholt seinen Namen rief. Die Freude, die Karl nun empfand, kann so recht lebendig nur von einem sich in gleicher Lage Befindenden gefühlt werden. Wie ein getreues Hündlein den nach langer Trennung wieder gefundenen Herrn, so umhüpfte Karl, der sich einige Sekunden zuvor so schwer angeschuldigt, von aller Welt verlassen geglaubt, den alten braven Soldaten, sank ihm dann zu Füßen, umklammerte seine Kniee, und beschwor ihn unter Thränen seine Unschuld betheuernd, ihm um Gottes willen beizustehen. François selbst bis zu Thränen gerührt, beruhigte ihn, setzte sich auf eine Kellerstufe, und ließ sich nun von Karl, den er zu sich heranzog, alles das erzählen, was er seit seines Aufenthaltes hier erlebt habe. Getreulich und vollkommen der Wahrheit gemäß, that es Karl und der kluge Soldat, der ein gar aufmerksamer Zuhörer war, merkte gar bald, daß der Hofmeister ein tückischer Ränkeschmied sei. Manche Einzelnheit ließ er sich wiederholt auseinandersetzen, und als er nun mit einem Plane fertig war, der nach seiner Ueberzeugung nicht fehlschlagen konnte, stieg er wohlgemuth mit Karl die Treppe hinauf, wornach er ungesäumt in das Zimmer des Majors eintrat. Hier war der Hofmeister noch zugegen, doch wie erstaunte François, als der Major mit zürnender Miene sich zu Karl wendete, und ihn mit den Worten: „Ei von dir muß ich ja gar schöne Dinge hören,“ anredete. Statt der Antwort ergriff der

Beschuldigte die Hand des Majors, drückte sie unter mächtiger Bewegung an die Lippe, und schaute dann zu dem hochgewachsenen Offizier auf, so daß dessen Antlitz immer milder ward. Lange ließ er jedoch das Auge forschend auf ihm heften, als aber der Knabe schmerzlich lächelnd sagte: „Ich bin so wahr mir das Andenken meiner Eltern heilig ist, unschuldig," und dann unter hervorstürzenden Thränen hinzusetzte: „Seit ich Sie nicht gesehen, litt ich unendlich viel," da schwanden in dem Gemüthe des Majors alle Zweifel, die des Hofmeisters ausgeklügelste Verläumdungen gegen den Unschuldigen rege gemacht, wieder. „Geh' auf dein Zimmer mein Sohn," sagte er in recht liebreichem Tone, „Gott schützet die Unschuldigen." Wieder küßte Karl seines Wohthäters Hand und verließ das Zimmer.

„Sie gehen also von ihrer Behauptung nicht ab?" sagte nun der Major sehr strenge zu dem Hofmeister.

„In soferne es erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen — nein." Als so der Elende, mit der ganzen Unverschämtheit einer schlechten Seele sich waffnend, sprach, runzelte der Major gar finster die Stirne, gab François, dessen Zornader wie ein drohender Blitz von den buschigen Braunen gegen den Scheitel aufwärts anschwoll, einen Wink, worauf ihm dieser in eine Fensternische folgte.

„Was hältst du von der Sache, mein wackerer Veteran?" wendete er sich leise zu dem alten Soldaten, worauf dieser in derselben Weise sich zu ihm wendete und sagte, daß er den Hofmeister für einen Erzschurken ansehe, und es ihm nicht bange wäre, der Sache auf den Grund zu kommen, wenn er, wie er sich ausdrückte, den Examinator machen dürfte.

„Das sei dir erlaubt," lächelte der Major, „denn es liegt mir ungemein viel daran, in dieser Sache Licht zu erhalten." François über diese Zusage hoch erfreut, wünschte nun mit dem saubern Zeisig, wie er den Hofmeister nannte, allein zu sein, worauf der Major dem alten Reiter den Willen that und das Zimmer verließ.

Der Hofmeister, der schon glaubte, daß das Gewitter, welches ihn bedroht', ohne einzuschlagen vorüber ziehen werde, wollte dem Herrn des Hauses behende folgen, doch François tiefe Baßstimme, die dem Schuldbewußten wie ein Donner zum Gehöre drang, rief ihn zurück.

„Womit kann ich aufwarten, mein charmantester Herr François," mühte sich der Verlegene zu lächeln.

„Mit der Wahrheit Herr!" schnaubte der Wachtmeister ihn an, „und es wird gut sein, wenn Sie damit ohne Rückhalt herausrücken. Karl, den Sie des Diebstahls bezüchtigen, hat nichts gestohlen. Sie aber haben den armen Knaben, wie mir gar wohl bekannt ist, auf dem Zuge und ihn deßhalb fälschlich angeklagt. Das ist nun grundschlecht; doch alles soll ihnen, so wahr ich mir schmeicheln darf, bei dem Herrn Major einigen Einfluß zu haben, vergeben sein, wenn Sie diese niedrige Anklage zurück nehmen."

„Wofür halten Sie mich?" stotterte der Hofmeister in steigender Verlegenheit.

„Für einen hart gewordenen Sünder, wenn Sie sich dessen weigern," fiel ihm François barsch in's Wort. Seine Augen trafen den vor Angst Bebenden wie ein Wetterstrahl, und seine Frechheit schwand der geraden Derbheit François gegenüber. Wie sich aus dieser Verlegenheit ziehen? Diese Frage fiel dem Wicht schwer auf die Brust, und seine Blicke schweiften unsicher wie Irrwische im Moore umher. Mit der tiefsten Verachtung betrachtete

ihn der ehrliche Soldat einige Augenblicke, doch als der Verstockte bei seinem hartnäckigen Schweigen verharrte, faßte er ihn mit der starken Faust an seinem feinen Rocke in Mitte seiner schmalen Brust, und indem er ihn hin und her schüttelte, wie der Sturm eine schwache Weide, rief er: „Diese Hand, die Sie gefaßt hat, läßt Sie nun nicht eher los, bis Sie bekannt haben. Ja, klotzen Sie mich nur an, ich halte Wort, fest entschlossen, dem Knaben, der mir das Leben gerettet, seine Ehre zu retten."

Da traten mächtige Schweißtropfen dem falschen Angeber auf die Stirne, und als es seiner Nervenschwäche nicht gelang, sich von der starken Faust des derben Reiters los zu machen, so drohte er, ihn ob solcher Behandlung bei Gericht anzuklagen. Einmal in Zorn gebracht, konnte eine derartige Drohung und noch überdieß aus solchem Munde, François nicht einschüchtern. Noch kräftiger schüttelte er ihn hin und her, so daß endlich der Rock des Hofmeisters, der diesem schon ohnedieß zu enge sein mochte, in der Gegend der Brusttasche mit einem Krache entzwei platzte, und — wer beschreibt François Freude, als daraus die bezeichnete Börse, welche Karl gestohlen haben sollte, klingend auf den Zimmerboden fiel. Schöner hätte die Unschuld wohl nicht triumphiren können, und der Hofmeister, der sich nun in den listigen Netzen seiner eigenen Sünden gefangen sah, krümte sich vor François auf die Kniee sinkend, wie ein Wurm und flehte unter lautem Zähneklappern in einer Todesangst, die an Verzweiflung und Irrsinn grenzte, um Schonung und Gnade. Der Major, der den ganzen Vorfall an der Thüre lauschend mit angehört hatte, trat nun auch wieder in das Gemach, und als er einige Sekunden mit sich stummen Rath gehalten, zog er die Klingel und hieß einen darauf erscheinenden

Diener sogleich seinen Henri herbei holen. Es währte nicht lange, so erschien dieser, und als er seinen Hofmeister, der noch immer wie vernichtet in dem Zimmer kniete, in dieser Stellung sah, so schaute er befremdet bald in seines Vaters, bald in François Antlitz.

„Ei, da ist ja meine Börse!" rief er dann plötzlich, als seine Blicke sie trafen und mit einem Seitenblicke auf seinen Hofmeister, setzte er zögernd die Frage hinzu, wer denn der Dieb sei.

„Dieser hier, der in der Stellung des Entlarvten hier kniet," sagte François ernst, und mit dem Ausrufe: „Elender!" wich Henri, dem das Verbrechen des Diebstahls stets das Verabscheuungswürdigste war, erbleichend zurück.

„Ja elend werden alle Diejenigen, die von dem Pfade der Tugend und der Rechtlichkeit weichen", sagte in gar strengem Tone der Major, ergriff dann die Hand seines erschütterten Knaben, und hieß ihn das Antlitz des Betrügers genau besehen. „Präge dir dieses Gesicht, voll Angst, Scham und Erbärmlichkeit tief in Dein Inneres ein," sagte er zu ihm, „und denke, daß die Larve eines jeden Heuchlers und Betrügers hier oder Jenseits fallen muß. Sage, möchtest Du wohl einmal in solcher Stellung, mit solch einem Gesichte vor rechtlichen Menschen oder gar vor Gott erscheinen?" Von Angst ergriffen, machte Henri eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und sich an den Vater drängend, schüttelte er wehmüthig sein Haupt. Dieser, ein lebenskluger erfahrener Mann, sah wie tief sein Sohn ergriffen sei, benützte diesen Augenblick, und hielt ihm eine strenge Sittenpredigt. Er beschwor ihn, all das, was ihm dieser Mensch vorgeschwatzt, als verderblich von sich zu werfen, seinen häßlichen Eigensinn zu brechen und in der Tugend, auf welcher einzig nur des Menschen

Seelenheil beruht, sich unabläßig zu üben. „Ich werde Dich nun einem braven Lehrer übergeben, und hoffe, daß Du durch Folgsamkeit und Fleiß Dich meiner Vaterliebe, die ich Dir von Stunde an wieder angedeihen lassen will, würdig erzeigen werdest. Geh nun auf Dein Zimmer, denn Diesem" sprach er, einen Blick der tiefsten Verachtung auf den noch immer theilnahmslos auf dem Boden Kauernden werfend, „hast Du keinen Abschied zu sagen."

Bestürzt entfernte sich Karl, und François, der bis jetzt immer geschwiegen, bat nun den Major um die Erlaubniß, den dieses argen Betruges Überwiesenen aus dem Hause peitschen zu dürfen. Der feiner fühlende Mann jedoch ertheilte ihm diese nicht, und begnügte sich, dem noch immer von fieberhafter Angst Geschüttelten zu sagen, daß er zur Stunde sein Haus räumen möge. Wie ein Trunkener erhob sich jetzt der Verabschiedete, und taumelte, ohne ein Wort der Entschuldigung hervor bringen zu können mit gesenktem Blicke dem Ausgange zu. Hier drückte ihm der gütige Herr mit den Worten: „Nehmen sie das auf die Reise" eine Geldrolle in die Hand, die der Habsüchtige trotz seiner Beschämung mit der Hast des Geiers der die Beute faßt, ergriff, und mit einem stummen Kopfnicken unter einem Dutzend Kratzfüßen sich entfernte. Noch ein „Gott bessere Sie" rief ihm der Major in ernster Weise nach, dann hielt er den aufgebrachten François, welcher sich unbemerkt aus der Thüre stehlen wollte, zurück, faßte ihn scherzend beim Schnurrbarte, und sagte: „Ruhig alter Brausekopf; dieser Jammerbube ist nicht würdig, daß die Hand eines braven Soldaten sich mit ihm beschmutzt."

„Wohl haben Sie recht" entgegnete François, „aber Eine" setzte er mit der Hand weit ausholend in komi-

schem Ernste hinzu, „hätte ich ihm allzugerne doch gegeben.“

„Den Streichen der Vergeltung wird er sicher nicht entgehen,“ meinte der mit den Wechseln des Lebens gar wohl erfahrene Offizier, und als in diesem Augenblicke die heimgekehrte Majorin in das Zimmer trat, uud mit einem Ausrufe höchster Freude an seine Brust flog, so schloß er sie liebreich in die Arme. Erst als der Sturm des Entzückens sich gelegt hatte, zeigte ihr der Gatte ein strenges Gesicht, und erzählte der Erstaunten das eben Vorgefallene, mit vorwurfsvoller Heftigkeit. Die Majorin erschrack. Sie bedauerte, daß in ihrer Abwesenheit dem guten Karl so schweres Unrecht angethan worden sei und dankte im Stillen Gott, daß durch diesen Vorfall der Hofmeister, der auch ihr schon lange als verdächtig erschienen war, entlarvt wurde. Der alte François, der an dem Blicke des Majors sah, daß seine Gegenwart jetzt überflüßig sei, verließ das Zimmer und eilte seelenvergnügt zu seinem lieben Karl. Er konnte es sich nicht versagen, dem so tief Gekränkten zu erzählen, welch ein Ende es mit dem entlarvten Hofmeister genommen. Auf die Kniee sinkend, dankte der überraschte Knabe Gott, und während der wackere Krieger, den so hart Geprüften mit innigem Wohlgefallen an seine biedere Brust drückte, und nach Herzenslust liebkoste, hielt der Major seiner Gattin, die in seinem Zimmer verlegen vor ihm stand, eine gar ernste Vorlesung über Kindererziehung.

Siebentes Kapitel.

Die gestörte Geburtstagsfeier.

Von diesem Begebnisse an, hatte sich Karl Merville in dem Hause des wackern Majors einer ausgezeichneten Behandlung zu erfreuen. Die Stelle des abgedankten Hofmeisters wurde durch einen vortrefflichen Lehrer, der ein weiser und gemüthvoller Mann war, ersetzt. Mehr noch als auf die Ausbildung des Geistes, verwendete dieser auf die Veredlung der Seele und trachtete hauptsächlich Henri's Trotz und unbändigen Eigensinn zu zügeln. Wo seine herzlichen gut gemeinten Worte nicht hinreichten, brauchte er strengen Ernst. Dieß befremdete den stolzen Zögling in hohem Grade, und der Gedanke, daß nun mit einem Male alle seine Herrlichkeit zu Ende sei, brachte ihn fast zur Verzweiflung. Man hatte ihm bis jetzt zu viel hingehen lassen, und durch ein unverzeihliches Nachgeben, seinen Trotz zu sehr bestärkt, als daß ihm diese plötzliche Veränderung nicht hätte auffallen müssen. Der Thörichte sah nicht ein, daß man durch zweckmäßige Strenge nur sein Bestes erzielen wolle, und glaubte, daß ihn der Vater nicht liebe, und eine Lust an seiner Demüthigung empfinde. Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, faßte diese überspannte Idee, in seiner leidenschaftlichen Brust mehr Raum, denn sein Vater übersah ihm nicht die mindeste Unart, und ließ es auch, wo es noth that, an geeigneten Strafen nicht fehlen.

Wie sich aus diesem unangenehmen Verhältnisse herausziehen? Diese Frage beschäftigte den unzufriedenen Henri Tag und Nacht; sie ließ ihm keine Ruhe mehr, und indem er sie unausgesetzt zu seinem Studium machte,

vernachläßigte er die Wissenschaften. An diesem Trotze waren hauptsächlich überspannte Romane schuld, die ihm sein früherer Hofmeister zur Lesung überlassen. Alle darin enthaltenen phantastischen Scenen rief er sich jetzt ins Gedächtniß zurück, und brachte sie, wenn auch noch so gesucht, in Beziehung mit seiner nunmehrigen Lage. „Ja es ist klar!“ rief er dann oft auf seinem Zimmer aus, „mein Vater ist ein Tyrann; er hat seine Liebe dem hergelaufenen Buben zugewendet, weil dieser, feige, gleich einem abgerichteten Hunde, sich in alle Anordnungen, mögen sie auch noch so toll sein, fügt. Ich liege in schmachvollen Fesseln, und an mir ist es, sie zu zerreißen.“ So fabelte der junge Romanenheld, diese Worte jenen verderblichen Lektüren entlehnend, und schmiedete nun im Geheimen seine Pläne. Er wurde kalt und verschlossen gegen Jedermann, ließ sich ungerne in ein Gespräch ein, und gab, wenn er nicht ausweichen konnte, nur kurze und rasche Antworten.

Diese Gemüthsstimmung konnte dem besorgten Vater, der seinen Sohn, obgleich er es ihn nicht merken ließ, über alles liebte, nicht entgehen, und da auch Henri's würdiger Lehrer mit gar ernster Miene, seine Befürchtungen äußerte, so beschloß der Major, bei erster Gelegenheit das Gemüth seines Sohnes zu erforschen. Besonders geeignet dazu schien ihm sein Geburtsfest, das er nach so langer Trennung wieder einmal bei den Seinen zu feiern gedachte. Es erschien, und die Majorin die ihren Gatten recht von Herzen liebte, hatte in der Nacht noch alle Anstalten getroffen, um den kommenden Tag würdig zu feiern.

Ihrem Befehle zu Folge wurden die meisten Zimmer, wie auch die Treppenplätze auf sinnreiche, geschmackvolle Weise, mit duftendem Blumenflore und seltenem Laubwerke

verziert. Aller Orten förderten ihre Ermahnungen die Arbeit und erst als Alles nach ihrem Wunsche in Ordnung war ging sie auf ihr Zimmer. Da ihr die Spannung, die zwischen ihrem Gatten und dem Sohne ihres Herzens waltete, längst schon gar wehe that, so sann sie jetzt wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei. Unruhig ging sie eine Weile auf und nieder; setzte sich dann an ihren Schreibtisch und als sie einige Minuten hier gedacht und von Zeit zu Zeit Wörter auf ein Blatt Papier geschrieben hatte, ließ sie Henris Hofmeister, es war noch früh am Morgen, auf ihr Zimmer bescheiden. Kaum war dieser würdige Mann bei ihr eingetreten, so eilte sie ihm mit recht freundlichem Wohlwollen entgegen, gab ihm leicht erröthend ein Blatt Papier, und sagte: „Ich habe hier nach meiner Weise einen Glückwunsch für meinen Gatten aufgesetzt. Es sind nur wenige Zeilen, in denen ich das auszusprechen versuchte, was in meinem Herzen mit unauslöschlichen Zügen geschrieben steht. Möchten Sie wohl, da ich zu reimen versuchte, diese Arbeit durchsehen? Erschrecken Sie nicht, die ganze Dichtung besteht nur aus einem einzigen Verse, der Sie nicht ermüden wird."

„Ei was ermüden — ich bin recht gerne zur Durchsicht bereit; doch fürchte ich, daß ich daran nichts werde verbessern können, denn die Sprache des Herzens, gnädige Frau, ist stets die beste." In so galanter Weise redend, nahm der Hofmeister, der verlegen lächelnden Dame ihre gutgemeinte poetische Arbeit ab, verbeugte sich nnd wollte gehen. Da ergriff die Majorin seine Hand, und rückte jetzt ernst mit ihrem Anliegen heraus. Nach ihrem Wunsche, sollte Henri, der mit äußerster Leichtigkeit memorirte, diese Strophe dem Vater als Glückwunsch vortragen, wozu diesen, wie sie sich jetzt aussprach, der Hofmeister bewegen

sollte. „Glauben sie wohl, daß sich Henri dazu verstehen wird?" fragte sie zögernd, als sie mit ihrer Bitte zu Ende war, und warf einen ängstlichen, besorgten Blick in das Antlitz des biedern Lehrers, das sich bei dieser Frage sehr verfinsterte.

„Ei, gnädige Frau," entgegnete dieser gar ernst, „ein guter Sohn muß sich zu allem verstehen, was eine gute Mutter von ihm verlangt." Beschämt schlug die Dame, die in diesen Worten, und zwar mit Recht einen Vorwurf las, die Augen nieder, und als sie wieder aufblickte, hatte der Hofmeister, um sich seines Auftrages zu entledigen, bereits das Zimmer verlassen. Er fand die Strophe passend und gemüthvoll, wie auch die Reimweise ungezwungen und natürlich. Deßhalb ging er auch ohne weiteren Aufenthalt geraden Weges nach Henri's Zimmer hin.

Als er bei ihm eintrat, träumte dieser gerade wieder in recht romantischer Weise von der Sprengung seiner Fesseln. Das Erscheinen des Hofmeisters, berührte ihn daher auf eine höchst unangenehme Weise, denn seine fixe Idee zeigte ihm in dem vortrefflichen Manne einen lästigen Zuchtmeister, einen kaltherzigen Barbaren. Mit schlecht verhaltenem Ärger ging er ihm einige Schritte entgegen, und blieb ohne den Eingetretenen zu grüßen, in Erwartung dessen, was man von ihm wolle, vor ihm stehen.

„Sie wissen, daß heute der Geburtstag ihres Herrn Vaters ist," redete der Hofmeister ihn an.

„Da Sie mir es eben sagen, weiß ich es," entgegnete Henri trocken.

„Wie — Sie sollten das nicht schon gewußt haben?" Henri antwortete nicht, und als der Eingetretene wiederholt die Frage an ihn stellte, so sagte er ärgerlich: „Ich

dächte doch, daß ich auf Ihre erste Frage verständlich genug geantwortet hätte."

„Sie haben heute wieder eine recht liebenswürdige Laune," bemerkte in strengem Tone der Hofmeister. Henri verzog zu spöttischem Lächeln den Mund und schwieg. Dadurch verletzt, reichte ihm jener rasch das Blatt Papier, das ihm vorhin die Majorin gegeben, und sagte in einer Weise die keinen Widerspruch duldet: „Ihre Frau Mama will, daß Sie diesen, von ihr selbst gedichteten Vers auswendig lernen, und ihn dann bei der Mittagstafel dem Herrn Papa als Glückswunsch vortragen mögen."

„Sagen Sie ihr, daß ich nicht will!" rief Henri heftig," und zwar aus dem Grunde nicht will, weil ich keine Staarmatze und kein Papagai bin. Will ich dem Vater gratuliren, so werde ich es auf meine Weise thun."

„Wie! ist das die Sprache eines guten Kindes?"

„Ich bin kein Kind mehr, mein Herr," unterbrach Henri seinen entrüsteten Lehrer. „Ich bin in einigen Jahren mündig" fuhr er mit stolzer Geberde fort, „und werde dann gewiß alle Beleidigungen, die man beflissen ist mir stündlich anzuthun, nicht kargend zurück geben."

„Das Kind Ihrer Mutter, bleiben Sie immer, und sollten Sie auch als ein Mann mit grauen Haaren vor ihr stehen. Als solches sind und bleiben Sie ihr Achtung schuldig. Ich erstaune über das, was Sie sich zu reden unterstehen. So konnten Sie wohl in Gegenwart Ihres frühern Hofmeisters sprechen, nicht aber in der meinen; den Sie wissen nur zu gut, daß ich nicht um Ihre Gunst buhle, und wo Ermahnungen nicht helfen, keinen Anstand nehmen werde, Ausartungen empfindlich zu bestrafen."

„Ei ja wohl weiß ich das!“ rief Henri auffahrend; „doch für die Zukunft wird der Zimmerarrest, den Sie zu diktiren von meinem Vater die Erlaubniß haben, nicht mehr gehalten. Ich brauche Sie nicht, mein Herr! Alle jungen Leute in meinem Alter, besuchen die öffentlichen Lehranstalten und hohen Schulen, wo man sie auf ehrenvolle Weise, und nicht wie Wickelkinder behandelt. Ich sehe deßhalb nicht ein warum nicht auch ich das thun dürfte. Meine Geduld ist zu Ende. Ich lasse mich auch nicht länger hier gefangen halten und werde beantragen die hohe Schule besuchen zu dürfen. Jetzt wissen Sie meine Meinung. Heute werde ich auf meinem Zimmer bleiben; denn bei diesem Feste will ich nicht als lästiger Zeuge stören.“

Absichtlich hatte der brave Lehrer den Leidenschaftlichen nicht unterbrochen, um zu ergründen, was in seinem Innern vorgehe, und trotz der ihm zunächst zugefügten Beleidigung, suchte er doch seine gerechte Entrüstung zu unterdrücken. „Wäre es möglich!“ rief er mit schneidendem Vorwurfe aus, „Sie wollten Ihrem guten Herrn Vater an seinem Geburtstag, den er seit langer gefahrvoller Abwesenheit wieder einmal in Mitte der Seinen feiert, kein freundliches Wort sagen?“

„Mein Vater haßt mich, und seit ich das weiß, kann auch ich ihn nicht mehr lieben.“ Kaum hatte Henri diese Worte mit frostig abstoßender Kälte ausgesprochen, so wurde die Thüre heftig aufgethan, und mit gramumwölktem thränenfeuchtem Antlitze trat die Majorin ein. Da sie dem Hofmeister aus Neugierde, unverzüglich nachgefolgt war, um zu hören, wie Henri ihren Wunsch aufnehmen werde, so hatte sie vor der Thüre stehend alles, was von beiden Theilen gesprochen wurde, vernommen.

„Unglückseliger, welcher böse Geist blies Dir ein, daß Dich Dein Vater hasse?“ So sprechend trat sie in würdevoller Haltung vor Henri hin. „Ach mein bester Hofmeister,“ wendete sie sich dann zu diesem, „verzeihen Sie dem unsinnigen jungen Menschen, was er Ihnen Beleidigendes gesagt hat. Höre,“ sprach sie dann wieder zu dem Sohne, der theilnahmlos vor ihr stand, „mit Dir ist es weit gekommen. O Gott, daß ich mir sagen muß, ich trage die meiste Schuld! Mein stetes Nachgeben und meine ungezügelte Liebe, die es nie zuließ, daß ich Dich strafte, wenn Du unartig warst, erzeugten in Dir jenen starren Trotz, der Deinen Eltern noch endlosen Jammer und Dir Verderben bereiten wird. O, wie bereue ich meine Schwäche! doch jetzt ist es zu spät,“ sprach sie trostlos. „Nein es kann nicht sein!“ rief sie trostlos nach kurzem Schweigen plötzlich von Wehmuth und folternder Angst ergriffen. „Das Kind, das ich wie meinen Augapfel liebte, über dessen Leben und Gesundheit ich unabläßig wachte, sollte jetzt, da es dem Alter des Jünglings sich nähert, alle meine Hoffnungen so täuschen, und meine Liebe und all die schlaflos durchwachten Nächte, mit himmelschreiendem Undank belohnen? Nein, das ist nicht möglich! nicht wahr — Henri! Sohn meines Herzens, — es ist nicht möglich?“

So klagte diese unglückliche Mutter, die jetzt zu spät einsah, welche bösen Früchte ihre fehlerhafte Erziehung getragen. Wie in Todesangst blickte sie bei den letzten an Henri gerichteten Worten in sein Gesicht, das von innerer Unruhe bewegt war. Doch als er die Augen nieder schlug und ihr kein Wort des Trostes sagte, so stieß sie einen schmerzlichen Seufzer aus, bedeckte ihr Antlitz mit den zitternden Händen, und fing bitterlich an zu weinen.

Da konnte sich Henris Lehrer, der bis jetzt ein stummer Zeuge dieses Auftrittes war, nicht mehr zurück halten. Mit zornrothem Gesichte wendete er sich an den ungerathenen Sohn der gleichgiltig dastehen konnte, wenn seine Mutter vor ihm in Thränen zerfloß. Er hielt ihm eine erschütternde Strafpredigt; doch Henri, der in seinem überspannten Sinne überall nur gegen ihn geschmiedete Kabalen erblickte, veränderte auch bei den herzergreifenden Worten dieses rechtlichen Mannes, keinen Zug des Gesichtes. Er blieb ungerührt, und vor so viel Verstocktheit schaudernd, schwieg sein Warner. Mit sanfter Gewalt führte er die halb ohnmächtige Majorin aus dem Zimmer, und Henri freute sich über den, wie er meinte erfochtenen Sieg. Er wollte aber nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und sich vor allem, den ihm lästigen Hofmeister vom Halse schaffen. „Die verhaßten Fesseln müssen heute noch fallen, oder ich gehe durch.“ So rief er ein über das anderemal aus, und machte sich sogleich an das Einpacken jener Dinge, die ihm auf seiner projektirten Flucht unentbehrlich schienen.

Während dieß alles geschehen, saß der Major auf seinem Zimmer und schmauchte gemüthlich seine Morgenpfeife. Manigfaltige Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, und die ganze kampfbewegte Vergangenheit, trat wieder einmal mit all ihren blutigen Schreckensbildern vor seine Seele. Er dachte an die unzähligen Opfer welche die letzten Kriege verschlungen, und unwillkürlich stieg die Frage in seinem Innern auf: Was wurde denn durch das Hinschlachten so vieler bezweckt? — Diese Frage konnte er nicht genügend beantworten; denn wie in Frankreich, so herrschte auch in Deutschland nur Unzufriedenheit und Zwietracht. Ein recht böser Geist wehte durch die noch

immer aufgeregten Länder und jedem rechtlichen Vater mußte es, wenn er anders die Gesinnungen der leidenschaftlichen toll tobenden Jugend kannte, für den Sohn bange sein. Solch' eine Richtung hatten eben auch die Gedanken des Majors genommen. Er sah ein, daß Henri, der nun zu einem sechszehnjährigen Jünglinge herangewachsen war, jetzt eine Universität besuchen müsse. Der Gedanke an diese Nothwendigkeit erfüllte ihn mit schweren Sorgen. Wie wird dieser leidenschaftliche Bursche mit seinem Eigensinn und Trotze durchkommen. In welch' unangenehme Händel wird ihn sein aufbrausendes Wesen verwickeln? Ach, hätte er doch nur ein Fünkchen von dem sanften guten Karl! So klagte der Vater als ihm ein Blick auf die Wanduhr zeigte, daß es hohe Zeit sei, sich zum Empfange Befreundeter vorzubereiten, die an diesem Tage, war er anders in Paris, nie ausblieben. Es fing ihn jetzt auch an zu befremden, daß weder Henri noch seine Gattin ihm einen Morgengruß gebracht hatten; doch als er die Thüre öffnete, um seinen Leibjäger zu rufen, und nun die mit Blumen und Kränzen geschmückten Zimmer sah, so lächelte er vergnügt, und glaubte, man werde ihn zu überraschen gedenken. Da pochte es an seine Thüre, und als er durch den herkömmlichen Ruf „Herein", die Erlaubniß zum Eintritte ertheilt, eilte Karl zu ihm heran. Sein Gesicht erglühte vor Freude und mit inniger Herzlichkeit, die ihm ungemein wohl ließ, wünschte er seinem väterlichen Wohlthäter Glück und Segen zu seinem Geburtstage. Jedes Wort, das er sagte, war gemüthvoll, und aus dem Spiegel seiner Augen leuchtete eine schöne reine Seele. Der Major war sehr gerührt, und indem er lange unbeweglich in das schöne Antlitz Karls, welches das Gepräge eines sanften edlen Charakters trug, schaute,

glaubte er den Vater des Jünglings, wie er ihn in den lächelnden Jahren der Jugend umfangen, hier wieder zu sehen. Unverholen sprach der herzliche Mann auch das aus, was er eben bei seinem Anblicke gefühlt; lobte seinen Fleiß, wie seinen gottesfürchtigen frommen Wandel, und ermahnte ihn auf dem Wege der Tugend und Rechtlichkeit wie bisher fort zu fahren. „Mein guter lieber Karl; ungeachtet Du Dich, erst in der Blüthe des Lebens befindest,“ sagte er warm zu ihm, sind doch schon schwere Prüfungen über dich ergangen. Es schützte dich aber bei allem was Dich getroffen, unverkennbar ein schirmendes Walten. Sei deßhalb getrost; denn dieser Schutz von oben wird nie von Dir weichen, wenn Du anders nicht von dem Weg der Tugend weichst.“ Karl versprach es mit einer Aufrichtigkeit, die keinem Zweifel Raum ließ, worauf der Major einen Wandschrank öffnete, eine schöne goldene Uhr mit goldener Kette herausholte, und sie ihm mit den Worten übergab: „Nimm hier diese Uhr, mein Sohn, und erinnere Dich bei ihrem Anblicke stets an das Versprechen, das Du eben in meine Hand abgelegt. So oft ihr Schlag eine entschwundene Stunde anzeigt, so erforsche auch Dein Gewissen, und findest Du, daß Du Dich einer Versäumniß anzuklagen hast, so suche das, was Du zu thun unterlassen, in der nächsten Stunde wieder nach Kräften herein zu bringen.“

Ueber dieses schöne Geschenk war Karl so hoch erfreut, daß er kaum Worte fand, um seinen innigen Dank auszusprechen. Tief ergriff ihn auch die Rede dieses, seines zweiten Vaters, der, obgleich gebildet in der Schule des Krieges, doch ein reines frommes Herz als das höchste Gut ansah. Schon wollte Karl, um den Major bei seiner Toilette nicht ferner zu stören, sich wieder entfernen,

als ihn dieser zurück rief: „Sage mein Sohn," fragte dieser recht wohlmeinend, „welchen Stand wirst Du Dir denn wählen? Die Zeit ist herangekommen, in welcher Du die Berufe der Menschen vergleichen, und einen für Dich auswählen mußt. Sprich, in welchem fühltest Du Dich wohl am meisten glücklich?"

„In dem des Rechtsgelehrten" sagte Karl nach kurzem besinnen.

„Gut," entgegnete der Major überrascht. „Aber sage, was brachte Dich auf diese Idee?"

„Der Hinblick auf manche Ungerechtigkeit," sprach Karl sehr ernst, „und besonders die Erinnerung an das, was meinen Eltern vor ihrer Flucht aus Paris zugefügt wurde. Oft sagte mir mein Vater, was er durch falsche Anklagen und Verdächtigungen habe leiden müssen, und daß ihm in jenen Tagen der Gefahr, ein unparteiischer Vertheidiger seines Rechts wie ein Engel des Himmels erschienen wäre. — Glaube mir Karl, — sprach er oft in mächtiger Bewegung zu mir, — mehr noch als der Kranke nach dem Arzte begehrt, verlangt es den falsch Angeklagten nach einem klugen, biedern Manne, der das Netz der Bosheit, das ihn umsponnen, mit sicherer Hand zerreißt, und ihm wieder zu seinem Rechte verhilft. — Diese Worte" sagte Karl indem eine Röthe edler Begeisterung seine Wangen überflog, „blieben mir stets im Gedächtnisse, und ihre Wahrheit empfand ich zuerst da recht lebendig, als mich der Verdacht des Diebstahls traf."

„Gott verleihe Dir zu Deinem Vorsatze seinen Segen" sprach der Major bewegt, und trocknete sich eine Thräne, die das Andenken an seinen Merville ihm ins Auge getrieben, von der Wange. „Die Rechtswissenschaft" redete er dann vergnügt weiter, „kann allerdings von manchem

gedrückten Gemüthe, die schwere Bürde der Sorgen nehmen, wenn anders ihr Jünger Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und da ich überzeugt zu sein glaube, daß das bei Dir der Fall ist, so wünsche ich Dir zu Deiner Wahl von Herzen Glück und Segen." Nun eröffnete er ihm auch, daß sein Henri ebenfalls ohne Aufschub die hohe Schule besuchen müsse, und daß es ihm sehr lieb sei, wenn er sich als wohlmeinender Freund dem leidenschaftlichen Trotzkopfe anschließen wolle.

Karl fühlte sich hochgeehrt, obgleich er sehr zweifelte, daß seine Persönlichkeit über Henri etwas vermögen werde; weil dieser seit der Abdankung des ersten Hofmeisters, besonders gegen ihn sehr kalt und abstoßend war. Deßungeachtet schloß ihn der gute Karl doch täglich, wie es einem frommen Christen ziemt, in sein Gebet ein, und flehte den Himmel an, das er den einzigen Sohn seines Wohlthäters nicht sinken lassen möge. Der Gnade des Himmels empfahl er ihn auch jetzt, und versprach dem Major, daß er seinen Wünschen gewiß nach Möglichkeit nachkommen werde.

Da meldete ein Bedienter einen Besuch, worauf Karl den Major, der eben mit dem Ankleiden fertig war, verließ.

Ein Wagen fuhr nach dem andern vor dem Hause an, und kaum hatte der Major eine Visitte empfangen, so erschien schon wieder eine zweite und dritte. Der gute Mann kam ordentlich in's Gedränge, und seine Gattin die bei solchen Gelegenheiten sonst immer nach Sitte der galanten Welt die Honeurs des Hauses machte, vermißte er jetzt recht sehr. Unter denen, die ihm Glück wünschten, waren auch mitunter Leute aus den höchsten Ständen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so daß oft mancher Befreundete mehrere Minuten

im Empfangssalon stand, ohne daß der freundliche Herr des Hauses mehr als ein flüchtiges Wort an ihn richten konnte. Das war dem feinen Manne denn höchst unlieb, und als nach lange vergeblichem Harren ein Augenblick der Ruhe eintrat, schickte er einen Bedienten mit der Bitte an seine Frau, daß sie sich zu ihm in den Salon verfügen möge. Auch konnte er sich, da die Sonne schon im Mittag stand, das Entfernhalten der Seinen nicht enträthseln. Er erstaunte daher nicht wenig, als der Diener von den Zimmern seiner Gattin zurückkehrte, und sichtlich verlegen meldete, daß die gnädige Frau, wie ihm das Kammermädchen gesagt, plötzlich sehr unwohl geworden sei. Diese Nachricht verstimmte den zärtlichen Gemahl sichtlich und mit liebender Besorgniß eilte er ungesäumt zu der vorgeblich Kranken. Leise trat er in ihr Schlafzimmer; sein erster Blick fiel auf das Bett, doch hier fand er nicht was er suchte. Mit Gedankenschnelle durchspähte sein Auge das weite hochgewölbte Gemach; es war jedoch vergebens. Immer mehr befremdet, durcheilte er die Nebenzimmer, als sich aber auch hier keine Spur von ihr zeigte, so hieß ihn ein ahnendes Gefühl seiner Brust, eine Wendeltreppe, die zur Hauskapelle führte hinunter steigen.

Die Thüre, durch welche man in die Kapelle trat, war nur angelehnt, und ein flüchtiger Blick, den er durch die handbreite Thüröffnung in das Innere dieses geweihten Raumes warf, trieb ihm das Blut rascher zum Herzen.

Ueber einen Betstuhl gebeugt, kniete hier die Majorin in einem Zustande höchster Aufregung vor einem Madonnenbilde. Ihr Antlitz war geisterbleich, und ihre Augen, denen Thräne an Thräne entrann, hatte heftiges Weinen entzündet. Von Zeit zu Zeit erhob sich ihr herabgesunkenes Haupt zu der Himmelskönigin, die eine Künst-

lerhand als **mater dolorosa** abgebildet hatte. Lange ließ sie dann ihren thränenumflorten Blick auf dem Schmerzensantlitze der vortrefflichen Farbenschöpfung heften und rang dabei die Hände, als flehe sie in höchster Angst um die Abwendung eines großen Unglücks. So hatte ihr Gatte sie noch nie gesehen. Er wagte es nicht, ihre Andacht zu stören, und erst als sie sich erhob und gleich einer in Träumen Wandelnden aus der Bethalle wankte, trat er ihr entgegen. Voll der innigsten Theilnahme wendete er sich zu ihr, doch sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als sie bei seinem Anblicke wie vor einer Person zusammenschrak, die man zu fürchten hat. Auf einige Sekunden nur röthete die jähe Ueberraschung ihre Wangen, doch gleich darauf wurde sie wieder so bleich wie zuvor. Dem Major bangte für die Arme, und als sie jetzt vor ihm niedersank, heftig seine Kniee umklammerte und ihn ein über das andere Mal um Verzeihung bat, so glaubte er sie geistesirre. Er konnte sich nicht erklären, warum sie bittend in ihn drang, doch als sie jetzt nach manchem abgerissenen Satze den er nicht verstanden, den Namen H e n r i nannte und wie vernichtet das kummerschwere Haupt auf die bange athmende Brust sinken ließ, überflog eine Wolke finstern Unmuthes sein Antlitz. Unter fortwährenden Tröstungen hob er die Knieende von dem kalten Steinboden auf, und erst als er sie auf ihr Zimmer gebracht, vermochte sie nach vielem Zureden endlich zusammenhängende Antworten zu geben. Anfangs konnte sie sich nicht gleich entschließen, dem Gatten den Vorfall mit Henri zu eröffnen, und erst als er mit allem Ernste in sie drag und sie auf ihr Gewissen fragte, was vorgefallen sei, so erzählte sie ihm unter neuerdings heftig hervorstürzenden Thränen, wie trotzig und gefühllos

sich ihr Sohn gegen sie und den Hofmeister benommen habe. Als sie zu Ende war nannte sie sich eine pflichtvergessene unglückliche Mutter, die Gott gestraft. „Ach, vergieb mir mein Gemahl“, rief sie, von Reue durchbebt, „denn mich allein — o wie schwer wird mir dieses Bekenntniß — mich allein trifft die Schuld! Sage mein Theurer, was ist zu thun, was räthst Du mir? wie kann ich das, was meine allzu große Liebe und Nachsicht verbrochen, wieder gut machen?“

Zu tief erschüttert, wußte der Major nicht gleich, was er ihr sagen sollte. An seiner Stirne zog ein drohendes Wetter herauf, und die, unter den zusammengekniffenen Lippen in fast heißerem Tone hervorgestossenen Worte: „ehrvergessener Schandbube“ zeigten nach seiner Weise den höchsten Grad von Zorn an. „Du bist sehr angegriffen, und bedarfst der Ruhe“, sprach er nach einer Weile sich gewaltsam fassend, führte die Erschöpfte zu einem Sopha, und empfahl sie der Pflege ihres Kammermädchens. Ohne ferner ein Wort zu sprechen, verließ er rasch das Zimmer, und die Majorin, die gar wohl seine unerbittliche Strenge kannte, blickte ihm angstvoll nach.

„Wer nicht hören will, muß fühlen! Ei laßt doch sehen, ob der Bursche mir schon über den Kopf gewachsen ist.“ So sprechend schritt der Major vor tiefer Entrüstung zitternd, nach dem Zimmer seines ungerathenen Sohnes hin, und unzweifelhaft würde es einen bösen Auftritt gegeben haben, wenn nicht der Hofmeister, der eben über den Gang schritt, den gekränkten Vater zurückgehalten hätte. Gerne räumte der Major diesem vortrefflichen Manne, der stets richtig dachte und fühlte, einen Vorzug ein, und ließ sich deßhalb auch jetzt von ihm bereden. „Lassen Sie uns die Sache überlegen, auf welche

Weise man am zweckmäßigsten Henri's starren Trotz zu brechen vermag; denn es handelt sich jetzt nicht allein darum, ihn zu bestrafen, sondern auch ihn zu bessern. Unternehmen wir daher heute nichts mehr; denn wir sind Beide noch nicht ruhig genug. Sollte er, was ich zwar nicht glaube, heute zu Tische kommen, so begnügen Sie sich damit, ihn mit einem gebietenden Winke aus dem Zimmer zu weisen. Morgen wollen wir dann nach nochmaliger Unterredung handeln, denn was jetzt geschehen soll, ist für den ausgearteten Henri eine Lebensfrage. Als so der Hofmeister, alle Umstände genau erwägend, gesprochen hatte, stimmte der Major seinen Ansichten vollkommen bei, und als er mit einem Händedrucke ihn verließ, und nach seinem Zimmer hinschritt, stahl sich eine Thräne in sein Auge. „Ich empfange heute Niemanden mehr!" rief er finster dem Kammerdiener zu.

„Aber die Spazierfahrt, die auf Nachmittag festgesetzt ist, wie auch die Tafel im Freien," fragte dieser mit ängstlicher Wichtigkeit.

„Muß abgesagt, und ich durch Unwohlsein entschuldigt werden," entgegnete trocken der Herr des Hauses, schloß sich dann auf seinem Zimmer ein, und verfiel in tiefes Nachdenken. Das hätte er sich nicht träumen lassen, daß ihm die Freude des heutigen Tages auf eine so böse Weise gestört würde. „Mein Gott, womit habe ich das verdient! rief er, von den bittern Gefühlen seiner Brust hingerissen, aus. Wohl sah er ein, daß sich seine Gemahlin bei Henri's Erziehung schwer vergangen habe; doch begriff er nicht, wie es so gar weit mit ihr kommen konnte. Welches Ende wird das wohl nehmen? fragte er sich zu wiederholtenmalen. Doch der gedankenvolle Blick in die Zukunft zeigte ihm nicht ein erfreuliches Bild.

Auch die Majorin konnte keine Ruhe gewinnen; sie hatte es mit den an den Gatten gerichteten Zeilen so gut gemeint. Sie sollten den Vater mit dem Sohne versöhnen, und jetzt gaben sie Veranlassung zu einer so bösen Spannung. „O Gott! wie bin ich unglücklich, seufzte sie gewaltig erschüttert, und unter reichlich fließenden Thränen auf ihrem einsamen Zimmer niederknieend flehte sie, Gott möge ihrem ausgearteten Sohne noch zur rechten Zeit die verblendeten Augen öffnen, und sein schon theilweise verdorbenes Gemüth läutern.

Die Heiterkeit kehrte an diesem Tage nicht mehr in ihr Haus zurück, denn Henri's wilder Trotz hatte die Feier von dem Geburtsfeste des Vaters, auf welche sich selbst jeder Diener gefreut hatte, ganz und gar gestört.

Neuntes Kapitel.

Umtriebe auf der hohen Schule.

Kommenden Tages setzte Henri Alles an die Erlangung seines längst gehegten Wunsches, der zuerst den Besuch der hohen Schule und dann die Entfernung seines jetzigen Hofmeisters zur Folge hatte. Er benahm sich daher gegen seinen Vater, als dieser früh am Morgen mit recht ernster Miene bei ihm eintrat, minder trotzig wie ge- die Mutter und seinen braven Hofmeister.

Als ihm nun der Vater sein häßliches Benehmen vorhielt, so klagte der verschmitzte Bursche über unwürdige Behandlung, und spielte mit täuschender Wahrheit den Gekränkten. Der Major war jedoch zu sehr Men-

schenkenner um sich von der listigen Maske des Heuchlers berücken zu lassen und hielt ihm ohne daß er es nur wagen durfte den Mund zu öffnen, eine donnernde Strafpredigt. Henri murrte nicht bis der Vater wieder sanfter geworden. Dann erst lenkte er das Gespräch auf den Besuch der hohen Schule, und da der Major diesen selbst für nothwendig erachtete, so ertheilte er ihm, unter der Bedingung, den jetzigen Hofmeister beizubehalten, die Erlaubniß hiezu. Lief das auch ganz dem Plane Henri's zuwider, so fügte er sich doch für den Augenblick in alle Vorschläge des Vaters und freute sich im Stillen, daß ihm doch wenigstens der erste Schritt seines Vorhabens gelungen sei. Des Hofmeisters dachte er schon bei einer andern Gelegenheit los zu werden.

Jetzt, da der Sturm verbraust war, fragte auch ihn der Vater, welchen Stand er sich wohl wählen werde, worauf Henri meinte, daß er, um diese wichtige Frage beantworten zu können, erst von den verschiedenen Fächern eine gründliche, tiefere Ansicht bekommen müsse. Der Major war damit zufrieden, und leitete nun absichtlich ein recht ernsthaftes Gespräch über die Zukunft und den Zweck des Lebens ein, in welchem Henri einen scharfen Verstand und ein richtiges Denken zeigte. Der Vater war darüber hoch erfreut; ergriff recht wohlwollend seine Hand und sagte: „Mein lieber Sohn, Du bist in dem Alter, in welchem Du Deine Eltern zu den schönsten Hoffnungen berechtigst. Bewähre Dich nun als ein wackerer Jüngling und zeige Dich als ein würdiges Glied unserer Familie.“

Henri versprach es mit einem stolzen Blicke, und in dünkelhaftem Selbstvertrauen sagte er, daß er alle die beschämen werde, welche an seiner einstmaligen Carriere

zweifeln; „weil ich das fühle", sprach er mit Heftigkeit, „so ärgert es mich, wenn man mich wie ein Kind behandelt, mir keine Stunde frei gönnt, und immer nur darauf sinnet, mich mit Kränkungen und Demüthigungen zu überhäufen. Wer kann da Lust und Liebe zum Studium haben, wenn man sich aller Orten gleich einem Galeerensträflinge überwacht sieht. In solch einem Verhältnisse verliert man die Liebe zu sich selbst und kann auch Andere nicht mehr lieben."

Nun hatte Henri die Seite berührt, die der Vater angestimmt wissen wollte. „So sagst Du mir es denn nun selbst, daß Du mich nicht liebst," redete dieser in bitterem Schmerzgefühle zu ihm. „Die Mutter sagte mir es schon."

„So wird sie Ihnen auch gesagt haben" unterbrach ihn mit begütigendem Lächeln der schlaue Sohn, „daß ich der Meinung war, Sie haben Ihre Liebe von mir gewendet. Doch ich ersah, daß es nicht so ist, und bin deßhalb recht froh."

„Wirklich Henri, wirklich!" rief der Major, ganz der Liebe zu dem Sohne sich hingebend. „Nun das freut mich, daß Du deßhalb froh bist; denn ich liebe Dich wirklich innig und warm, und möchte Dich stets heiter und glücklich sehen. Damit Du aber das bleibend werdest, nur deßhalb war ich strenge mit Dir, mein Herzenskind."

Dieser Moment, in welchem der Major den listigen Henri einen Blick in sein Herz thun ließ, verdarb alles, was sein Ernst bisher gut gemacht, und um den Vater völlig für sich zu gewinnen, küßte er mit erheuchelter Rührung, wie er es oft bei seinem ersten Hofmeister gesehen, dessen Hand und versicherte, daß er in der näch-

sten Zukunft gewiß Alles aufbieten werde, um seine Liebe in noch höherem Grade zu gewinnen.

Während dieß vorfiel, saß der würdige Hofmeister sorgenvoll auf seinem Zimmer. Er wußte, daß der Major, was er sonst nie that, auf seines Sohnes Zimmer gegangen war, und fürchtete, seine Heftigkeit kennend, mit Recht einen bösen Auftritt. Wie erstaunte aber der rechtliche Mann, als jetzt dieser mit freudestrahlendem Gesichte bei ihm eintrat, und sich in Lobeserhebungen über den Ungerathenen erschöpfte. „Wir thaten dem armen Jungen doch mitunter zu wehe; denn er ist wirklich nicht so böse, wie wir gemeint. So sprechend theilte er dem Hofmeister die Unterredung mit Henri mit, und sagte ihm auch, daß er diesem die Bewilligung, die hohe Schule zu besuchen, gegeben. Da konnte der rechtliche Mann nicht länger schweigen, und sagte ihm geradezu, daß er nicht wohl daran gethan habe, dem Sohne seine unbegrenzte Liebe kund zu geben. „Nun haben auch Sie ihm Ihre Schwäche verrathen", sprach er, „und die Folge wird zeigen, daß das nicht gut war." Der Major stund verlegen, und konnte selbst nicht begreifen, wie er sich von seinen Gefühlen plötzlich so hinreißen lassen konnte. Es widersprach dieß ganz seinem sonst so männlich festen Charakter, und er hätte viel darum gegeben, wenn es möglich gewesen wäre, diese Scene zurückzurufen.

„Ach warum gingen Sie auch ohne sich mit mir besprochen zu haben, zu Henri? Ein durch das Benehmen seines Kindes gekränkter Vater, kann selten mit der Ruhe handeln, die zur Besserung des Ungehorsamen erforderlich ist. Es ist daher immer besser, wenn Eltern solch ein Geschäft in ernsten Fällen einem Lehrer, den sie für würdig erachteten, überlassen, denn zu große Heftig-

keit, wie zu große Güte, bringen bei der Erziehung fast immer gleichen Schaden. Ein dabei nicht zu viel Betheiligter wenn er anders guten Willen und Geschick hat, kann daher in solchen Angelegenheiten viel richtiger verfahren. Sehen Sie, deßhalb entfernen ja auch viele vornehmen Leute die Kinder aus dem Hause, um sie anderwärts erziehen zu lassen. Schade, daß sie dießmal zu voreilig waren. Ich hatte schon einen Plan gefaßt, doch — verzeihen Sie — Herr Major, Sie haben Alles verdorben."

Der Major wurde sehr nachdenkend; da er aber, so sehr er auch sann, keine Entschuldigung für sein Benehmen finden konnte, so ging er, mit sich recht unzufrieden, auf sein Zimmer.

Einige Tage darauf, besuchte Henri, als er sein Examen bestanden, die Universität, und die Mutter, die wegen der stattgefundenen Aussöhnung des Vaters mit dem Sohne Gott nicht genug danken konnte, war ganz selig, als der schlanke Henri mit dem phantastischen Anzuge des Akademikers vor sie hintrat. Die Freude machte sie ungemein freigebig, und mit wohlgespickter Börse ging Henri aus ihrem Zimmer. Alles, was der Wildfang ihr angethan, war rasch wieder vergessen, und als er auf der Straße, unter ihrem Zimmer vorüberschritt, hatte sie ihr inniges Wohlgefallen an seinem aufgeblähten renomistischen Gange, in welchem sie ein edel stolzes Wesen erkennen wollte. Hölzern und plump erschien ihr jetzt der brave Karl, der in seinem schlichten Rocke, so still und in sich selbst vertieft, gleichfalls zur hohen Schule ging. Der Hofmeister aber, der nach dem ausdrücklichen Willen des Majors auch jetzt noch im Hause blieb, um die Schritte der beiden jungen Leute als tiefer Menschenken-

ner zu überwachen, fand das Benehmen Karls muster-haft, während ihm Henri stets mehr mißfiel.

Die Majorin stellte es Karl frei, sich so wie Henri und die übrigen Akademiker zu kleiden, doch der wies diese Güte mit den Worten zurück: „Ich liebe das Bunte nicht, und bin überdieß durch Ihre Güte so reichlich mit Allem versehen, daß es ein Uebermuth wäre, wollte ich noch mehr begehren.“ Sie drang nicht ferner in ihn, und der schlichte wackere Jüngling behielt seinen schlichten Rock von solider Farbe.

Der Major versah ihn stets mit Taschengeld, doch Karl brauchte nur sehr wenig davon, und legte das übrige zurück. Er hielt sich von allen Verbindungen ferne, und lebte rein nur dem Studium, den Betrachtnngen der Natur und seinem Gotte. Deßhalb blieb er auch gesund und lebenskräftig, und sein Schutzengel, der ihn als verwaisten Knaben schützend über den St. Gotthardt nach Paris geleitet hatte, wiech auch jetzt nicht von seiner Seite.

Dieser wackere Jüngling hatte nur den Zweck, ein der menschlichen Gesellschaft nützliches Glied zu werden, vor Augen, wie er sich auch durch einen frommen sittsamen Lebenswandel der Gnade des Himmels, die so sichtlich stets auf ihm geruht, würdig erzeigen wollte. Die freien Stunden, die er sich, um seinen Körper gesund zu erhalten, gönnte, widmete er meistens den Erinnerungen an seine verblichenen Eltern, an seine geliebte Bergwelt, und an jenes heitere Gebirgsvolk, ohne Falsch, in dessen Mitte er so manche frohe Stunde als heiterer Knabe verlebt hatte. Wenn er in den Spiegel der Erinnerung schauend, sich dann selbst mit dem Wanderstabe in der Hand, das Gesicht schmerzensbleich, die Gränze seiner lieben Schweiz überschreiten, und mit einem dumpfen

„Lebewohl mein Geburtsland!“ das französische Gebiet betreten sah, so traten Thränen in seine Augen. Ich habe viel, sehr viel gelitten, sagte er dann wehmüthig oft zu sich selbst. Doch mein Gott, von dem ich nie gelassen, dem ich mich in jeder Noth vertraut, verließ auch mich nicht, und wird auch fürder meine Schritte leiten. Dieser Gedanke, der ihm stets Kraft und Stärke verliehen, nahm auch jetzt jede Sorge der Zukunft von seiner Seele. Er erfüllte strenge seine Pflichten, und alles Andere überließ er dem Himmel, der, wie er dachte, es mit ihm schon recht machen werde.

So lebte Karl, und die Akademiker, denen er zu ernst und zu still war, hießen ihn nur den Sonderling. Sie liebten ihn nicht, doch die Achtung konnte ihm keiner verweigern.

Anders ging es mit Henri. Um ihn hatte sich bald ein ganzer Reif von Freunden und Bekannten gezogen, unter welchen ihn besonders süßlich lächelnde Schmarotzer, wie Mückenschwärme umlagerten. Sie wußten, daß er reich sei, und das war ihnen genug. Bald hatten sie seine schwache Seite ausgekundschaftet, und überhäuften ihn, um seiner Eigenliebe zu schmeicheln, mit Lobsprüchen. „Ei, wie steht Dir die bunte Mütze gut“, rief der Eine; der Andere betheuerte, er habe nie Einen in schönerer Fechtauslage gesehen; ein Dritter lobte seine entschiedene herrische Sprache und sein nobles, vornehmes Wesen, und meinte, wenn ihn Napoleon gesehen hätte, er würde ihn ohne weiteres zu einem General gemacht haben. Andere priesen seine ungeheure Heiterkeit, und Alle, seine herzensgute, freundschaftliche Freigebigkeit! So wurde Henri, der seine ganze Umgebung zu beherrschen glaubte, der Sclave all' dieser habsüchtigen Schmeichler. Mit

jedem Monate wuchsen seine Ausgaben, und wenn er denn zuweilen mit sich recht unzufrieden, in dem Kreise dieser Schmarotzerpflanzen saß, die all' seine pecuniären Kräfte wie Schwämme Wassertöpfe aussogen, so erklärte ihm Einer oder der Andere daß er, nach ihrer Redeweise, nichts weiter, als einen moralischen Katzenjammer habe, der sich bei jedem Akademiker mit der Geldebbe einstelle; doch wenn die Fluth eintrete, so werde man wieder flott, und mit diesem peinlichen Gefühle sei's vorbei. Auf diese Weise suchten sie ihn immer zu betäuben, was ihnen auch zu ihrer völligen Zufriedenheit stets gelang. Doch einmal, als er eben wieder eine bedeutende Summe verloren hatte, wollte er sich lange durch derartige Tröstungen nicht beruhigen lassen, und Karl, der zufällig durch den Garten gieng, in welchem die Studenten zechten, hörte Henri's in heftigem Unmuthe ausgestossene Worte. Unbemerkt näherte er sich, und war entrüstet, als er hörte, auf welche Weise ihn seine ausschweifende Kameradschaft zu trösten suchte.

„Ei, laß die Grillen fahren" rief ihm ein langer hagerer Bursche zu. „Dein Vater hat Geld, er wird Dir schon wieder die Börse füllen. Glaubst Du etwa, er habe es, als er in Deinem Alter war, anders gemacht? Die Jugend hat ein Vorrecht, und will genossen sein.

Des Lebens Frühling ist ein flüchtig Wesen,
Will schnell bemerkt, will rasch ergriffen sein.
In alle Thäler pflanzt er seine Blüthen,
Sein ist die Schuld nicht, wenn der Keim verdirbt,
Die Schuld nicht sein, wenn viele Zweige welken!"

So rief der Verführer, und ermahnte den übel gestimmten Henri, daß er sich diese Worte des gefallenen

Heldensängers Körner wohl merken solle, weil des Lebens Frühling einem unter der Hand entschlüpfe. Da erheiterten sich die Züge des Getäuschten wieder; er stimmte in das schallende Gelächter der andern ein, und wollte eben den deutschen Dichter leben lassen, als Karl, auf den bis jetzt Keiner geachtet, mit lauter, ernster Stimme sprach:

„Es muß der Mensch mit klug bedachter Sorgfalt,
Was aus dem langen Winterschlafe bricht,
Zur schönen Sommerpflanze sich erzieh'n.
Wer nicht die Strahlen lockt in seinen Garten,
Darf nicht den Kelch verlangen und die Frucht.

„Was soll das sein! Was wollen Sie damit?" rief der hagere Riese, über diese Störung ungehalten.

„Den Vers von Körner vollenden, den Sie angefangen haben", sagte Karl, einen strengen Blick auf ihn werfend und setzte mit leichtem Spotte hinzu. „Dieser Vers ist zu schön, als daß ihn Henri nur zur Hälfte hören sollte. Auch wird es gut sein, wenn er sich ihn in das Gedächtniß einprägt, und besonders die letzten Zeilen wohl beherzigt." Henri erblaßte. Der Vers erschien ihm, seit Karl die andere Hälfte hinzugefügt, ganz anders, und er fand, daß diese Worte des Heldendichters den auch seine Feinde achteten, nicht geeignet seien, einen Zeit- und Geldverschwender aufzuheitern. Er mißkannte Karls gute Absicht durchaus nicht; doch ärgerte es ihn, daß ihn dieser so aufgeregt getroffen. Unwillig blickte er in dem Kreise seiner Zechgenossen herum, und als er wieder nach der Stelle hinschaute, wo Karl gestanden, war dieser schon hinweg gegangen.

„Höre, ist denn der Merville Dein Spion?" riefen jetzt mehrere Stimmen durcheinander, und alle ließen nun ihren bösen Zungen frei die Zügel schießen. Der wußte

das, der jenes über den vortrefflichen Jüngling zu sagen, und Jeder überbot den Andern an Lügen und Schmähungen, um den wackern Karl ja in einem recht häßlichen Bilde vor Henri's aufgeregte Seele zu stellen. Dieser hörte sie ziemlich gleichgiltig an; denn liebte er auch Karl nicht, so sagte ihm doch eine Stimme in seinem Innern, daß dieser ein edlerer Mensch sei, wie diese, welche jetzt bei ihm zu verläumden suchen.

Hätte er dieser Stimme mehr Gehör gegeben, und sich gewaltsam von der so verderblichen Gesellschaft losgerissen, so würde er gewiß in dem Umgange mit Karl, oder mit soliden Studenten ein anderer Mensch geworden sein. Doch seine edleren Gemüthsregungen, waren stets nur von kurzer Dauer. Nur gar zu leicht ließ er sich von seinen Leidenschaften die schon zu tief in seinem Innern Wurzel gefaßt hatten, wieder hinreißen, und so kam es, daß seine ausgelassene Kameradschaft, ihn stets wieder einzunehmen wußte. Wie jetzt, so vergaß er dann jedesmal den Verlust seines Geldes, und tröstete sich mit der Hoffnung, durch die Güte der schwachen Mutter bald wieder zu einer vollen Börse zu gelangen.

Auf solche Weise vergeudete Henri die Monate wie Tage. Die kostbare, so sehr zum Studium geeignete Zeit der unersetzlichen rosigen Jugend, eilte geschäftig schnell dahin, und ohne daß er es selbst merkte, gewannen die Heuchler, die aus niedrig eigennütziger Absicht ihn immer zahlreicher umgaben, stets mehr Gewalt über ihn. Er war ganz ihr willenloses Werkzeug geworden, das sie nach Gefallen zu ihren feilen Plänen benützen konnten.

So bekam nun seine Bildung vollends eine ganz schiefe Richtung und die abenteuerlichen Erzählungen von Duellen und sonstigen bösen Streichen verwirrten ihm

immer mehr den Kopf. Gleich Don Quixote, der die Windmühlen für Riesen und eine Schaafsheerde für ein Kriegsheer ansah, hielt auch Henri jedes Lächeln für eine Beschimpfung, und jeden zufälligen Blick für eine Herausforderung. Daher kam es, daß er die Faust fast immer geballt in der Rocktasche trug, und fortwährend, wo er ging und stand, mit der Reitpeitsche Kreuz- und Querhiebe in der Luft beschrieb. Lachte Jemand in seiner Nähe laut, so fuhr es ihm durch Mark und Bein; er glaubte sich dann jedesmal verhöhnt, und beleidigte oft Leute, die in dem Augenblicke, in welchem sie lachten, gar nicht an den überspannten Brausekopf gedacht. Daß ihn solch' ein Benehmen in die unangenehmsten Händel verwickelte, ist wohl kaum der Erwähnung nöthig, und sein glattes Gesicht trug bald als Folge seines unverträglichen Wesens ein paar tüchtige Narben zur Schau. Darüber war seine Mutter, obgleich sie der Muth ihres Lieblings entzückte, fast untröstlich. Als aber die leichten Verwundungen hübsch zugeheilt waren, sagte sie ihm oft wie gut ihm diese Narben stehen. Dergleichen unverzeihliche Fehler beging die gute Frau während Henri's ersten Universitäts Jahren in Menge, und um ja den Vater, der oft gar finstere Gesichter zu dem Treiben seines Sohnes schnitt, nicht wieder mit ihm zu entzweien, bot sie, um Henri's Streiche dem Gatten zu verbergen, all' ihr Denken und Handeln auf. Sie bezahlte bald einem Pferdeverleiher ein Pferd, das Henri zu Tode gejagt, bald einem Gastwirthe bei welchem der verschwenderische Sohn mit seinen Schmarotzern getafelt hatte, die Zeche, und versah ihn noch überdieß stets reichlich mit Geld.

So sank denn Henri immer tiefer und die edleren Studenten verachteten in ihm bald den sinnlosen Ver-

schwender und den leidenschaftlichen Spieler. Da er stets unglücklich spielte, so reichte das, was ihm die Mutter verschwenderisch hingab, nicht mehr hin, die verderbliche Spielsucht, die in seinem Innern gleich einem Krebsschaden um sich griff, zu befriedigen. In der Hoffnung, wieder zu gewinnen, borgte er nun überall, wo ihm ein Credit eröffnet war, bedeutende Summen aus, die jedoch alle wieder durch Würfel und Kartenspiele verloren gingen. Diese eingegangenen Verbindlichkeiten lasteten daher bald drückend auf seiner Brust. Er sah kein Mittel, sich aus diesem Uebelstande herauszuwinden; denn so sehr er auch die Affenliebe seiner Mutter zu ihm kannte, so wagte er es doch nicht, ihr die Menge seiner Schulden zu bekennen. Auch zweifelte er, ob ihre Kasse zu deren Deckung hinreichen würde. Was beginnen? Diese Frage beschäftigte ihn Tag und Nacht. Wenn er anders in Ehren bleiben und nicht bei dem Vater oder gar gerichtlich belangt werden wollte, so mußte er bezahlen. Um diesem bösen Umstande zu entgehen, gab es nach seiner Ansicht nur zwei Mittel. Das eine war, sich das Leben zu nehmen, das andere, in einem glücklichen Abende bei theurem Spiele die verlorenen Summen wieder zu gewinnen. Um aber sich in ein so hohes Spiel einlassen zu können, mußte er vor allen Dingen ebenfalls — Geld — haben.

Von diesen verabscheuungswürdigen Mitteln wählte er nach langem Erwägen das Letzte, und wendete sich deßhalb, ein besonderes Anliegen vorschützend, an seine Mutter. Mit sichtlicher Angst, — denn die Summe, die Henri forderte, war nicht unbedeutend, — hörte sie ihn an, dann sagte sie ihm unter bittern Vorwürfen, daß seine Verschwendung ihre Kasse nicht nur erschöpft, sondern sie auch gezwungen habe, bei der Generalin, ihrer Freundin,

ein Darlehen zu erheben. „Mein Sohn, ich kann es wohl leiden, wenn junge Leute heiter sind", sagte die gute Frau unter Thränen; doch Deine Heiterkeit ist zur Ausgelassenheit übergegangen. Du verschwendest Summen, als seiest Du ein Prinz, und gibst mit vollen Händen hinaus, was wir durch kluge Wirthschaft erhalten. Wolltest Du noch einige Jahre so fortleben, so wären wir zu Grunde gerichtet. Du glaubst vielleicht, wir seien unerschöpflich reich? Du irrst! Die Stürme dieser bösen Zeit nahmen uns viel, so, daß wir mühsam genug den Aufwand fortsetzen, den man an uns zu sehen gewohnt ist; bei diesen Worten schwieg die Majorin, öffnete dann mit den zitternden Händen ihre Brieftasche und gab ihrem Sohne die gewünschte Summe, jedoch mit dem Bemerken, daß sie ihm nun nicht mehr helfen könne, und er sich fürder an den Vater wenden müßte.

Recht verstimmt verließ Henri ihr Zimmer, und der Gedanke, daß schon diese Summe, die mit seinen Schulden kaum verglichen werden konnte, der Mutter Kräfte erschöpft habe, stellte seinen Entschluß, im Spiele sein Heil noch einmal zu versuchen, als äußerste Hoffnung hin. Er konnte daher kaum den Abend erwarten, der ihn, wie immer mit den Spielern zusammenführen sollte.

Der Abend kam, und früher wie sonst, eilte Henri dem verderblichen Hause zu, wo Jeder sich nur einfand, um den Andern durch Spiel und schnöden Betrug in's Verderben zu stürzen. Gleich beim Eintritte in den Saal begegnete er einem seiner Gläubiger, der ihn, da die Zeit, in welcher er zu zahlen versprochen, schon um war, dringend ersuchte, sein Wort zu lösen. Er schämte sich, und beschied diesen auf die nächsten Tage. Der Creditor zuckte die Achsel, und bewilligte ihm, doch nur ungerne,

die Frist, bemerkte aber, daß er dann sicher einhalten müsse, widrigenfalls er gezwungen wäre, sich direkte an seinen Herrn Vater zu wenden. Das fehlte noch, um ihn völlig zu verwirren. Wohl hätte er den auf Bezahlung Dringenden mit dem von der Mutter erhaltenen Gelde befriedigen können; doch der Gedanke, daß er wohl noch zwanzigmal so viel schulde, hieß ihn zu dem Spieltische eilen. Als er die blanken Goldstücke aus der Börse nahm klopfte sein Herz laut, und als er sie auf den verhängnißvollen Tisch hinwarf, zuckte es glühend durch seine Brust. Die Karte fiel. Henri hatte gewonnen. So gewann er wohl zehnmal hinter einander. Da sagte ein ehrlich aussehender Mann, der in diese Höhle des Verderbens nicht um zu spielen, sondern um manchen unverdorbenen jungen Mann vor unbedachtsamem Handeln zu warnen, eingetreten war. „Spielen Sie nicht weiter; denn das Glück im Spiele ist treulos, und wendet sich nur allzubald in Unglück um.“ Henri, dem vor Freude die Wangen glühten, dachte: der Mann hat recht, nickte ihm Beifall zu, und verließ das Spielernest.

Sein Gewinn war sehr bedeutend, und reichte mit dem, was er von der Mutter erhalten, zur völligen Deckung seiner Schulden hin. Nun war er auf einmal aller Sorgen entbunden, und als er die Treppe hinabstieg, so war es ihm als berühren seine Füße kaum den steinernen Boden, und seine Freude schien ihn zu den Wolken zu erheben. Da blieb er plötzlich stehen, und meinte es sei doch thöricht, daß er dem Rathe des fremden Herrn gefolgt, und hinweg gegangen sei. „Du hättest ja noch zehnmal gewinnen können“, rannte ihm eine schadenfrohe Stimme zu und wie immer, so siegten auch jetzt die Leidenschaften

über ihren Sclaven. Er kehrte zurück, spielte — und verlor. Er wollte das Verlorne wieder haben, und setzte abermals, doch der Verlust fiel wieder auf seine Seite. So ging es fort. Er setzte immer und verlor stets so, daß ehe eine halbe Stunde verfloß, er keinen Sous mehr in der Tasche hatte. Das Glück im Spiele ist treulos, und wandelt sich nur allzubald in Unglück um. — Diese Worte des Fremden traten jetzt als furchtbare Wahrheit vor seine durchstürmte Seele. Er stand lange unbeweglich da, und wußte weder Rath noch Trost. Doch als sein Blick jetzt absichtslos auf seine Fingerringe und auf seine goldene Uhrenkette fiel, so entschloß er sich das letzte Werthvolle, was er besaß, an das falsche Spiel zu setzen. Er spielte und verlor die Ringe; — er setzte die Uhr, die Karte fiel, — er hatte verloren.

In dumpfer Betäubung ging er hinweg, und die Gesichter der Spieler, auf denen die tiefste moralische Verdorbenheit in grellem Abrisse hervortrat, blickten ihm mit tückischer Schadenfreude nach.

Als der Portier des Majors dem jungen Herrn die Hausthüre öffnete, so erschrack der ehrliche Diener, über dessen todtbleiches Gesicht, und fragte ihn, ob ihm etwa ein Unfall begegnet sei. Henri antwortete nicht, und eilte geraden Weges auf Karls Zimmer. Er wollte Geld haben, denn das Spiel, das ihm Alles genommen, konnte ihm ja auch Alles wieder geben. Er wußte, daß Karl, der bald von seinem Vater, wie auch von seiner Mutter Geld erhielt, was er bei seiner sparsamen Lebensweise fast immer zurücklegte, wohl ein Sümmchen beisammen haben müsse. Dieses wollte er von ihm borgen. Doch Karl war noch, obgleich es schon ziemlich spät war, auf dem Zimmer des Hofmeisters. Das unerschöpfliche Ge-

biet der Wissenschaften war dort seine Unterhaltung, und gerne schenkte der würdige Lehrer dem wißbegierigen Jünglinge zuweilen ein Stündchen über die Zeit, die er gewöhnt war, aufzubleiben. Daß das aber jetzt gerade der Fall war, darüber war Henri sehr ärgerlich. Denn vor dem Hofmeister, der ihm gar oft während dieser Zeit den Spiegel der Erkenntniß dicht vor die Augen gehalten, hatte er eine ehrfurchtsvolle Scheu, und konnte, besonders dann, wenn ihm sein Gewissen Vorwürfe machte dessen ernsten strengen Blick nicht ertragen. Oft hatte ihm dieser würdige Mann zugerufen, „Ihre Spielsucht, Henri, wird sie noch in's Verderben stürzen." Henri fühlte in diesem Augenblicke etwas von der Wahrheit seiner Worte. Er schauderte und hätte sich jetzt um keinen Preis vor dem strengen Manne sehen lassen mögen. Er konnte daher Karl nicht abrufen, und doch wollte er Geld haben. Was nun beginnen? Unruhige Gedanken fuhren durch seinen Kopf. Sein Blut war sehr in Wallung, und voll bitteren Unmuthes schlug er mit der geballten Faust auf den Schreibtisch, vor dem er gerade stand. Er zuckte zusammen; denn bei dem Schlage auf das Pult gaben die von dem sparsamen Karl hier aufbewahrten Gold- und Silberstücke einen hellen Klang von sich. Krampfhaft erfaßten seine durch den heftigen Schlag zitternden Finger den Deckel des Pultes. Er war verschlossen. Doch einem gewaltsamen Risse gab das leichte Schlößchen, das nicht gemacht war, um vor gewaltsamen Einbrüchen zu schützen nach, und seine, jetzt wie von einem Todesfroste geschüttelte Hand, griff in das Pult, und nahm eine Hand voll Stücke heraus. Ob Silber oder Gold, das konnte Henri in seinem Zustande nicht erkennen. Ungezählt steckte er das Geld in die Tasche, und verließ das Zim-

mer. Als er über den Gang, der Treppe zuschritt, erschrack er vor seiner eigenen Gestalt und vor seinem geisterbleichen Antlitze, das ihm ein großer Wandspiegel bei der matten Beleuchtung der großen Treppenlampe zeigte. Wie vor einem Geiste floh er vor sich selbst und stürzte in athemloser Hast die Steinstufen hinab.

Als der Portier, der Henri vor einigen Minuten eingelassen, diesem nun wieder die Thüre öffnen mußte, so schüttelte er betrübt das Haupt, und seufzte schwer auf. Dumpfe Glockenschläge verkündeten von Notre Dame herab Mitternacht, und mit einem „den möge Gott bessern“ schloß er hinter dem davon geeilten Nachtschwärmer die Thüre wieder zu.

Kaum war der Diener in seine Stube zurückgekehrt, als das Kammermädchen der Majorin an seine Thüre pochte, und nach gewohnter Weise, im Namen der besorgten Mutter, die Frage an ihn stellte, ob der junge Herr schon nach Hause gekommen sei.

„Vor zehn Minuten,“ gab der Befragte finster zur Antwort, doch ehe er weiter reden konnte, rief das Kammermädchen, die ein gutes Herz hatte, und ihre Gebieterin über Alles liebte: „Gott Lob, wie bin ich froh. Die gute Frau Majorin weint bitterlich, und ruft ein über das andere mal aus: wenn ich nur heute meinen Henri zu Hause wüßte. Dabei bebt sie, wie von bösen Ahnungen erfüllt zusammen und meint, ein großes Unglück schwebe über ihm und ihrem Hause. O, wie bin ich so froh, daß er zu Hause ist. Also vor zehn Minuten —“

„Kam er heim“ unterbrach sie der Portier. „Doch ungefähr vor einer Minute vor Sie an meine Thüre pochten, — ging er wieder davon.“ Bei diesen Worten wischte sich der ehrliche Mann, dem der

Schmerz der unglücklichen Mutter gleichfalls nahe ging, eine Thräne von den Wangen, und die Freude des Kammermädchens, verwandelte sich in ein plötzliches Erschrecken. Das nahm noch zu, als sie nun auch erfuhr, wie blaß und in welch aufgeregtem Zustande Henri gekommen und wieder fortgeeilt sei.

„Ach Gott, das getraue ich mir der guten gnädigen Frau nicht zu sagen,“ klagte sie, und auch der Portier hielt es für grausam durch diese Nachricht die Besorgniß der armen Mutter noch zu erhöhen. Rathlos, was sie der Majorin sagen solle, wollte das arme Kammermädchen eben wieder die Treppe hinaufeilen, als Karl mit unwilligem Gesichte oben erschien.

Henri hatte sich nämlich kaum aus Karls Zimmer entfernt, als dieser in dasselbe eintrat, und durch einige auf dem Boden liegende Goldstücke, die Henri in der Eile entfallen waren, aufmerksam gemacht, zu seinem Pulte ging, das er zu seinem nicht geringen Erschrecken erbrochen fand. Um über diesen Vorfall einigen Aufschluß zu erhalten, eilte er daher ungesäumt zu dem Portier, den er fragen wollte, ob nicht etwa eine verdächtige Person einen Besüch bei einem der Bedienten abgestattet habe. Als ihn aber der Portier und das Kammermädchen sogleich auf der Treppe empfingen, und um Rath fragten, was man denn der Frau Majorin, die nach Henri, der, kaum nach Hause gekommen, sich eben wieder entfernt habe, sagen solle, so wurde Karl sehr ernst. Ausführlich ließ er sich von dem Portier Bericht über das Vorgefallene erstatten, und als ihm dieser sagte, wie bleich Henri gekommen, und mit welchem scheuen verworrenen Blicke er wieder davon geeilt sei, trieb ihm die Wehmuth Thränen in die Augen. Wie ein Blitz fuhr ihm der Ge-

danke — Henri hat wieder einmal unglücklich gespielt — durch den Kopf. Im Drange seiner Leidenschaft wollte er sich wahrscheinlich meines Geldes bedienen, und da er mich auf meinem Zimmer nicht getroffen, so riß der wilde Mensch mein Pult auf, und nahm, was er für den Augenblick nothwendig zu haben glaubte. — So erklärte sich Karl unter stillem Erwägen den Vorfall; denn ein Dieb von Profession würde wohl, wie er meinte, alles Geld eingesackt, und auch die goldne Uhr, die ihm einst der Major an dessen Geburtstag gegeben, mitgenommen haben. „Beruhigen Sie die Frau Majorin," wendete er sich dann an das Kammermädchen, „und sagen Sie ihr, daß Henri heimgekehrt, aber wieder davon gegangen sei. Wahrscheinlich habe er seinen Stock mit dem goldenen Knopfe, oder irgend etwas in dem Gasthause zurückgelassen. Auf diese Weise sagen Sie ihr, was Henris Kommen und Gehen betrifft keine Unwahrheit und sprechen nebenbei nur eine Vermuthung aus, die zur etwaigen Beruhigung der guten Frau dienen kann." Dankend eilte das Mädchen davon. Als sie sich aber entfernt hatte, sagte der Portier. „Ach Herr Merville, Sie sind so gut und rechtschaffen; Werden Sie mir wohl eine Bitte nicht versagen?"

„Wenn ich sie erfüllen kann," entgegnete der Angeredete, „so seid der Gewährung versichert." Der redliche Diener bat ihn nun, so schnell als möglich Henri nachzueilen, weil, wie er glaube, etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Karl versicherte ihn, daß er das gerne thun würde. Doch jetzt in dunkler Nacht, in den tausend und tausend Straßen von Paris Henris Schritten zu folgen, sei unmöglich, er werde aber nicht versäumen bei dessen Nachhausekunft zu erfahren, was diesen

so mächtig bewegt habe. Damit dieß aber gleich geschehen und einem etwaigen Unglück vorgebeugt werden könne, so möge er, der Portier, es ihm sogleich anzeigen, wenn Henri zurückgekehrt sein werde. Der redliche Diener versprach es, und mit einer schweren Sorgenlast auf dem Herzen, stieg Karl wieder die Treppe hinauf, und schloß sich ernsten Betrachtungen nachhängend auf seinem Zimmer ein.

Während dieß auf der Treppe zwischen Karl und dem Portier besprochen wurde, war Henri in der verruchten Spielerhöhle angelangt, und als es zu Notre Dame ein Uhr schlug, hatte er bereits das, aus Karls Pult entwendete Geld verloren. Er war in einer verzweiflungsvollen Lage. So weit hatten ihn seine leichtfertigen Umtriebe auf der hohen Schule gebracht. Er erbebte und schauderte bei dem Gedanken, wie er in so kurzer Zeit so tief sinken konnte. Was mag die Ursache sein? So fragte er erschüttert sich selbst; doch verblendet wie er war, konnte er den Grund nicht finden, der hauptsächlich darin bestand, weil er immer lauer in den Pflichten unserer Religion geworden war. Er hatte den heiligen Boden der Kirche verlassen, und da sein guter Engel trauernd von ihm gewichen war, so streckte die Sünde hundert unsichtbare Hände nach ihm aus, um ihn unbemerkt von Schritt zu Schritt dem Abgrunde zuzuführen, aus welchem die Rückkehr fast unmöglich wird.

Zehntes Kapitel.

Das Traumbild.

Karl hatte die ganze Nacht über kein Auge geschlossen, und erst als die Morgensonne ihm den Gruß des neuerwachenden Tages durch die Fensterscheiben brachte, schloß die Ermüdung zu kurzem Schlummer seine Augen. Ruhte auch sein Leib, so zogen doch unaufhaltsam ängstigende Bilder an seiner Seele vorüber. Da pochte es an seine Thüre, und eine Stimme, an welcher er erwachend, den Portier erkannte, rief durch das Schlüsselloch: „Eben ist er herein!“ Im Schlafrocke, wie er sich niedergelegt, erhob sich Karl rasch, und ging gerade so wie er war, auf Henri's Zimmer. Als auf sein wiederholtes Anpochen keine Antwort erfolgte, so öffnete er die Thüre, und trat ein.

Henri saß auf dem Sopha. Sein Kopf war auf die Brust herab gesunken. Seine Augenlieder waren geschlossen, und in seinem dunkeln Haare perlten dichte Schweißtropfen. Über sein todtenbleiches Antlitz zuckte es von Zeit zu Zeit fieberhaft hin. Dabei öffneten sich seine Augen etwas, ließen aber nur das starre Weiße sehen.

Karl stand tief erschüttert vor dem Bewußtlosen, und da er es für todtesgefährlich hielt, ihn diesem Zustande höchster Abspannung länger zu überlassen, so trat er leise näher. Theilnehmend beugte er sich zu ihm nieder und rief seinen Namen. Da fuhr Henri zusammen, als sei ihm die scharfe Klinge eines Messers durch die Brust gefahren. Seine Augen öffneten sich rasch, als werden sie gewaltsam aufgerissen, und als er Karl erkannte, so fuhr

er bestürzt in die Höhe. Er wagte es nicht ihn anzusehen. Wie mit erloschener Stimme murmelte er: „Merville, was wollen Sie von mir? Ich kann Ihnen jetzt nicht geben, was sie wollen; doch ich werde es Ihnen nicht schuldig bleiben.“

„Sie sind mir nichts schuldig,“ sprach Karl sanft; „denn alles, was ich besitze, verdanke ich ja der Güte Ihrer Eltern, und kann Sie das Wenige, was ich besitze aus einer Unannehmlichkeit ziehen, so reden Sie. Ich bitte Henri — reden Sie.“

„Sie haben recht!“ rief Henri bitter. „Diese Sprache demüthigt mich am meisten. O, es kam alles wunderschön!“ lachte der wilde Mensch. „Ich mißhandelte sie einst, wegen eines bloßen Verdachtes, und Sie bieten mir, nachdem ich jetzt selbst das gethan, wessen ich Sie vor einigen Jahren bezüchtigt, Geld an.“ Er schwieg eine Weile, faßte dann leidenschaftlich Mervilles Hand und sprach: „Für einen Dieb, Karl, dürfen Sie mich jedoch deßhalb nicht ansehen. Ich wollte aus dieser Sache keine Heimlichkeit machen, und werde Sie auch bezahlen. In der Absicht, von Ihnen Geld zu borgen, betrat ich Ihr Zimmer, da Sie aber nicht da waren und ich Geld haben mußte, so riß ich ihr Pult auf. Ich war sehr aufgeregt — entschuldigen Sie mich damit. Doch seien Sie ohne Angst; denn ich werde nicht lange Ihr Schuldner bleiben.“

„Henri, Sie thun mir wehe,“ sagte Karl verletzt. „Ich kam nicht von Schadenfreude oder Eigennutz getrieben hierher, sondern rein nur, um Ihnen meinen guten Willen zu bringen, wenn er anders Ihnen was helfen kann.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich diesen brauche?“ fragte Henri lauernd, konnte aber, als der ernste Blick Mervilles ihn traf, diesen nicht aushalten.

„Ihr Zustand, Ihr aufgeregtes Wesen; die entsetzliche Bläße Ihres Gesichtes, sagen mir, daß Sie Hülfe brauchen,“ entgegnete Karl ernst. „Ob jedoch ich diese Ihnen bieten kann, — das weiß ich nicht. Ich bitte Sie aber, nicht verschlossen gegen mich zu sein.“

„Henri gab ihm keine Antwort, und blickte unschlüssig vor sich nieder. Da nahm ihn Karl mit einer Herzlichkeit, die ihm ungemein wohl ließ, bei der Hand, und sagte: „Lieber Henri, läugnen Sie es nicht, Sie haben gespielt, und wieder einmal viel verloren. Sie sind jetzt in Verlegenheit und brauchen einige Baarschaft. Reichen fünfhundert Francs aus? die kann ich Ihnen geben.“ Karls Gutmüthigkeit ergriff Henri offenbar sehr, und mit wehmüthigem Lächeln sagte er zu ihm: „Ja, Sie sind gut. Standen wir einander auch stets feindlich gegenüber, so achtete ich Sie doch immer als einen edlen Menschen. Könnten mir Ihre fünfhundert Francs helfen, so dürften Sie versichert sein, daß ich sie mit herzlichem Danke auf kurze Frist annehmen würde. Doch —“

Ein Pochen an die Thüre unterbrach ihn, und ein eintretender Diener meldete einen Commis des Wechselhauses, mit welchem Henri, besonders seit dem letzten Jahre viel verkehrte. Er gerieth in die höchste Verlegenheit, und da jetzt der Commis durch die Thüre, die der Bediente hinter sich zuzumachen vergessen hatte, eintrat, so wechselte Henri wiederholt die Farbe.

Mit kaltem Lächeln öffnete der eingetretene, fein gekleidete Mann seine Brieftasche und übergab ihm einen auf sich selbst ausgestellten verfallenen Wechsel.

„Mein Herr, kommen Sie nach Tische,“ sagte Henri. Doch der Commis blieb stehen, und sagte, er habe von seinem Prinzipal den Auftrag, wenn er von dem jungen Herrn nicht befriedigt werde, ungesäumt den Wechsel dem Herrn Major vorzuzeigen.

„Ihr Prinzipal ist ein unverschämter —“ rief Henri entrüstet, und mit Gewalt sich mäßigend, sagte er: „Was veranlaßt Ihren Herrn zu solch schändlichem Mißtrauen?“

Der Commis zuckte die Achsel und einen flüchtigen Blick auf Karl werfend, meinte er, daß er Henri dieß unter vier Augen wohl sagen wollte. Doch als dieser ihm bedeutete, er könne immerhin auch vor Karl Merville reden, so sagte der Handlungsdiener, daß sein Prinzipal vernommen, welch' ansehnliche Summen der junge Herr seit den letzten Wochen aufgenommen und wieder im Spiele verloren habe. Das sei der Grund des Mißtrauens, und so leid es ihm thue, so müsse er als Untergebener den Willen seines Herrn vollziehen.

So thun Sie was Sie wollen,“ rief jetzt Henri in brutalem Tone, doch Karl, der ihn, seit der Commis eingetreten war, scharf beobachtet hatte, sah, daß er so angegriffen sei, daß er um nicht hinzusinken, einen mächtigen Kampf zu bestehen hatte. Als der Kaufmannsdiener, sich entfernen wollte, fragte ihn Merville, was denn der Betrag sei. Statt der Antwort reichte ihm dieser den Wechsel hin, der auf viertausend Francs ausgestellt war. Karl erblaßte und senkte rathlos das Auge. Doch plötzlich von einem Gedanken ergriffen, bat er den Commis zu warten, und eilte mit pochendem Herzen auf das Zimmer des Hofmeisters.

„Nun, ist Henri endlich zu Hause?“ redete der wackere Mann den Eintretenden an. Sein Gesicht zeigte

trübe Besorgniß, und als er Merville, den er wie einen Sohn liebte, die Hand zum Morgengruße reichte, bemerkte dieser Thränen in seinen Augen. Bevor Karl mit seinem Anliegen herausrückte, schüttelte der Hofmeister recht ungehalten das Haupt, und meinte, es sei doch entsetzlich, was dieser leichtfertige junge Mensch für ein Leben führe. „Den muß noch das Unglück tüchtig in die Schule nehmen," sagte er mit tiefem Ernste, „denn es ist doppelt elend, wenn ein Mensch, so einen aufgeweckten Verstand, wie Henri hat, und doch so sehr seine eigene Wohlfahrt untergräbt. Mein Gott, mein Gott! wann wird er einsehen, wie schwer er sich gegen die Langmuth des Himmels, gegen die Eltern und gegen Alle, die es gut mit ihm meinen, vergangen hat. Wann wird er sich bessern?"

„Er hat es eingesehen, und wird sich auch gewiß jetzt bessern!" rief Karl mit einer Lebhaftigkeit, wie sie der Hofmeister noch nie an seinem Zöglinge wahrgenommen. Er erstaunte nicht wenig, als dieser ihm jetzt zu Füßen fiel, seine Hände ergriff, und mit den herzerschütternsten Worten ihm berichtete, wie es stehe.

„Der Elende!" rief da der Hofmeister, der jeden Wüstling, Verschwender und Spieler gleich einer Todsünde haßte, tief ergriffen aus, doch als Karl für den so tief Gesunkenen um Verzeihung bat, und ihn unter sichtlicher Angst und unter hervorstürzenden Thränen anflehte den verfallenen Wechsel einzulösen, da blickte der so tief Entrüstete mit recht väterlich wohlwollendem Lächeln zu dem Knieenden nieder, und mit dem Ausrufe: „Um Ihretwillen, Sie vortrefflicher Mensch, will ich ihm helfen," hob er ihn auf.

Karl war außer sich vor Freude. Mit stummer Ehrfurcht blickte er den edlen Mann an, der jetzt zu einem Wandschranke trat, ihn öffnete, und die verlangte Summe in Papiergeld heraus nahm.

„So mein wackerer Merville,“ sagte der Hofmeister, ihm die Scheine überreichend, „geben Sie das diesem liederlichen Menschen, und sagen Sie, mit der Rückerstattung habe es eben keine Eile. Er möge sich deßhalb zu Deckung dieser Summe mit Geldaufnehmen nicht schaden und ruhig abwarten, bis er bei wieder geregelten Verhältnissen die Sache ausgleichen könne. Ich verlange weder Zinsen noch Dank, und werde auch gegen seine Eltern, um ihnen den Dolch des Schmerzens nicht noch tiefer in die gekränkten Herzen zu stoßen, schweigen. Will er mir eine Erkenntlichkeit beweisen, so sagen sie ihm, er möge künftig weder eine Karte noch einen Würfel mehr berühren, und Jene, die ihn dazu bereden wollen, wie die Pest fliehen.“ Karl nickte, zum Zeichen, daß er alles pünktlich ausrichten wolle, mit dem Haupte und verließ dann mit einem stummen Händedrucke den tief bewegten Lehrer, der, als Merville kaum hinausgegangen war, die Hände faltete, und für Henri's endliche Besserung den Himmel anflehte. Er war recht froh, daß der Wechsel nicht mehr betrug; denn sonst hätte er auch mit dem besten Willen Henri's Ehre nicht retten können. Dieses Geld, das er zu diesem Zwecke hingegeben, war bis auf eine Kleinigkeit all sein Erspartes, und wenn er dachte, wie der leichtsinnige Mensch vielleicht in einem Abende die ganze Summe in schnödem Spiele verloren habe, so überkam ihn eine tiefe Trauer. Wer viertausend Francs auf des Zufalls Laune setzt, setzt in einem unglücklichen Augenblicke der Leidenschaft, unbedacht auf die Folgen,

auch eine zehnmal höhere Summe. So dachte er, und bei diesem Gedanken rief er, plötzlich von einer ihm unerklärlichen Angst befallen, aus: „Gott! der Mensch könnte seine ganze Familie in's Verderben stürzen! Er schrieb dieses Gefühl der Aufregung zu, in welche ihn die Nachricht, von Henri's leichtsinniger und verderblicher Spielsucht versetzt hatte. Bald fäßte er sich auch deßhalb wieder, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß Henri endlich in sich zu gehen nun wohl gewitzigt genug sein werde.

Da trat Karl wieder bei ihm ein, doch von der Freude, die noch kurz zuvor in edler Beleuchtung sein Antlitz umstrahlte, war keine Spur mehr zu sehen.

„Was ist Ihnen Merville?" redete der Hofmeister ihn an. „Sie sind ja bleich wie der Tod; Sie zittern — was ist vorgefallen? Reden Sie!"

Karl konnte vor Wehmuth kaum die Lippen zur Rede öffnen. Doch als er sich gesammelt, theilte er diesem mit, wie erschüttert Henri gewesen sei, als er von dem harrenden Commis den Wechsel eingelöst habe. „Kaum hatte dieser sich entfernt," sagte Karl, „so fragte mich Henri, wer mir die viertausend Francs gegeben, und als ich ihm erklärte, daß Sie, Herr Hofmeister ihm diese Summe mit dem Bemerken schicken, daß er mit der Zurückzahlung nicht eilen dürfe, und Sie keinen andern Dienst dafür verlangen, als, daß er Ihre wohlgemeinte Warnung — ja nicht mehr zu spielen, — beherzigen möge, schrak er sichtlich zusammen. Die Warnung, lieber Merville, kommt zu spät! rief er mir zu, und die zitternden Hände vor das von Todesblässe bedeckte Gesicht haltend, sprach er in dumpfem Tone: „Ich schulde jetzt noch über zwanzigtausend Francs." —

„Allmächtiger Gott!“ unterbrach der Hofmeister den in edler Aufregung vor ihm stehenden Merville. „Zwanzigtausend Frank?“ sprach er dann gedehnt. Karl nickte trübe mit dem Haupte, und als jener ihn fragte, was denn der unselige Henri mit der hohen Summe angefangen, so bemerkte Karl, daß er alles im Spiele verloren habe. Da konnte der Hofmeister seine Entrüstung nicht länger zurück halten, und in gerechtem Zorne stieß er die heftigsten Schmähungen über den — elenden Buben — wie er Henri nannte, aus. „Jetzt reut es mich!“ rief er, „daß ich die viertausend Francs hingegeben; denn seiner Schande ist der Elende nun nicht mehr zu entreissen. Mag auch das Empfindlichste ihn treffen, er verdient es. Mancher, der minder lasterhaft lebte, büßte seine Sünden schon im Zuchthaus oder auf der Galeere. So mag auch er jetzt in den Schuldthurm wandern, wo er innerhalb vier kahler Wände Zeit hat, an sein wüstes Leben zu denken, und zu begreifen, wie schwer er sich an Gott und an den Eltern versündigt, wie viel er in der Achtung eines jeden Rechtlichen verloren habe.“

„Gott! was wird das für ein Schlag für die Familie sein,“ rief Karl, schmerzlich die Hände ringend, aus. „Der guten Frau Majorin kostet er gewiß das Leben.“

„Am schwersten wird er allerdings sie treffen“, sagte der Hofmeister in trüber ernster Weise. „Doch schmerzlicher noch muß dieser Mutter das Gefühl sein, wenn sie bei dem Hinblicke auf das Unglück und die moralische Verdorbenheit ihres Sohnes sagen muß: ich trage die meiste Schuld! Ja, das muß entsetzlich sein. Die heilige Schrift sagt: — verzärtle deinen Sohn, so mußt du dich vor ihm fürchten —. In demselben heiligen Buche steht auch geschrieben: — beuge seinen Nacken, und schmei-

dige seine Lenden, so lange er jung ist, damit er nicht verhärte und dir ungehorsam werde—. Das wurde bei Henri versäumt, und hätte doch so leicht geschehen können." Als er so gesprochen, wurde er nachdenkend, und je länger er schwieg, je mehr glätteten sich an seiner Stirn die Falten finstern Unwillens. Sanfter fragte er, „was hat jetzt Henri zu thun beschlossen?"

„Als er mir diese verhängnißvolle Eröffnung, die so schwer auf seinem Herzen lastete, gemacht hatte, stand ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen da; denn mit schadenfroher Schnelle drängten sich alle die Bilder des Jammers und des Unglücks, die jetzt nothwendig folgen müssen, in meinen Gedanken vorüber, und als ich mich wieder gesammelt, war Henri schon aus dem Zimmer geeilt. Da ich ihn im Hause nicht mehr fand, so trieb mich meine Seelenangst zu Ihnen her. Ach mein Herr, was kann für den Unglücklichen gethan werden? Ich bitte Sie, verscheuchen Sie Ihren gerechten Zorn und überlegen Sie, was für seine und der Eltern Wohlfahrt gethan werden kann." Bei diesen Worten ergriff der edle Merville beide Hände des Hofmeisters, und schaute ihm mit einem ungemein rührenden Ausdruck im Blicke, in das Antlitz. Davon tief ergriffen, küßte dieser den edlen Jüngling auf die Wangen, und versicherte ihn, daß er, obgleich er für die Beseitigung des Familienunglückes weder Rath noch Hülfe wisse, doch ungesäumt die nöthigen Schritte thun wolle, daß den unglücklichen Eltern, diese böse Kunde nicht unvorbereitet zukomme. „Sie aber, lieber Merville," sagte er dann zu diesem, „machen sich ungesäumt auf und suchen nach Henri, damit dieser Mensch nicht noch durch einen, in Verzweiflung begangenen Selbstmord die höchste Schande und das größte Elend auf die Scheitel seiner

Eltern lade.“ Mit einem innigen Händedruck schied er dann von ihm, und Karl verließ von bösen Ahnungen ergriffen, das Haus.

Während dessen eilte Henri mit stürmisch klopfendem Herzen in die Wohnungen seiner guten Freunde, und dachte daß sich unter denen, die so hohe Summen oft auf die unverantwortlichste Weise mit ihm durchgebracht hatten, wohl Etwelche finden werden, die jetzt mit Freuden ihm eine plötzliche Hülfe nicht versagen werden. Zu diesem Entschlusse hatte ihn lediglich nur das edle Benehmen Mervilles und das des Hofmeisters veranlaßt; denn er dachte, wenn diejenigen, die stets nur Kränkungen von ihm zu erdulden hatten, sich schon so edel benehmen, um wie viel mehr es dann die thun werden, welche seit geraumer Zeit seine Börse gleichsam für die ihrige angesehen haben. Auch waren sehr viele Bemittelte unter ihnen, weßhalb Henri um so eher hoffen konnte, daß er nicht vergebens nachsuchen werde. Doch er täuschte sich. Leute, denen er alles hingegeben, mit denen er oft den letzten Sous getheilt, sprachen jetzt kalt ihr Bedauern, — ihm nicht helfen zu können — aus. Seine furchtbare Lage verlieh seiner Sprache Feuer, und er schilderte mit einer Lebendigkeit die entehrenden Folgen, die ihn jetzt treffen werden, daß Jeder, der ein fühlendes Herz in der Brust getragen, Theilnahme gefühlt haben müßte. Er malte sein Unglück mit so kräftigen Farben, daß man ihm die nahe Verzweiflung von der Stirne lesen konnte. Doch diese Menschen blieben ungerührt, und nicht einmal eine Thräne des Mitleidens, die dem Unglücklichen, wird ihm auch keine Hülfe, doch so wohl thut, trat in ihre, von wüstem Leben, entzündeten Augen. So ging es ihm bei Allen, und so oft er wieder eine Treppe niederstieg, war seine Brust von Kränkungen voller. Nur zu Einem

war er noch nicht gegangen; es war dieß ein grundreicher Adeliger, der sich oft bei üppigen Zechgelagen seinen wärmsten, innigsten Freund genannt, und an den er das meiste Geld, das er nun zurückbezahlen sollte, verloren hatte. Daß dieser ihm sicher helfen würde, daran dachte er gleich anfangs, als er die ersten Schritte zur Abhülfe seiner dringenden Verlegenheiten that, und nur ein falscher Stolz, der es ihm wiederrieth, sich vor dem reichen Adeligen blos zu stellen, hatte ihn bis jetzt davon abgehalten. Nun konnte aber kein längeres Zaudern mehr helfen, und die andern Elenden verachtend, ging er, seine letzte Hoffnung auf diesen setzend, zu ihm hin. Wie erstaunte er jedoch, als gerade dieser der Kälteste und Herzloseste von Allen war. Gleichgiltig hörte er Henri's Bitten an, und sagte ihm rund heraus, daß es albern sei, so theuer zu spielen, wenn man so sehr der Mittel dazu entbehre. Henri's Blut erhitzte sich immer mehr in den Adern, und doch mäßigte er sich. Denn dieser, der vor ihm stand, war ja jetzt der einzige Mensch, auf den er seine *letzte Hoffnung* gesetzt hatte.

„Ja, Du hast recht!" rief er, mit Gewalt seinen Schmerz und seine Entrüstung niederkämpfend. „Es war unbesonnen, daß ich so theuer spielte, doch bester Freund, diese Betrachtungen können die Sachen nun nicht mehr gut machen. Ich brauche *Hülfe*, und *hoffe* —"

„Doch nicht etwa diese von *mir* zu erlangen?" unterbrach ihn mit mitleidigem Lächeln dieser. „Wahrlich, Freund Henri, Deine Zumuthungen sind eigen. Du hast immer so überspannte Ideen von aufopfernder Freundschaft, die Du in dem praktischen Leben wohl nie als stichhaltig erproben wirst. Sieh zu, auf welche Weise Du Dich herausziehst. Ich kann Dir in einer so großen Angelegen-

heit, ohne mich selbst sehr zu geniren, was ich und kein Vernünftiger will, — nicht helfen. Du wirst mich entschuldigen, daß ich Dir keine längere Aufmerksamkeit schenken, und die Sache mit Dir überlegen kann; denn die Stunde hat geschlagen, die mich für heute an den Pharotisch ruft.“ So sprechend, griff der Elende nach Hut und Stock, und wollte das Zimmer verlassen, doch Henri, in dessen bleiches Gesicht jetzt plötzlich eine dunkle Röthe stieg, hielt ihn mit krampfhaftem Drucke zurück. „Ist es möglich,“ rief er, „daß ich Verblendeter mit lauter herz- und seelenlosen Geschöpfen verkehrte! Ist es wahr —“!

„Daß Du ein Narr bist!“ fiel ihm der saubere Freund, des Aufenthaltes überdrüßig in's Wort, „ja, das ist wahr; doch jetzt habe ich nicht Lust ein Zeuge Deiner tragischen Ergießungen zu seyn. Adieu, Henri.“ In dieser Weise redend, wollte er mit Gewalt seinen Arm Henri's Hand, die ihn gefaßt, entwinden. Doch der verdoppelte seinen krampfhaften Druck, und starrte den Spieler von Profession mit einem so furchtbar drohenden Blicke an, daß dieser, doch nur auf ein paar Augenblicke, in Verwirrung gerieth.

„Laß die Lappereien!“ rief er jetzt drohend, „oder willst Du etwa gleich einem Räuber, mit Gewalt mich zwingen Dir Geld zu geben?“ Henri, von solch einer niedrigen Abfertigung ganz ausser sich, antwortete nicht, doch der Druck seiner Hand wurde immer stärker, sein Blick immer drohender. Da wurde es dem Andern in der Nähe des, auf das höchste Gereizten denn doch etwas unheimlich zu Muthe. Er sah eine tödtliche Verachtung aus Henri's rollenden Augen leuchten. Da er jedoch sein Benehmen gegen ihn nicht ungeschehen machen konnte, so wollte er diesen unangenehmen Auftritt rasch

beendet wissen. Er nahm daher all seinen Muth zusammen, und versetzte Henri plötzlich, ohne daß dieser es sich versah, einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß er taumelnd niederschlug. Der Stoß war gerade auf der Herzgrube aufgefahren, so, daß der Getroffene sinnbetäubt in tiefe Ohnmacht fiel.

Als Henri wieder erwachte, war ihm der Kopf sehr wüst, und es brauchte lange, bis er seine Gedanken ordnen konnte. Wie einer, der lange geschlafen und geträumt, blickte er um sich, und erstaunte nicht wenig, da jetzt Alles Geschehene wieder vor seine wachen Sinne trat, sich in seinem Schlafzimmer auf dem Bette zu sehen. Wer mag mich hieher gebracht haben? dachte er. Da fiel ihm ein Brief, der neben dem Bette auf einem Tischchen lag, auf. Rasch darnach greifend, erkannte er die Schriftzüge desjenigen, der ihm den Stoß vor die Brust versetzt, und mit den Worten: was mag der Elende wohl an mich zu schreiben haben," entfaltete er das Blatt. Er las: „Dein tolles Betragen veranlaßte mich, Deiner momentanen Verrücktheit Gewalt entgegenzustellen. Ich wünsche, daß, wenn Du diese Zeilen liest, Du ruhiger sein werdest. Hin, ist hin! laß deßhalb die Grillen fahren; denn sie verderben nur den Appetit und nützen zu nichts. Wie jedes Donnerwetter vorüber zieht, so wird auch dieser Sturm, der dich bedroht, nicht lange über Deinem Haupte stehen bleiben. Ich hatte einmal eine noch viel bedeutendere Summe im Spiele verloren, und war auch, gleich Dir entmuthigt. Doch ich faßte mich, und meine letzte Baarschaft zusammenraffend, forderte ich das falsche Glück heraus — spielte, und siehe da — ich gewann. Gewann nicht nur das Verlorene, sondern auch noch eine hohe Summe dazu. Möge Dich

dieser Vorfall zu gleichem Beispiele anfeuern. Vielleicht hilft es Dir mehr, als die tragischen Declamationen Deines Verhängnisses." Jetzt folgte die Unterschrift.

Als habe eine giftige Natter sich um seine Hand geringelt und bedrohe ihn jetzt mit dem Stiche, so schleuderte Henri den Brief von sich, verließ rasch das Bett, und rief einem Diener. Auf seine Frage erfuhr er nun von diesem, daß ihn der, welcher ihm diesen Brief geschrieben, in seiner eigenen Equipage habe mit dem Bemerken nach Hause bringen lassen, daß es dem jungen Herrn auf seinem Zimmer plötzlich sehr unwohl geworden sei.

„Weiß mein Vater etwas von diesem Vorfalle?" fragte Henri den Bedienten.

„Nein, der Herr Major waren kurz zuvor mit dem Herrn Hofmeister in sehr eifrigem Gespräche von Haus weggegangen." Die gnädige Frau aber, meinte der Diener, wäre sehr besorgt um den jungen Herrn gewesen. Sie habe heftig geweint, und als der Arzt sie über den Zustand des Ohnmächtigen beruhigt habe, sei sie in die Hauskapelle gegangen, wo sie noch im Gebete verweile.

„O Gott, sie wissen Alles," sprach Henri in dumpfer Weise vor sich hin. Dann zu dem Diener sich wendend, sagte er: „Ich lasse Merville bitten, zu mir auf das Zimmer zu kommen."

„Herr Karl Merville ist nicht zu Hause."

„So ist denn Niemand hier, mit dem ich ein vernünftiges Wort sprechen kann?" fuhr Henri ungehalten den Diener an. Verdutzt zuckte dieser die Achsel, und da in demselben Augenblicke die Majorin eintrat, so ging er, sich vor der bleichen Frau verbeugend, hinweg.

„Ach Mama, was haben Sie? Sie sehen ja entsetzlich bleich,“ redete Henri in sichtlicher Verwirrung die Eingetretene an.

„Blutiges Leid und namenloses Elend habe ich auf dem Herzen,“ sprach die arme Frau mit bebender Stimme, und die Schwäche, die sie jetzt anwandelte fühlend, sagte sie: „Henri, gib mir einen Stuhl.“ Er that es mit niedergeschlagenem Blicke; denn er vermochte nicht, in das thränenentzündete Auge, der auf den Tod betrübten Mutter zu schauen. Gleich den Klauen eines Geiers griffen jetzt tausend Vorwürfe in seine Brust, und die Stimme des Gewissens, die er lange zu unterdrücken gesucht, rief ihm zu: Elender, wirf Dich dieser trauernden Gestalt zu Füßen! Eine schaudernde Kälte wehte durch sein Herz; doch ein falscher unedler Stolz hielt ihn ab, das zu thun, was die Stimme ihm gebot. Nur mit Mühe hielt er sich aufrecht, und die Mutter die sein Zittern sah, bedeutete ihm, daß er sich ihr gegenüber setzen möge. Eine bange Stille waltete nun einige Augenblicke, dann begann die Majorin mit einer lebendig schmerzlichen Schilderung welchen furchtbaren Eindruck, die Kunde von seinen Schulden auf den Vater gemacht habe. „So sah ich ihn noch nie,“ sprach sie, die Hände im Schooße faltend; „denn der starke Mann, der allen Schicksalsstürmen bis jetzt getrotzt, wurde bei dieser Nachricht bleich wie der Tod, und plötzlich schien seine Kraft gebrochen. „O mein Gott!“ Das war Alles, was seine bebenden Lippen sprechen konnten; dann ließ er sein Haupt langsam auf die Brust niedergleiten, und saß fast eine halbe Stunde ohne Bewegung lautlos in dieser Stellung. Weder ich noch der Hofmeister wagten es, ihn anzureden. Auch mochten wir ihn in diesem Zustande nicht allein lassen. Unter bangem Herzens-

schlage harrte ich," klagte die Gebeugte, „seinem Erwachen aus dieser dumpfen Betäubung entgegen, doch, Himmel — es ward entsetzlich. Daß mir der Ehrvergessene nie mehr vor die Augen kömmt! rief er plötzlich vom Stuhle aufspringend, und überhäufte mich nun mit den empfindlichsten Vorwürfen. Ich sank ihm zu Füßen; ich bat ihn, sich zu mäßigen; doch alles wollte nicht fruchten, und erst, als der Hofmeister sich alle Mühe gab, ihn so viel als möglich zu beruhigen, sagte er, man möge Dir sagen, daß Du alle Deine Verbindlichkeiten aufzeichnen, und ungesäumt das Haus verlassen solltest. So sprechend, hieß er den Hofmeister ihn begleiten, und verließ das Zimmer. Unter der Thüre wendete er sich noch einmal zu mir und sagte: Finde ich bei meiner Rückkehr Henri noch im Hause, so möge Gott ein Unglück verhüten. So ging er hinweg und überließ mich meinem Jammer." Jetzt schwieg die Majorin und lehnte sehr erschöpft das sorgenschwere Haupt auf die Rücklehne des Sessels. Mit einem Ausdrucke des höchsten Schmerzens blickte Henri auf die arme Mutter, die gleich einer in dieser Stellung verschiedenen Leiche vor ihm saß. Er kannte den Vater, und obgleich er auch ihn zuweilen schwach gesehen, so wußte er doch, daß ihm dieser die neuen Vorfälle nie verzeihen werde. Mit einem Herzen zum Brechen schwer ging er deßhalb an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier, und schrieb, wie es ihm der Vater durch die Mutter sagen ließ, alle die Summen auf, die er geborgt und im Spiele verloren. Mit zitternder Hand gab er dann das Blatt der Mutter, die an dieser Summe sichtlich zusammen schrak. Henri's Schuld betrug, die vier tausend Francs, die ihm der Hofmeister gegeben mit ein-

gerechnet — sechsundzwanzig tausend und einige Francs. — Es schien der guten Frau eine Unmöglichkeit, in so kurzer Zeit eine so bedeutende Summe zu vergeuden.

„Also in einigen unbewachten Stunden ging dieß alles verloren?" sagte sie, die Hände faltend. „Es ist entsetzlich! wie vielen Unglücklichen oder Nothleidenden, hätte damit geholfen werden können." Jetzt blickte sie seitwärts nach Henri hin, der halb betäubt das zusammen packte, was er mitzunehmen gedachte. Sie störte ihn nicht. So weit -- dachte sie, mußte es kommen, und bedeckte, mancher frohen Rückerinnerung sich hingebend, ihr Antlitz mit den Händen.

Henri hatte sein Geschäft bald beendet, und als er nun den Coffer schloß, sagte die Mutter zu ihm: „Setze Dich noch einmal zu mir; ich verlange dieß nicht, um Dir Vorwürfe zu machen, die wie ich sehe Dich ohnedieß schon genug quälen, sondern um Dir das Traumgesicht, das ich verwichene Nacht gehabt mitzutheilen." Henri that nach ihrem Willen, und nach einem tiefen Seufzer begann sie:

„Wie immer, so wollte ich auch verwichene Nacht Dein Nachhausekommen abwarten. Doch Du kamst nicht, und ich konnte, so sehr mich auch mein Kammermädchen zu beruhigen suchte, lange keinen Schlaf gewinnen. Da schloß endlich die Ermüdung meine Augen. Die geängstigte Seele fand aber auch im Schlummer keine Ruhe. Recht düstere Bilder, von denen ich jedoch keines fest halten konnte, umschwebten mich. Endlich ordnete sich der Traum, und ich erblickte eine, vom falben Strahle des Mondes nur spärlich erleuchtete traurige Gegend. Ein dichter Nebel hüllte alles ein, doch als gleich Spinnen-

geweben seine luftigen Massen allmählich sich hoben, und langsam und feierlich über das verdorrte Land hinschwebten, sah ich auf einem erhabenen Punkte die Gestalt eines Engels. Sein weißes Gewand leuchtete phosphorisch durch die Nacht, und seine ausgebreiteten Flügel hielten ihn schwebend über dem Hügel. Seine Hände waren gefaltet, seine Blicke zum Mondscheine erhoben. Ein hehres Schweigen der Andacht waltete ringsum. Da krachte plötzlich die Erde, und unter Blitz und Donner erhob sich auf dem Hügel, über welchem der Engel in leuchtendem Gewande schwebte, ein Kreuz von Asche und in vielstimmigem ernstem Chore hörte ich die Worte:

Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden! —

Jetzt wurde ein langer sich langsam bewegender Zug auf dem Plane sichtbar. Es waren Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen. In gedrängten Massen schritten sie zu dem Hügel heran, auf welchem das Kreuz von Asche, und der Engel schwebte. Ihre Gesichter und Hände waren leichenbleich; ihre Gewänder aber dicht und dunkel. Auf dem Hügel angelangt, standen sie still, und der unsichtbare Chor ließ wieder die vorigen Worte in gar ernster Weise hören. Da rief der Engel: „„Beuget die Kniee; denn ich werde jetzt den Namen Dessen nennen, der von der Geburt der Natur an, bis zu dieser Stunde über dem Menschengeschlechte gewacht, und an dem Heile der Seelen gearbeitet hat.““

Die nächtliche Versammlung sank auf die Kniee; auch der Engel beugte die Stirne bis zur Erde und sprach: „„Was hat Gott nicht alles gethan, um Seelen vom Tode zu erretten? Alles ist eitel nur nicht der Seele hoher Werth; er allein ist der Schlüssel der Schöpfung

welcher ihre Geheimnisse eröffnet und die echte Ursache jeder göttlichen Handlung aufdeckt. Er ist die Kette der Zeit, die ihre sichtbare Gemeinschaft unterhält und ihre auch noch so entfernten Grenzen in einem seligen Entwurfe, mit einander verknüpft. Dieser Seelenwerth ist der große Mittelpunkt, um welchen sich alle Veränderungen der natürlichen und sittlichen Welt herum wälzen; doch sobald sie gleich Dienern bei der Seele ihr Amt verwaltet haben, so sterben sie, und ihre auch noch so großen Thaten sind vergessen. Doch Engel fragen nach dem Orte, wo sie gestrahlt, um den Werth der Seele abzuwägen. Um dieses glorreichen Endzweckes Willen, der die Seelen von dem Flüchtigen zum Dauerhaften, von dem Unreinen zum Reinen, von der Dunkelheit zum Lichte und von den trüben Stürmen zur heitern Ruhe fördert, stand der Allmächtige auf, und unterbrach seinen langen Sabbath. Die Welt entstand auf seinen Ruf, zerfiel in Nichts auf seinen Wink, und ward wieder durch seinen unendlichen Willen. Könige und Königreiche tauchten auf und zerstoben wieder wie Rauch im Winde. Ruhmwürdige Weise klärten die heidnische Welt auf, und von Zion schossen die Propheten scharfe Blicke durch ferne Zeiten. Gottvolle Männer zogen umher; Märtyrer bluteten, und durch Wunder gehemmt, stand oft die heilige Natur mitten in ihrem Laufe still. Todte wurden auferweckt, Engel kamen vom Himmel nieder und ein Größerer als Engel — Gottes eingeborner Sohn starb auf Golgatha für das Erlösungswerk den freiwilligen Martertod. Warum aber wird dem Menschen von dem Herrn des Himmels und der Welten diese wunderbare Achtung erzeigt? Deßhalb, weil der Mensch das erhabene und zugleich schreckliche Vermögen

besitzt auf ewig höchst selig, oder namenlos unglücklich zu sein. Wäre die Zeit des irdischen Lebens allein der Raum, den der Mensch in dem All einnehmen würde, so wäre es gleich, ob er stehe oder falle. Doch so hat er eine unsterbliche Seele, und darum bezeugt selbst Gott seinem Geschöpfe diese wunderbare Hochachtung. Aus diesem Grunde schaut der Himmel mit allen seinen Augen beständig auf die Erde nieder. Deßhalb hat jede Seele droben ihre Fürbitter, und jeder Gedanke seinen Richter; daher hat der schnöde Erdball Engel zu Wächtern, und jeder dieser Engel hat einen brennenden Eifer für sein Amt — für die Seelenerhaltung.“ “ Der Engel schwieg, dann rief er wieder mit feierlich erhobener Stimme zu denen, die zitternd an dem Hügel standen: „ „So werfet denn Eure Leiber — die Asche — von Euch, damit der Richter über den Wolken den Werth Eurer Seelen bestimme.“ “ Da entstand eine heftige Bewegung unter den Versammelten. Mit einem Lächeln, das einer seligen Verzückung glich, ließen Einige ihre Hüllen fallen, aus denen sonderbar glänzende Punkte aufwärts strebten. Doch Viele hüllten sich dichter in ihre Gewänder, rangen verzweifelt die Hände und wollten sich von ihrem einzigen Freunde, dessen Leidenschaften und Wünschen sie allein gefröhnt, nicht trennen. Ihre Angst war eine Entsetzliche, und in dem Gefühle, in welchem sie an dem Werthe ihrer Seelen verzweifelten wünschten sie sich den gänzlichen Verlust des Daseins — den Verlust der Grundfeste des göttlichen Wesens. Der Engel verhüllte sein Gesicht und weinte. Als aber diese Unglücklichen immer lauter nach dem Tode der Seele begehrten, wendete sich der Engel zürnend zu ihnen und rief — Eure Seelen haben schon in den

schnöden Frohndiensten und im Schlamme der Sinnlichkeit die Züge des Himmels ganz abgenutzt. Das Laster hat sie umgebildet und sie zu Euren eigenen Geschöpfen gemacht! Doch wisset, Ihr Gefallenen, die Ihr die Mittel zu einer unumschränkten Seligkeit nie gebrauchtet, Eure Seelen werden nicht gleich Dünsten in der Luft verwehen; entstellen konntet Ihr sie, aber nicht zerstören. Ihr hattet die Macht, Euch zu verdammen, nicht aber die Euch spurlos zu vernichten. Er sprach's und verschwand, und gleich einem gewaltigen Posaunenstoße, donnerte ein — Wehe — durch die Nacht.

Da erwachte ich" sagte jetzt die Majorin sehr erschöpft. Ich zitterte am ganzen Leibe; denn unter denen, die sich so schrecklich geberdeten, und den Tod ihrer Seelen verlangten, hatte ich Dich erkannt. Mir war es entsetzlich zu Muth," klagte sie nach einer Weile wieder, „und immer hörte ich auch jetzt noch die Worte des Engels. Ich machte mir Vorwürfe wegen Deiner Erziehung Henri und war untröstlich, daß ich nicht die alleinige Sorgfalt auf die Veredlung Deiner Seele anwendete. O, Du kannst Dir gar nicht denken, wie mir immer noch die Angst durch die Gebeine rießelt."

„Ach Mutter, es war ja nur ein Traumbild," suchte Henri, der selbst tief erschüttert war, sie zu trösten.

„Schweige Unglücklicher," tadelte ihn die Mutter; „mir sagt die innere Stimme, — dieser Traum kam von Gott —! deßhalb beschwöre ich Dich, strebe von jetzt an, Deine Seele zu veredeln. Hebe Deine Augen zum Himmel, und bedenke, was alle Königreiche der Erde gegen jene grenzenlosen Kreise sind, die einst der Aufenthalt menschlicher Seelen sein sollen, und bedenke dann wieder, was jene unermeßlichen Räume gegen den

göttlichen Menschen sind. Henri, merke wohl auf meine Worte;" sprach die Majorin von einer ungewöhnlichen Begeisterung ergriffen. „Halte Deinen wilden Geist fern von der Erde; denn sie ist nichts als eine Klippe, wo oft das Seelenheil scheitert, und lenke ihn zu der unermeßlichen Ewigkeit. Dort winkt ein großer schöner Leitstern; dem steure zu, dann erreichst Du sicher das Land des Lebens. Denke, eine sterbende Mutter, die Du bis auf den Tod gekränkt, habe Dir das gesagt. Ja Henri, ich fühle es, daß ich nicht lange mehr leben werde; auch sagt mir eine Ahnung, die mir Dich in verschiedenen grauenhaften Bildern zeigt, daß wir uns, hast Du Paris verlassen, im Leben nicht wieder sehen werden. Empfange daher meinen Segen." Bei diesen Worten beugte Henri von Reue und Rührung gefoltert, das Haupt, und empfing den Segen seiner Mutter.

In unzusammenhängenden Worten stotterte der fast Betäubte eine Bitte der Vergebung heraus und unter namenlosem Herzeleid umarmte ihn die unglückliche Frau. Als sich der Sturm dieser bangen Gefühle etwas gelegt hatte, übergab sie ihm einen Brief, den sie an Verwandte die in Rheims lebten, gerichtet. Dahin sollte er ihrem Rathe zufolge reisen, und unter Studium und rechtschaffenem Wandel die Zeit abwarten, bis es ihr gelingen werde, den Vater mit ihm zu versöhnen.

Als sie so mit ihm redete, hörte sie den Major, der heimgekehrt war, auf dem Gange nach ihr fragen. Bei dem bekannten Laute seiner Stimme, schrak sie zusammen. Auch Henri wechselte die Farbe, und als die Mutter jetzt eilig das Zimmer verließ, sank er erschöpft auf einen Stuhl. Es währte nicht langr, so trat sie wieder ein, und legte mehrere Banknoten vor Henri auf

den Schreibtisch hin. „Es ist dieß so viel“ sagte sie, „daß Du alle Deine Gläubiger befriedigen, und von dem Ueberschusse bei kluger Wirthschaft ein Jahr in Rheims gemächlich leben kannst. Besserst Du Dich während dieses Jahres, so wird Dir der Vater nach genau eingezogenen Erkundigungen weiteres Geld schicken, wo nicht, so will er seine Hand ganz und gar von Dir abziehen. Wisse, er mußte die Summe, die zur Deckung Deiner Schulden erforderlich war, von einem Bekannten aufnehmen und sie auf das Haus versichern lassen. Wie schmerzlich ihm das fiel, magst Du denken, und doch wollte der von Dir so schwer beleidigte Vater Deine Ehre nicht bloßstellen, weßhalb er Dir selbst das Geld zustellen läßt, mit dem ausdrücklichen Gebote, daß Du augenblicklich Deine Verbindlichkeiten lösen mögest. Solltest Du das unterlassen, so gibt Dir der jetzt noch nachsichtige Vater — seinen Fluch. So nun geh, und kehre, wenn auch ich nicht mehr leben sollte, als rechtlicher Mensch in Dein elterliches Haus zurück.“ Sie wendete sich der Thüre zu, und Henri begleitete sie mit gesenktem Blicke. Unter der Schwelle sagte sie noch einmal zu ihm: „Sohn, wenn Du, was Gott verhüten wolle, noch tiefer sinken solltest, und Du einmal in einem verhängnißvollen Augenblicke gar Hand an Dich selbst legen wollest, so denke an das Traumbild Deiner Mutter, denke an die Worte des Engels, der da sagte: — der Mensch hat wohl die Macht, sich zu verdammen, nicht aber die, sich zu vernichten.

Eilftes Kapitel.

Die unselige Nacht.

Als die Mutter ihn verlassen hatte, befand sich Henri wirklich in einem Zustande der höchsten Erschütterung und Reue, der noch erhöht wurde, als jetzt auch Karl, der ihn lange vergebens gesucht, und gleich darauf der würdige Hofmeister bei ihm eintraten. Beide redeten mit so viel Herzlichkeit zu ihm, daß er sich vor sich selbst schämte, diese Braven verkannt zu haben. Mit aufgehobenen Händen beschwor ihn besonders der rechtliche Lehrer, daß er sich ja nie mehr in ein Spiel einlassen möge. „Man kann fallen," sagte der vortreffliche Mann zu ihm, „doch eine wahre Reue und Besserung kann auch viel wieder gut machen." Darauf versprachen Beide bei günstigen Gelegenheiten alles aufzubieten, um den jetzt erzürnten Vater wieder gnädig für ihn zu stimmen. Er müsse aber auch das Seinige thun, sagte der Hofmeister zu Henri, und sich jetzt ernstlich mit den Wissenschaften, die er so sehr vernachläßiget habe, beschäftigen; denn es sei seine heilige Pflicht, den Eltern, die er durch seine leichtfertige Handlungsweise, so tief beleidigt habe, endlich eine Freude zu machen. Henri versprach alles Gute, und nachdem er von den Beiden Abschied genommen, ließ er sein Gepäck in ein Gasthaus bringen. Es trieb ihn ein banges Gefühl hinaus aus dem elterlichen Hause; denn er fühlte, daß er unwürdig sei hier länger zu weilen. Er nahm sich ernstlich vor, sich zu bessern, und der Augenblick, der ihn wieder nach erhaltener Verzeihung zurückführen sollte, bekam für ihn, je länger er alles Vorgefallene überdachte, einen stets erhöhten Reiz.

Es kann ja alles wieder gut werden, meinte er, und machte bei sich ein Gelöbniß nach dem andern, alle Kräfte aufzubieten um das Versäumte einzuholen. Auch wollte er unter keinem Verhältnisse, und sei es auch nur im Scherze, mehr zu spielen. In der Hoffnung, die jetzt üble Meinung der Seinen bald in eine günstige zu verwandeln, verließ er ohne Schmerz das Haus, in welchem man ihm, leider — zu seinem größten Schaden, so lange alle Wünsche erfüllt hatte. Er ging ohne Thränen, und wünschte der Zeit Flügel, die ihn wieder gebessert in den Kreis der Seinen zurückführen sollte.

Unter der Hauspforte reichte ihm noch einmal der edle Merville die Hand zum Lebewohl. Gerne hätte dieser gute Jüngling ihn begleitet; doch nach dem Willen des Majors sollte Henri allein nach Rheims gehen. Nach einer schmerzlichen Umarmung schied er von ihm, und so lange er ihn unter den sich herumtummelnden Menschen über die Straße hinschreiten sehen konnte, blickte er ihm unverwandt nach. — Begleite ihn wenigstens doch eine Stunde Weges — rief ihm eine innere Stimme zu, und schon wollte er ihm nacheilen, als ein Diener auf ihn zuschritt, und ihm sagte, daß der Herr Major schon ein paarmal nach ihm verlangt habe. Karl stieg sogleich die Treppe hinauf; doch er that es ungerne, weil, er wußte selbst nicht warum, er gar zu gerne, Henri nachgefolgt wäre.

Während dessen ließ Henri seine Koffer auf die Post bringen, und löste ein Fahrbillet um kommenden Tages nach Rheims abgehen zu können. In dem Gasthofe, den er sich zum Uebernachten gewählt, kleidete er sich dann um, und machte sich, da überdieß der Abend schon herein gebrochen war, auf den Weg, um nach dem Willen des Vaters seine Verbindlichkeiten zu lösen. Zu dem, dem

er am meisten schuldete, ging er zuerst. Das Haus dieses Geldmäcklers lag in der Straße Babylon, und da er gerade in entgegengesetzter Richtung noch einige Geschäfte abzuthun hatte, förderte er eilig seine Schritte. Sehr unlieb war es ihm daher den Mann nicht zu Hause zu treffen, und um nicht den weiten Weg zurückmessen zu müssen, ging er, als man ihm sagte, der, den er zu sprechen wünsche, werde kaum mehr eine Stunde ausbleiben, in das nächst gelegene Kaffehaus. Hier ließ er sich eine Tasse Kaffe geben, brannte eine Cigarre an und nahm ein Zeitungsblatt zur Hand. Er war jedoch zu aufgeregt, um einen zusammenhängenden Sinn aus dem, was er las zu schöpfen. Es that ihm in der Seele weh, daß er auf solche Weise das elterliche Haus verlassen mußte; er fühlte, wie schwer es seinem Vater wohl gefallen sei, die Summe aufzunehmen, und hätte gern alle seine Kraft aufgeboten, um auf eine rechtliche Weise diese Summe wieder zu gewinnen. So sinnend verfiel er in immer schwermüthigere Gedanken, und merkte es nicht, wie ein fein gekleideter junger Mann dicht vor ihm stehen blieb, und ihn mit ironischem Lächeln schon eine gute Weile betrachtete. Erst als dieser mit dem goldenen Knopf seiner Reitgerte sachte seinen Scheitel berührte, schlug er das gesenkte Auge empor, und erkannte den jungen Adeligen, der ihm fast all' sein Geld abgewonnen und sich so unedel gegen ihn benommen hatte. „Nun mein Lieber, hast Du mir den Stoß vergeben?“ redete dieser unter süßlichem Lächeln ihn an, ergriff seine Hand und sagte weiter: „Ich konnte wirklich nicht anders; Du schienst das dritte Stadium der Tollheit erreicht zu haben; auch waren Deine Geberden so drohend, daß ich mich vor Dir fürchtete. Hat sich jetzt Deine Sache ge-

ordnet?" brach er dann rasch ab; „hat etwa gar der Papa, oder die Mama geholfen? Es wäre doch das Natürlichste" warf er leichtfertig hin, „daß reiche Eltern ihren Sohn, der momentan bis über die Ohren im Peche sitzt, wieder heraus zögen."

„Verschone mich mit Deinen albernen Witzen," sagte Henri unwillig. „Ich gestehe es offen, daß ich mit mir sehr unzufrieden bin, und ließ mir, so wahr ich lebe, gerne die linke Hand vom Arme hauen, wenn ich das Vorgefallene ungeschehen machen könnte."

„Nun was ist denn so Arges vorgefallen, daß Du darum ein Glied Deines Leibes — eine Hand verlieren möchtest?"

„Frage nicht," entgegnete Henri in immer gesteigerterer Entrüstung; „Du kennst am Besten den Betrag jener Summen, die ich auf die unverantwortlichste Weise im Spiele verloren, und ich verlor damit nicht allein Geld, sondern auch die Liebe meiner Eltern. Noch einmal wiederhole ich es, ich gäbe eine Hand darum wenn ich nie gespielt hätte."

„Da hast Du ein Wort ausgelassen" lachte der Andere; „denn statt zu sagen: ich gäbe eine Hand darum, wenn ich nie gespielt hätte, solltest Du sagen: wenn ich nie unglücklich gespielt hätte. Sieh Freund, wie Du Dich jetzt benimmst, so benehmen sich die meisten Neulinge im Spiele, wenn sie plötzlich viel verloren haben. Sie verwünschen dann gewöhnlich das Spiel, sich selbst, und Alle, die mit Ihnen spielten, bedenken aber nicht, daß, so sehr sie der Verlust trübe stimmte, sie der Gewinn zu toller Freude hingerissen haben würde. Natürlich sind das noch unausgebildete, schwache Naturen; denn ein Mann der schon weiß, wie Glück und

Unglück im Leben wechseln, tröstet sich, wenn er verloren, mit der Hoffnung, daß er wieder gewinnen werde. So hättest es auch Du machen sollen" redete der Verführer, indem seine Zunge immer geläufiger wurde. „Nach einem glücklich gemachten Spiele" schwatzte er fort, „mag es wohl klug sein, hat man die Taschen gefüllt, nicht mehr zu spielen, doch nach einem so großen Verluste, wie Du ihn erlitten, ist Der, der nicht mehr spielt, ein Schwachkopf oder ein Narr. Denke nur Henri" drang er immer mehr in ihn, „was würde man von einem Feldherrn denken, der wegen ein paar erlittenen Niederlagen das Schwert einsteckte und sich nicht mehr zu schlagen getraute! Würde nicht die ganze Menschheit solch einen Elenden der Feigheit beschuldigen?" Bei diesen Worten hielt er einige Augenblicke ein, und als Henri finster vor sich nieder blickte, sagte er: „Nicht wahr, ich habe recht? Ja da läßt sich nichts dagegen sagen; und wie es die Pflicht des Feldherrn ist, die erhaltene Scharte auszuwetzen, so muß auch der Spieler von Verstand, das wieder zu gewinnen suchen, was er verloren. Das ist meine Ansicht, bei der ich stets bestehen konnte; denn verlor ich heute, so gewann ich morgen, und oft in so reichlichem Maaße, daß der Verlust nicht selten doppelt herein gebracht war. Man kann Alles verlieren, nur den Kopf nicht, und behält man den so bleibt ja die Hoffnung, die anstaunenswürdig schnell oft das Leid zur Freude verkehrt."

„Ja, ja, mit der Zunge bist Du ein gewaltiger Held," warf Henri, noch immer böse verächtlich hin. „Doch Du berückst mich nicht ferner; ich bin auf eine zu nachdrückliche Weise gewarnt, als daß mich je wieder ein glatter Schwätzer an den Spieltisch ziehen könnte."

„Ei mein Freund" lachte der Andere, es rast noch immer in Deinem Gehirn, und ich glaube, wenn wir zusammen blieben, würden wir ernstliche Händel bekommen. Du scheinst mir noch immer so toll, wie auf meinem Zimmer, wo ich mich vermittelst eines Stoßes von Dir befreien mußte."

„Findest Du mich wirklich noch so toll," entgegnete Henri, dem sein heißes Blut anfing zu Kopf zu steigen, so finde ich es von Dir tollkühn, mich an diesen Stoß zu erinnern." Diese Worte begleitete er mit einem so glühenden Blicke, daß der Andere die Farbe wechselte, da es aber außer dessen Absicht lag, mit Henri, von dem er noch manche Summe zu gewinnen hoffte, ernstlich anzubinden, so gab er dem Gespräch, das eine ernste Farbe annehmen wollte, einen leichten Anstrich von Laune, legte dann mit erheuchelter Treuherzigkeit seine Hände auf Henri's Schulter, und sagte: „Du bist mir böse, weil ich Dir Dein Ansuchen nicht erfüllte; aber sieh Henri, (hier stieß der leichtfertige Mensch in einem Athem ein Dutzend Betheuerungen heraus) ich konnte wahrlich nicht. Ich hatte selbst viele Schulden, die ich theils von dem Gelde, das mich der Zufall von Dir gewinnen ließ, bezahlte, und den andern Theil verlor in den letzten Abenden, wo mir Madame Fortuna abhold war."

„Reden wir nicht mehr davon" sagte Henri etwas begütigt, blickte nach der Uhr, und erhob sich um bei dem Geldmäckler in der Straße Babylon seine Verbindlichkeit zu lösen. Doch der Andere bat mit so einschmeichelnder Miene ihm noch ein Viertelstündchen zu schenken, daß Henri, wenn auch ungerne, doch blieb.

„Wir müssen zur Versöhnung eine Flasche trinken,"

rief jetzt der listige Verführer, und auf seinen Wink brachte ein flinker Kellner eine Flasche rothen schweren Wein herbei. Gezwungen that ihm Henri Bescheid, doch als jetzt die Lichter angesteckt wurden, und es in den Strassen schon mächtig dunkelte, ließ er sich nicht länger aufhalten. Der Andere drang auch nicht ferner in ihn, und gleichfalls nach dem Hute greifend, sagte er: „Jetzt hat auch meine Stunde geschlagen."

„Nun, wo führt denn Dich der Weg hin?" fragte Henri gähnend.

„In das Spielhaus" entgegnete der Gefragte, mit affektirter Wichtigkeit.

„Du hoffst wohl zu gewinnen?" fragte Henri lauernd.

„Ich hoffe es nicht nur" schwatzte der Andere wieder, „sondern ich bin ganz fest überzeugt."

„Ueberzeugt?"

„Allerdings," erkärte der Spieler von Gewerbe. „Wenn ich ein paar Abende verloren, so darf ich fest und steif überzeugt sein, daß ich den Dritten allemal gewinne, und das ist auch ganz natürlich."

„Ganz natürlich?" lächelte Henri, sein erloschenes Cigar an dem des Schwätzers wieder anbrennend.

„Ja, lache nur" sagte dieser, „es ist einmal doch so; denn wie sich die Welt, die nach Angabe der Geographen rund ist, aus ganz natürlichen Gründen drehen muß, wodurch der Wechsel der Blüthezeit mit den traurigen Wintertagen bedingt ist, so muß auch die Kugel der Fortuna sich drehen, gleichwie in dem Schicksalrade die Loose des Glückes und Unglückes sich bald senken bald heben. Daß das alles so kommen muß, finde ich

höchst natürlich, einen andern Beweis vermag ich nicht zu geben."

Unter diesem Gespräche hatten sie das Kaffehaus verlassen, und trennten sich jetzt in der Straße Babylon; Henri um sein Geschäft abzumachen, der Andere um zu spielen.

Als Henri die engen Steintreppen zu der Wohnung des Geldverleihers hinaufstieg, durchkreuzten die widerstrebensten Gedanken seinen Kopf. In wachen Träumen streckte er mechanisch die Hand nach dem eisernen Klopfer aus, welcher an der Thüre, die in die Wohnung des Geldverleihers führte, statt einem Glockenzuge angebracht war. Zu sehr in Gedanken versunken, währte es lange bis seine Hand das hammerartig geschmiedete Eisen bewegte, und erst als Tritte auf der Treppe ihn aus seinen Gedanken weckten, klopfte er an.

Ein böser Zufall wollte, daß der Mann den er suchte, auch jetzt noch nicht zu Hause war; auch wußte seine Familie, da er so lange ausblieb, nicht, ob er nicht etwa gar erst in später Nacht heimkehren werde.

„Er wird einen Freund getroffen und in einer Restauration zu Abend gegessen haben. Ist das der Fall," sagte die Frau des Geldverleihers, „so wird es immer sehr spät bis mein Mann nach Hause kommt?" Nach dieser Erklärung bat sie Henri, sich morgen her zu bemühen.

„Wissen Sie denn nicht Madame, wo ich ihren Herrn Gemahl treffen könnte? denn da ich schon den Postschein zur Abreise gelöst, so bringt mich dieser Aufenthalt wirklich in Verlegenheit." Als Henri so gesprochen erhob die Frau nach kurzem Besinnen das Licht, das sie in der Hand hielt, und zwar so, daß die Strah-

len sein Gesicht vollkommen beleuchteten. Verlegen an der Schürze zupfend, meinte sie, sie könnte ihm wohl sagen, wo ihr Mann fast jeden Abend um die neunte Stunde zu treffen sei; doch wisse sie nicht, ob sie ihm wohl trauen dürfe. Henri beruhigte sie, und kaum hatte er ihr mit dem Bemerken seinen Namen gesagt, daß er ihrem Manne eine bedeutende Schuld vor seiner Abreise zurück bezahlen möchte, so sagte sie, jedoch noch immer zögernd: „In der Straße Brise-Miche wird in einem Hause, ohne daß es die Polizei weiß, eine geheime —"

„Spielbank unterhalten" unterbrach sie Henri. „Ich kenne das Haus, und habe schon viel dort verloren, auch traf ich Ihren Gemahl öfters daselbst Sie glauben also —"

„Daß Sie ihn auch heute wahrscheinlich dort treffen werden," lächelte die wohlbeleibte Frau. Henri empfahl sich; unten in der Straße angelangt ließ er sich gerade auf die Post führen. Dort vertauschte er, weil er es für unmöglich hielt, heute seine Geschäfte zu beenden, sein Billet, wodurch ihm Zeit blieb, kommenden Tages seine Angelegenheiten zu ordnen. Unwiderruflich wollte er aber folgende Nacht mit dem Postwagen abgehen. Von da fuhr er nach der Strasse Saint-Merri und ließ den Fiaker da halten, wo sie an dem untersten Ende in die Gasse Brise-Miche mündet. Hier stieg er aus, bezahlte den Lohnfuhrmann, und schlug den Weg nach dem Spielhause ein.

Diese Straße ist kaum acht Fuß breit, und hat ein unglaublich trauriges und düsteres Aussehen. Von zwei rußgeschwärzten, verwitterten Mauern von ungeheurer Höhe eingeklemmt, ist diese schmutzige Gasse zu jeder Jahreszeit der reinen Luft und des Lichtes beraubt, und wie

nur manchmal in eine tiefe Schlucht des Hochgebirges ein spärlicher Sonnenstrahl an den längsten Tagen des Jahres niederdringt, so ist das auch in der Straße Brise-Miche der Fall. Alle Arten häßlicher Dünste entqualmen hier dem mit ewigen Kothlacken überdeckten Pflaster, und besonders im Herbste und an naßkalten Wintertagen wälzt sich fortwährend ein übelriechender Nebel durch diese klägliche Strasse hin. In diesem Stadtviertel, das das bevölkertste von Paris ist, erheben sich die schmutzigen, kalten und ungesunden Häuser der niedern, arbeitenden Classe, die gleichsam hier wie das Vieh in den Ställen eingepfercht lebt. Die meisten dieser Leute entbehren alles Dessen, was unumgänglich nöthig ist, um dem von Gott gegebenen Leben die Gesundheit zu erhalten. Glücklicher lebt der Wilde, dem die Natur zu seiner Nahrung die Thiere der Urwälder, die Vögel in der Luft, und die Fische der Flüsse, der See'n und des Meeres anbietet. Ja glücklicher ist dieser Wilde, der an klarer Quelle trinkt, in freier Gottesluft herum wandelt und unter moosumrankten Bäumen und Schlinggewächsen Obdach und Wärme findet. Anders ist es aber mit dieser armen Menschenclasse, die die Civilisation von dem Erbe der Gaben Gottes ausgeschlossen, und die nach Recht und Gesetz das Eigenthum Anderer heilig achten muß, während ihnen doch aus dem Grunde der Uebervölkerung ihr angestrengtes Mühen und Arbeiten nicht einmal ein gesundes Obdach, eine reine Luft, eine gesunde und hinreichende Nahrung und eine warme Bekleidung für die strenge Jahreszeit einbringt. Diese Jammergestalten schleppen sich von der Wiege bis zum Sarge auf jener äußersten Linie herum, die das Leben vom Grabe scheidet, und kämpfen auf dieser scharf gezeichneten Kante fortwährend

mit Hunger, Kälte und Krankheiten aller Art. Diese Unglücklichen haben gerade nur soviel, um alle Leiden des menschlichen Lebens zu fühlen, und ganze Familien leben oft Monate lang von Brod, das sie in Wasser mit einer Hand voll Salz, ohne Schmalz und Butter sieden. Nur hohe moralische Kraft kann diese Leute, zu solchem Preise zu leben, rechtlich erhalten; doch die, welchen diese mangelt, geben um nicht zu hungern und zu frieren ihre Ehre, ihre Treue und ihren Leib hin.

In dieser Straße, wo, wie aus dieser kurzen Schilderung hervorgehen mag, Jammer und Elend eingebürgert sind, hatte in einem Hause, das an dem untersten Ende, welches an den Klosterhof und die Kirche stößt sein Giebeldach erhob, eine gewinnsüchtige Spielerbande ihre lasterhafte Höhle aufgeschlagen. Eine große Laterne warf ihren bleichen Schein, deren röthliches Licht kaum durch den Nebel drang, auf die offene Hausthüre, die in das Innere dieser ungesunden Behausung führte. Schon das Äußere dieses Hauses war sehr abstoßend, doch von dem Kläglichen Innern konnte man sich bei der äußern Anschauung noch keinen Begriff machen. Es befand sich in einem Zustande des Verfalles und der Unreinlichkeit, so, daß Jeder, der hier innen nichts zu suchen hatte, gewiß eilig, mit zugehaltener Nase, an dieser Spelunke vorüber eilte.

Hier trat Henri ein, und stieg behende die düstere Treppe, über welche das aus der Wand schwitzende Wasser niederrieselte, hinan. Der üble Geruch, der besonders von den Ausdünstungen der Versenkgruben herrührte, wurde immer stärker, und der Mangel an Luft, je höher er stieg, stets fühlbarer und unerträglicher. Im dritten Stockwerke angelangt, öffnete er eine schmale Thüre,

die mitten in das Stiegenhaus geschnitten war, verschloß sie sorgfältig hinter sich, und stieg nun eine mit Teppichen belegte Wendeltreppe, die eine zierliche Lampe erhellte, hinab. Dieser Uebergang von eckelnder Unreinlichkeit zu geschmackvoller Ordnung, war ein so plötzlicher, daß er jeden hier Uneingeweihten überraschen mußte. Doch Henri, der in diesem Hause leider sehr bekannt zu sein schien, kehrte sich nicht daran, und klopfte unten angelangt mit dem gekrümmten Finger dreimal an eine eisenbeschlagene Thüre. Sogleich wurde aufgethan, und Henri trat nun in einen geschmackvoll meublirten Spielsalon ein.

Ein reges Leben herrschte hier; Würfel klapperten, Karten rauschten, und von Champagner-Flaschen flogen knallend die Korke an die Zimmerdecke. Punschnäpfe rauchten, und Lampen von wohlriechendem Oele unterhalten, erleuchteten prachtvoll die golddurchwirkten Tapeten und die großen, feingeschliffenen Wandspiegel. Alles athmete Lust und Ueppigkeit; selbst die Luft, die hier wehte, schien von den Düften der Lampen und der scharfen Getränke betäubt. Auf türkischen Polstern saßen theils noble, theils nachläßig gekleidete Herren, mit meist bleichen und gelben Gesichtern, die deutlich zeigten, daß sie das Leben mehr und rascher genossen haben, als heilsam sei. Die Meisten schwatzten und scherzten, und nur Einige spielten im Hintergrunde das verderbliche Roulett. Von Zeit zu Zeit kam Einer oder der Andere vom Roulette-Tische zu denen vor, die an einem langen Tische an üppiger Schwelgerei sich vergnügten. Jedesmal wurden dann geheimnißvolle Worte und Winke gewechselt, und genaue Berichte abgestattet, wie das Spiel stehe. Zuweilen verlangten die vom Roulett-Tische auch Geld von den im Vordergrunde Zechenden; denn die Spieler, die

diesen Salon inne hatten, theilten gemeinschaftlich Gewinn und Verlust, und verloren oft in der schändlichen Absicht, um Neulinge anzufeuern und zu erhitzen.

Auf solche Weise hatten diese Elenden schon manchen leichtsinngen jungen Menschen in sein Verderben gelockt. Ein Theil dieser saubern Sippschaft saß auch immer am Zechtische, um, während ihre Kameraden spielten, ihre Gäste halb trunken zu machen, was ihnen auch fast stets gelang. Dann konnten sie erst recht vollkommen ihre betrügerischen Fertigkeiten entwickeln, und ihre sinnlosen Opfer bis auf den letzten Sous ausziehen.

Das Treiben in dieser betrügerischen Spielerhöhle, bildete einen entsetzlichen Contrast gegen das Treiben der hier an- und umwohnenden Armen; denn während diese an trockenem hartem Brode, das sie um es schmackhaft zu machen, in graues Salz tauchten, ihren Heißhunger stillten, wurde hier alles aufgetragen, was nur der leckerste Gaumen des verwöhntesten Feinschmeckers begehren konnte. In diesem Gemache habsüchtigen Lasters und Betruges, warf man mit dem Golde um, als habe es gar keinen Werth, während die Bewohner der Straße Brise-Miche in ihren feuchten kerkerartigen Wohnungen ängstlich ihren Wochenlohn, der in einigen Franken bestand, berechneten, um nicht an einem oder dem andern Tage gar ohne alle Nahrung ihre elenden Betten suchen zu müssen.

Henri hatte mit seinem scharfen Auge rasch die sich hier Herumtummelnden gemustert, doch der, den er suchte, war nicht unter ihnen. Schon wollte er wieder gehen, als der junge Adelige, den er kurz zuvor im Kaffehaus gesprochen, eintrat, und ihn unter Tröstungen, daß der von ihm Erwartete, sich wohl noch einfinden könne, zu-

rück hielt. Einer der Schwelger stellte ihm nun einen Stuhl an der Tafel zurecht, auf den ihn der junge Adelige mit sanfter Gewalt hinzog. Darauf ging dieser an den Roulett-Tisch und spielte.

Eine gute Weile saß Henri ohne irgend eine Theilnahme zu verrathen, auf dem weich gepolsterten Stuhle, und erst als ein jubelnder Lärmen entstand, erhob er den Kopf, den er, von den letzten Ereignissen müde, gesenkt hatte, und fragte, was es gäbe? Da sagte man ihm, daß ein Handlungsdiener, der die letzten Tage eine bedeutende Summe verloren, eine noch Bedeutendere eben wieder gewonnen habe. Als ihm ein Tischnachbar das sagte, glänzten Henri's Augen wie angeblasene Kohlen, und als nun der, der so glücklich gewonnen, in tollen närrischen Sprüngen heran hüpfte, einen mit Goldstücken fast angefüllten Hut zeigte, und unter zitternder Freude, den Saal verließ, da litt es auch Henri nicht länger auf dem Sessel. Mit langen weiten Schritten maß er das Gemach auf und nieder; seine Wangen fingen an zu erglühen, und der Gedanke, daß auch er das Glück haben könnte, das Verlorne wieder zu gewinnen, regte die Lust zum Spiele mächtig wieder in seinem leidenschaftlichen Herzen an. Seine Blicke konnten sich von dem, auf dem Spieltische aufgehäuften Golde nicht mehr trennen, und alle seine bösen Leidenschaften, die nach dem kurzen Schlummer um so mächtiger wieder erwachten, riefen ihm zu: Spiele — spiele. Wenn ich aber unglücklich wäre? fragte er sich selbst, und dann meine Gläubiger nicht alle bezahlen könnte? Es wäre entsetzlich! Mich träfe der Fluch des Vaters! Nein, ich spiele nicht. Da klingelte und rauschte das Gold wieder durch die Hände der Spieler; es glänzte und schimmerte

auf dem Tische und die Stimme der Leidenschaften flüsterte fortwährend Henri zu: spiele, spiele! Er suchte diese Stimmen durch Wein zu betäuben; doch je öfter er das volle Kelchglas leerte, je lauter schrieen ihm diese schadenfrohen Stimmen ihr „spiele, spiele!" zu. Nach kurzem Kampfe unterlagen alle die guten Vorsätze, die Henri gefaßt. Er hörte nur immer die Einflüsterungen seiner Leidenschaften, die ihn von zartem Kindesalter an knechteten, und endlich stieß er das verhängnißvolle: „Ja, ich will spielen," heraus, „doch vernünftig will ich spielen" setzte er hinzu, trat in eine Ecke des Saales, und nahm aus seiner Brieftasche nur die Hälfte von dem heraus, was ihm der Vater für seinen Aufenthalt in Rheims bestimmt hatte. Glühender Hoffnungen voll, trat er dann an den Spieltisch, auf welchem der Schimmer des Goldes ihn geblendet hatte, — und spielte. Er spielte eine Weile mit wechselndem Glücke. Doch plötzlich verlor er. Das, was er aus der Brieftasche hervorgeholt, war dahin, und mit zitternder Hand nahm er die andere Hälfte heraus. Die Karte fiel, und sein Reisegeld und das, womit er in Rheims ein Jahr leben sollte, — war verloren. Der Unselige erbleiche, er sah die ganze Versammlung, die ihn umstand, wie von neblichten Dünsten umschwebt. Sein Herzschlag wurde so voll und bange, daß er kaum Luft schöpfen konnte. Da rief ihm sein guter Engel zu: Flieh diese Höhle des Verderbens." Doch seine Leidenschaften blähten sich immer gewaltiger wie wüthende Schlangen auf, und betäubten den warnenden Ruf des Engels durch ihr: „spiele — spiele!" Henri empfand eine entsetzliche Schwüle; die Luft, die er einathmete, schien ihm von einer feurigen Lohe durchglüht, und seine Augen versag-

ten ihm fast die Sehkraft. Wieder öffnete er die Brieftasche, nahm mehrere Banknoten heraus, setzte sie — und verlor.

„Doupplire die Summe!" rief ihm jetzt jener junge Adelige zu, mit dem er sich einige Stunden zuvor in dem Kaffehause bei einer Flasche Wein ausgesöhnt hatte.

„Du glaubst" stöhnte der Halbbetäubte —.

„Ei freilich," flüsterte der Andere, und setzte mit bestimmtem Tone hinzu: „Man kann nicht immer verlieren."

Als jetzt Henei wieder in die Brieftasche griff, stand sein Fuß nicht mehr sicher auf dem Zimmerboden. Vor seinen Augen verschwammen alle Gegenstände, und als er die Summe doupplirte, zog ein kalter Schauer durch seine Brust. Er faßte, ohne es selbst zu wissen, die ihm zunächst Stehenden bei den Armen, und den Kopf vor beugend, starrte er mit wild rollenden Augen auf den Tisch. Wieder fiel die Karte, — und die Spieler zogen mit einem affektirten, bedauernden Achselzucken seine Banknoten ein.

Kein Laut der Klage entschlüpfte Henri's bleichen Lippen, die ein schreckliches Lächeln umspielte. Doch an den gehobenen Pulsen seiner Schläfe, wie an dem fieberhaften Zucken seiner Gesichtsmuskeln, konnte man nur zu deutlich seine Aufregung ersehen.

„Wenn Du kannst, so setze jetzt eine hohe Summe; einmal mußt Du ja doch gewinnen," flüsterte jetzt wieder der Verführer?

„Glaubst Du?" entgegnete Henri wieder, doch mit einer solchen Kälte, daß man glaubte, diese Stimme komme aus einem Sarge. Dabei ließ er seine Brieftasche auf den verhängnißvollen grünen Tisch fallen.

Der Bankhalter fragte, ob es die ganze darin befindliche Summe gälte. Henri nickte mit dem Kopfe, kreuzte die Arme über der Brust, seufzte tief und gepreßt auf, und starrte dann, wie von übereinander zusammenschlagenden Wellen bedroht, scheu auf den Tisch. Doch bald stieß er einen gräßlichen Schrei aus; denn er hatte verloren, — Alles, — Alles verloren. In gebückter Stellung blieb er lange vor dem Tische stehen. Er glaubte es müssen jetzt die Wände über ihm zusammenkrachen. Da riß ihn ein lautes Gelächter aus seiner Sinnebetäubung, und mit einer Stimme, die Jeden Anwesenden erschütterte, rief er: „Wer ist der Schuft, der lachen kann, wenn ein Mensch verzweifelt!" Es war der junge Adelige, der gelacht hatte; er konnte es nicht läugnen, und stellte sich ihm daher mit der ganzen Unverschämtheit seines niedern Charakters gegenüber. Er meinte, — es werde wohl Jeder lachen können, wenn es ihm beliebe. Henri, zu sehr von Schmerz und Zorn durchbebt, schlug den Elenden in's Gesicht, und seinem lange verbissenen Unmuthe, jetzt freien Lauf lassend, überhäufte er ihn mit den bittersten Vorwürfen, hieß ihn einen schadenfrohen Teufel, einen Betrüger, kurz alles, was ihm seine empörten Gefühle eingaben. Er tobte und raste fort, und war nicht zu beschwichtigen, bis der von ihm Beschimpfte zwei Stoßdegen verlangte, sie unter seinen Mantel nahm, und winkte, daß er ihm folgen möge.

„Ja, ich komme, nur voran," rief Henri mit wilder Geberde. Unter der Thüre wendete er sich noch einmal um, und donnerte den Verdutzten zu, indem er auf den ihm Voranschreitenden wies: „Der hat aufgehört, von Eurer Compagnie zu sein!"

Mitternacht war vorüber. Da kreuzten bei trübem, röthlichem Laternenscheine hinter der Mauer des Klosters, mit der sich die Straße Brise-Miche schließt, zwei Gestalten die Degen. Der Kampf war von beiden Seiten sehr heftig, aber kurz; mit einem dumpfen Schrei fiel bald Eine tödtlich getroffen, rücklings gegen die Klostermauer. Die Andere schleuderte den blutgefärbten Degen von sich, und floh in überstürzender Eile davon. Eine Stunde später, stand diese Gestalt auf der Seine-Brücke. Es war Henri, der seinen Gegner im unseligen Zweikampfe hingestreckt hatte. Unverwandt blickte er über das Brückengeländer, zu den rauschenden Wellen nieder, in denen sich das Flimmern des Mondes und der Sterne abspiegelte. Verzweifelt rang er die Hände, und hob schon den Fuß um den entsetzlichen Sprung in die Ewigkeit hinüber zu thun. Da dachte er plötzlich an das Traumbild der Mutter, und die Worte des Engels: „Der Mensch kann sich wohl verdammen, nicht aber vernichten!" drangen wie ein Posaunenstoß des letzten Gerichtes durch seine erschütterte Seele. Er schrak zusammen und floh mit scheuem Entsetzen von der Seine-Brücke hinweg. Gleich Kain, der nach seinem blutigen Morde weder Rast noch Ruhe hatte, trieb er sich rathlos umher, und als der Haushahn krähte, hatte sich der Unglückliche an spanische Werbsoldaten, die in einer gemeinen Kneipe die köstliche Zeit des Schlafes verschlemmten, verkauft.

Das war der Schluß, dieser unseligen Nacht. Henri war gefallen bis zu der tiefsten Tiefe. Nach und nach hatte er eine Tugend um die Andere in seinen Leidenschaften ersäuft, bis endlich sein Herz ganz versinnlicht wurde und das Böse hartnäckig darin seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Von Zeit zu Zeit, regte sich wohl noch das Gute

in seiner Brust, doch es war zu schwach, und konnte sich an keinem sichern Porte aufrichten. Es fehlte ihm an wahrer Religion, und aus der anfänglichen Lauheit gegen die Gebote unserer Kirche, gingen alle seine spätern Sünden hervor. Was kann sich der Mensch auch vornehmen, der nicht sein ganzes Wesen durch Religion gestärkt hat? Es bedarf nur eines Widerstandes, gegen die Lust seiner Leidenschaften, nur einer verhängnißvollen Gelegenheit, und die bösen Neigungen, überschreiten plötzlich alle Schranken, und reißen ihren Sklaven in betäubendem Taumel von Stuffe zu Stuffe hinab in den Schlund des Verderbens, wo der Sünder zu spät, verzweifelnd und rathlos, sich nach Rettung umsieht. An diesem Schlunde stand jetzt auch Henri. Sein sinnlicher Hang hatte die Gesetze Gottes, und den Trost des ewigen Heils aus seinem Herzen vertilgt. Ihm blieb nichts — als die kalte Vernunft. Doch diese versagte ihm den Trost; denn es gibt nur eine Quelle, woraus die Kraft der Tugend, und der Segen und die Wohlfahrt der Völker fließt, und diese Quelle heißt — Religion.

Zwölftes Kapitel.

Die Kraft des Glaubens.

Seit dieser unseligen Nacht, in welcher Henri so tief gefallen, waren bereits zwei Jahre verflossen. Spurlos war er für die Seinen verschwunden und alle Nachforschungen blieben ohne den mindesten Erfolg.

Auch in der Familie dieses Unglücklichen, waren während dieser Zeit, bedeutende Veränderungen vorgefallen. Aller

Glanz und Pracht war verschwunden, auch das stattliche Haus in Paris verkauft, und der Major, der jetzt zurückgezogen von der Welt auf einem kleinen Landgütchen lebte, schien um zwanzig Jahre älter geworden zu sein. Sein Haupt war gebeugt; sein Scheitel mit grauen Haaren bedeckt. Er war dem Gewichte des Jammers fast erlegen, und der Schmerz um seine heimgegangene Gattin, floß unaufhaltsam durch sein Herz. Alles, was ihm sonst theuer gewesen, schaute er jetzt mit dem Auge der Trauer an, und nur bei dem Anblick Karl Mervills, der mit Auszeichnung seine Studien vollendet hatte, empfand der Gramgebeugte noch eine recht innige Freude. Dieser wackere Jüngling hatte in dem letzten Jahre eine schwierige Preisfrage gelöst, und verwaltete bereits sein Amt als Doktor der Rechte. Obgleich man ihm sehr vortheilhafte Anträge gemacht, zog er es doch vor, auf dem Landgute des Majors zu leben; denn er fühlte es recht lebendig, daß dieser arme Vater des Trostes gar sehr bedürfe.

Der Major hatte nämlich seine ganze Dienerschaft verabschiedet, und außer dem alten François, der die Dienste eines Kammerdieners bei ihm versah, und dessen Frau, welche die Küche besorgte, hatte er Niemand um sich. Er lebte einfach wie ein schlichter Bürger und redete oft wochenlang keine Silbe.

Diese tiefe Trauer war Henri's Werk. Vergebens harrte der Major, als er vor zwei Jahren seiner Gemahlin die Summe, die Henri bezahlen sollte eingehändigt hatte, auf einen Brief der Verwandten aus Rheims. Da aber diese immer nicht schrieben, so zeigte er ihnen sein Befremden deßwegen an. Wie erstaunte er aber, als er erfuhr, daß sich Henri dort gar nicht eingefunden habe.

Er gerieth in ein zweifelvolles Schwanken, aus dem ihn jedoch bald die sich einstellenden Gläubiger seines Sohnes rissen. Nun kannte seine gerechte Entrüstung keine Grenzen mehr. Alle seine gekränkten Vatergefühle empörten sich, und in diesem Zustande betäubenden Jammers, sprach er den Fluch über seinen Sohn aus.

„Diese Ehrlosigkeit hätte ich ihm wahrlich nicht zugetraut," rief der empörte Vater, und von diesem Augenblicke an durfte weder seine Gemahlin, noch der Hofmeister, noch Merville, den Namen des Verstoßenen nennen. „Dieser Betrug an dem Vater wird dem Buben gewiß keine guten Früchte bringen," sprach er zu dem Hofmeister, der nun selbst nicht wußte, was er dem so tief Gekränkten sagen solle. Auch Merville fand um den Gram seines Wohlthäters zu beschwichtigen, keine Worte, und die Majorin, schon von dem letzten Ereignisse sehr angegriffen, warf der Schreck auf das Krankenlager. „So waren denn meine Ahnungen nicht umsonst," rief die weinende Mutter, und brach in Klagen aus die nimmer enden wollten. „O Gott, daß ich das erleben mußte." jammerte sie, und wagte es nicht, den Gatten, als er bei ihr eintrat, anzublicken. Doch der machte ihr jetzt keine Vorwürfe mehr; denn sein Herz fühlte nur inniges Mitleiden mit der armen Frau.

Merville, obgleich ihm Henri's Leichtsinn und leidenschaftliche Gemüthsart nicht unbekannt war, konnte doch nicht glauben, daß er aus niedriger Sucht, Geld zu besitzen, seine Verbindlichkeiten nicht gelöst, und auf eine so gemeine Weise durchgegangen sei. Er meinte, es könne ihm wohl ein Unfall begegnet sein, weßhalb er sich keine Mühe reuen ließ, auf die Spur von Henri's räthselhaftem Verschwinden zu kommen. Da erfuhr er denn, nach

langem vergeblichem Nachfragen, als er sich endlich entschlossen, zu einem von Henri's elenden Freunden hinzugehen, wie dieser Alles was er besessen, verloren habe. Der gute Jüngling traute kaum seinem Gehöre, und fragte wiederholt, w a s Henri mit dem Gelde getrieben habe. Mit einer recht erbärmlichen Gleichgiltigkeit erzählte ihm nun der Gefragte den ganzen Vorfall in dem Spielhause und meinte, daß Henri jenen Abend in seinem Verluste wirklich sehr interessant anzusehen gewesen sei. Mit einem Blicke tiefster Verachtung, wendete ihm Merville den Rücken zu, und ging trauernd nach Hause. Wie immer, wenn ihm etwas auf dem Herzen lastete, suchte er auch jetzt den Hofmeister auf. Als er bei ihm eintrat, war dieser mit dem Major in eifrigem Gespräche, und an der Aufregung dieser Beiden sah Merville, daß es sich um etwas sehr Wichtiges handle. Der Major hatte nämlich gleichfalls erfahren, was sein Sohn in jener unseligen Nacht getrieben, und berathschlagte sich eben mit dem wackern Manne, wie nun die Schulden des Sohnes zu decken seien. Er glaubte nicht anders, als Henri habe sich in Verzweiflung das Leben genommen, und wollte den Unglücklichen nach seinem entsetzlichen Ende nicht noch der allgemeinen Verachtung preisgeben. So edel dachte der rechtliche Vater, und beschloß zu diesem Zwecke sein Haus zu verkaufen. Diesen Entschluß theilte er eben dem Hofmeister mit, der tief gerührt ihm nur seine hohe Achtung bezeugen konnte. Am meisten erschüttert war Merville, als er das erfuhr. Wie eine Zentnerlast fiel es ihm auf die Brust, daß er in diesem entscheidenden Augenblicke nichts zur Abhülfe dieses Familienunglückes thun könne.

Selten kommt ein Unglück allein, und während der Major sein Haus, das seine Eltern und Großeltern be-

wohnt hatten, an einen reichen Mann verkaufte, ward seine Gemahlin so schwach und leidend, daß der Hausarzt ihren Zustand für sehr bedenklich erklärte. Auch die sanftesten Vorstellungen ihres Gemahls konnten sie nicht beruhigen, denn ihre Seele war von Schmerz und Leid zu voll.

Als der Major mit den Seinen das Haus räumte, mußte man die Kranke in einer Sänfte davon tragen, weil sie so schwach geworden, daß der Doktor es nicht für räthlich hielt, sie in einer Chaise fahren zu lassen.

Auf dem kleinen Landgütchen angelangt, das der Major von dem angekauft hatte, was ihm die bösen Stürme der Zeiten gelassen, nahm ihr Brustübel bald so überhand, daß sie kaum mehr sprechen konnte. In hitzigen Fieberanfällen, redete sie, mit geschlossenen Augen daliegend, immer nur von einem Traumbilde. Mächtige Schweißtropfen entquollen dann jedesmal ihrer marmorbleichen Stirne, und ihre Gesichtszüge, wie das krampfhafte Zittern ihrer Glieder, zeigten deutlich, daß ängstigende Schreckbilder sie umschweben.

Der Major, der für das Leben der theuren Kranken zitterte, belauschte oft ihren Zustand, und ersah aus den abgebrochenen Sätzen, die aber doch immer nur einen Gegenstand verfolgten, daß sie in ihren phantasirenden Träumen mit dem unglücklichen Henri rede, und ihn unter ernsten Schauern auf den Werth seiner Seele aufmerksam mache. Dann däuchte es ihm zuweilen, daß sie mit einer dritten Person — es war der Engel ihres Traumbildes — rede. Unter herzerschütterndem Jammer, flehte sie zu diesem, die Seele ihres Sohnes zu retten, und klagte sich unter gepreßten Seufzern an, daß sie durch ihre fehlerhafte Erziehung die meiste Schuld trage, daß

die Gemüthsart ihres Sohnes eine so schiefe Richtung genommen habe.

Dieser ihr Jammer ging dem Gatten ungemein nahe. Stundenlange stand er oft, die Augen voll Thränen an ihrem Schmerzenslager und flehte unter quälender Angst den Himmel an, daß er die Leidende wieder gesunden lassen möge. Doch in dem Buche des Schicksals stand es anders geschrieben, und ehe die Sichel des Mondes mit dem Vollmonde wechselte, lag die unglückliche Mutter, der die unvernünftige Liebe zu ihrem Sohne, Schmach, Elend und Tod gebracht, in ernstem Leichengewande auf einem mit strahlenden Wachskerzen umgebenen Sarkophage.

Vor ihr die Sinne geschwunden, ungefähr eine Stunde vor ihrem Ende, hatte sie noch den Gatten, der mit halb gebrochenem Herzen neben ihrem Bette kniete, gebeten, daß er den über den unglücklichen Henri ausgesprochenen Fluch zurück zu nehmen, und ihr wie ihm vergeben möge.

Mit bebender Stimme erfüllte der Major ihren letzten Willen, und nahm unter heißen Thränen von ihr Abschied. Darauf segnete sie den edlen Merville, der selbst bleich wie ein Todter neben ihrem Gatten kniete. Sie bat ihn mit verschwebender Stimme, daß, wenn Henri anders nicht todt sein, und ihm einmal wieder im Leben begegnen sollte, so möge er ihm sagen, — sie habe ihm vergeben, und lasse ihn schon die Kälte des Todes im Gebeine fühlend, beschwören, fürder die einzige Sorgfalt seinem Seelenheile zuzuwenden. Sagen Sie ihm er möge Buße thun, daß er nicht einst, wie in meinem Traumbilde, die Vernichtung seines Daseins unter verworfener Verzweiflung begehre. Mit diesen Worten schloß sie ihre Bitte.

Merville konnte nicht sprechen; denn er war zu tief, zu gewaltig erschüttert; doch sein Blick redete eine be-

redtere Sprache als es die Lippen vermocht hätten. Die Sterbende erhob dann mit der letzten Anstrengung ihr immer schwerer werdendes Haupt und richtete die immer starrer blickenden, wie mit einem leichten Flore überzogenen Augen zu einem Portraite empor, das an der Wand schräge über ihrem Bette hing. Dieses Bild zeigte in kunstfertiger Farbenschöpfung das jugendliche Antlitz ihres Sohnes. Bei dem Anschauen dieses Bildes nahm ihr von Körper- und Seelenleiden abgezehrtes Gesicht einen ungemein schmerzlichen Ausdruck an. Ihre mit kaltem Schweiß bedeckten Hände falteten sich über ihrer röchelnden Brust, und indem ihre bleichen Lippen, auf denen jetzt dunkle Brandflecken sichtlich hervor traten, kaum hörbar die Worte sprachen: „ach, Henri, mein Sohn! warum mußtest Du so meine Liebe lohnen,“ trat sie rasch der Tod an. Ein würdiger Geistlicher, der sie einigemal während ihrer Krankheit mit den erhabenen Tröstungen unserer Religion versehen und ihr kurz zuvor die heiligen Sterbsakramente gereicht hatte, deutete nach oben. Die Verscheidende schloß die Augen und empfahl ihren Geist der Gnade des Himmels. Krampfhaft zuckte sie dann zusammen, öffnete noch einmal die Augen, die kaum mehr sehen konnten, und setzte sich zu dem Erstaunen Aller halb im Bette auf. Als suche sie einen Gegenstand an dem sie sich fest zu halten denke, griffen ihre Hände in dem leeren Raume herum, der sie umgab, dehnten sich dann der Erstarrung entgegen, und mit einem schmerzlichen Schrei fiel sie mit dem Bleigewichte einer Leiche in die Kissen zurück. Ihr Auge war gebrochen, und ihr verglaster, glanzloser Leichenblick, heftete in schauerlicher Erstarrung auf dem Bilde ihres Sohnes.

Dieser neue Schlag beugte den ohnedies so sehr bekümmerten Gatten noch tiefer, und erschütterte seine Gesundheit in den innersten Fugen. Er ließ die geliebte Todte einbalsamiren, und in eine Gruft, über der er eine Kapelle erbauen ließ, einsenken. Auf einem ernsten Postamente stand hier der Sarg, der mit einem Schlüssel geöffnet werden konnte.

Als das geschehen, entließ der Major auch jene Diener, die er nach dem Verkaufe seines Hauses noch beibehalten hatte, und nahm nur François und dessen Weib und Kinder zu sich. Auch der Hofmeister, der nun kein Amt mehr zu verwalten hatte, kehrte trauernd nach Paris zurück. Nur Merville konnte sich von seinem Wohlthäter nicht trennen. War für die Ausübung seiner Pflichten dieses abgelegene Landgut des Majors in Betracht des Gewinnes, nicht vortheilhaft, so fanden sich doch bald Viele die an schweren Bedrückungen ihres Rechtes litten, dort ein, und Merville, der im echten Sinne des Wortes ein Vertreter der Menschenrechte war, erwarb sich bald einen ausgezeichneten Ruf. Wer Unrecht hatte, dem sagte er es ohne Rückhalt geradezu in's Angesicht, und bestrebte sich, solch einen Hartnäckigen, von einem widerrechtlichen Anstreiten durch Vernunft- und Religionsgründe abzubringen. Nicht, wie bei vielen seiner Collegen, mußte sich bei ihm der Arme scheuen, sein Zimmer zu betreten. Nie verlangte er, um einer Arbeit sich ernstlich anzunehmen, für den Unbemittelten oft unmögliche Vorschüsse, und vertheidigte oft den geringen Mann gegen hochgestellte Reiche. Nicht, wie man es zuweilen bei schmutzigen Advokaten sieht, sah man bei ihm sogenannte reiche Prozeßkrämer, mit der Vertraulichkeit des Einverständnisses sich ihm nähern, wie auch keiner seiner Schreiber von irgend einer Partei Geld an-

nehmen durfte. Er stellte seine Leute so, daß sie ordentlich bestehen konnten, und zeigte ihnen, nur wenn es sein mußte, den Herrn.

Die Rechtlichen nannten seinen Namen mit Ehrfurcht; doch dem betrügerischen Wucherer und Jenen, die alle ihre Schändlichkeiten stets durch Geld auszugleichen gewohnt waren, klang er wie eine ernste Posaune des Weltgerichtes zum Gehöre. Ja, selbst viele seiner Collegen denen er schon mehr oder minder Beweise seines Talentes und seiner Rechtlichkeitsliebe gegeben hatte, vertraten nur ungerne gegen ihn eine Partei. Die Gerichtshöfe hatten Achtung vor ihm, und selbst bei Hofe sprach man nicht selten von dem geschickten, und edlen Rechtsanwalte. Mehr aber als an all' diesen Ehren, die ihm Hohe und Angesehene erwiesen, lag ihm an der Meinung der Armen, der Wittwen und Bedrängten, die ihn ihren Rath nannten. In mancher Familie vergaß man nicht, wenn man das Abendgebet betete, auch für das Wohl des edlen Merville, der auch nach Kräften den Armen mittheilte, den Himmel anzuflehen. Dieses Bewußtseyn ging ihm höher als Rang und Reichthum und wenn zuweilen Henri's ehemaliger Hofmeister ihn auf dem Landgute des Majors besuchte, so gab er ihm mit Freuden von seinem Wirken Rechenschaft. Solch eine Stunde der Erholung that ihm recht wohl, denn er achtete den Hofmeister als einen streng rechtlichen Mann, und sah mit innerm Vergnügen, daß dieser mit seiner Handlungsweise vollkommen zufrieden sei.

Jedesmal kam dann auch die Sprache auf den unglücklichen Henri, der seiner, ihn allzusehr liebenden Mutter ein frühes Grab bereitet hatte. „Ich fürchte" sagte

dann stets der Hofmeister, „daß der gute Herr Major ihr bald in die Grube nachfolgen wird.“

„Das fürchte auch ich,“ sprach Merville dann recht traurig; denn der Major wurde wirklich mit jedem Mondeswechsel hinfälliger. So sehr sich Merville und der ehrliche François auch mühten, den guten Herrn zu zerstreuen und seine Gedanken von der bösen Vergangenheit abzuleiten, so gelang es ihnen doch nicht, dem Gebeugten nur ein Lächeln abzugewinnen. Er mied alle geselligen Vergnügen, und war am liebsten in der Gruft, wo seine heimgegangene Gattin im Schreine schlief. Oft öffnete er den Sarg und blickte stundenlange unverwandt in die ernsten Leichenzüge.

Unter solchem Treiben, waren zwei Jahre verflossen, doch ehe die Gräser und Blüthen des dritten Jahres erschienen, ruhte auch der Major von Gram und Leid getödtet neben seiner Gattin in der Gruft. Sterbend hatte er noch einmal seinem Sohne vergeben, und für sein Seelenheil zum Himmel gebetet, dann hauchte er in den Armen Merville's und François's, gottergeben und als Christ, zu dem Uebergange in die Ewigkeit vorbereitet, seine Seele aus.

Derselbe Anatom, der die Hülle der Majorin, durch medizinische Präparate vor Verwesung schützte, verfuhr auch mit seiner Leiche nach Merville's Willen auf gleiche Weise; denn der trauernde junge Mann ehrte zu sehr seinen Wohlthäter, als daß er sich dessen, wenn auch schmerzliches Anschauen versagen mochte. Er ließ ihn daher in einen Sarg, der ebenso wie jener seiner Gemahlin verfertigt war, legen, und die Schlösser so einrichten, daß beide ein und derselbe Schlüssel öffnete.

Als das Gericht nach der üblichen Zeit das Siegel von dem Testamente löste, sah sich Merville, eine kleine Summe ausgenommen, welche die Güte des Verblichenen dem treuen François zugewendet hatte, als Universalerbe eingesetzt. War das Vermögen des Verstorbenen durch die letzten bösen Stürme auch sehr geschmolzen, so war doch das, was er noch außer dem Landgütchen besaß, für einen klugen Wirthschafter, wie Merville es war, der außer dem Verlangen den Armen nach Kräften unter die Arme zu greifen, nur wenige Bedürfnisse kannte, immer noch sehr bedeutend. François, den alten ehrlichen Graubart, der auf dem Landgütchen sich sehr behaglich fühlte, wollte er nicht entfernen, und da der noch immer rüstige Mann in der Pflege der Gärten und der Obstbäume wie in der Wirthschaft des Feldbaues sehr bewandert war, so ernannte er ihn zu seinem Verwalter. Auf nützliche Weise vergrößerte Merville nach und nach durch den Ankauf vieler Grundstücke das Landgut. In allem, was er unternahm, war der Segen des Himmels nicht zu verkennen, so, daß er schon in ein paar Jahren den einfachen Landsitz in eine Gutsherrschaft umgewandelt hatte. Das „Gott vergelts,“ das ihm oft manche Wittwe und Waise, wie mancher Arme, unter Thränen des Dankes zugerufen hatte, ging sichtlich in Erfüllung; denn ohne absichtliche Rechnung sich zu bereichern, war er bald zu einem recht wohlhabenden und angesehenen Manne emporgestiegen. Je mehr ihm dieser Segen einbrachte, um so freigebiger war er gegen Dürftige, und unterzog sich nur selten mehr einer andern Arbeit, außer wo es galt, die Sache widerrechtlich Gedrückter zu fördern. Er hatte erreicht, was er wollte, und war im rechten Sinne des Wortes ein Anwalt und Rath der Armen geworden.

Anders hatte sich Henri's Schicksal gewendet. Sein Weg nach Spanien war ein recht trüber, und erst als fern am Horizonte einem bläulichen Gewölke ähnlich, die Höhenzüge der Pyrenäen auftauchten, klopfte ihm das Herz lauter, und in seiner Brust, die sich hoch hob, regten sich große, unendliche Gefühle. Unverwandt blickte er auf die Gebirge, auf jene unvergänglichen Zeugen der Heldenthaten des tapfern Völkchens hin, mit dessen siegreichen Schaaren er sich nun bald vereinigen sollte. Jung und unerfahren, den Kopf mit schwärmerischen Bildern angefüllt, und das Blut warm, träumte er von Kampfeslust und hohen Kriegesthaten, die er bald auszuführen gedachte. Er träumte von überreicher Beute, die ihm zweifelsohne werden müsse, und wünschte sich Flügel, um rascher den verhängnißvollen Ort bewegter Kämpfe und Gefahren zu erreichen. Er glaubte, daß er bald zu Reichthümern gelangen werde, und fröhlichen Muthes sah er schon dem Augenblicke entgegen, wo er die verschwendete Summe seinen bekümmerten Eltern zurückschicken, und sie gleichzeitig benachrichtigen könne, welch' eine hohe Offiziersstelle er bereits begleite.

Unter solchen Gedanken, die den Geist, wie das Blut erhitzen, dachte der unselige Abenteurer nicht an die so bittern Erfahrungen, an die schmerzlichen Enttäuschungen, die seiner harrten; denn die Phantasie zeigte ihm die Zukunft in jenen lieblichen Farben, mit denen sie so gerne ihre Kinder schmückt, ohne jedoch die finstern Schatten zuzulassen, die nur zu oft ihre reizende Erzeugnisse in Thränen des tiefsten Schmerzens, folternder Reue, und des namenlosesten Jammers ersäufen.

Mit solchen Gefühlen in der Brust, schloß er sich, an dem ersehnten Ziele seiner Reise endlich angelangt,

jenen kühnen Männern an, die von ihren Gebirgen herab, den Riesenkampf gegen die erdrückenden Waffen ihres undankbaren Königs, Ferdinand VII. bestanden. In unsterblichen Heldenkämpfen hatten sie diesem Regenten das Land geschirmt, doch als er sie statt des Dankes auf das furchbarste zu tyrannisiren begann, so kehrten die, die für ihn geblutet, die Waffen gegen ihn. Ihre Festigkeit und Standhaftigkeit schien unbeugsam. Kugeln und Schwert, Gift und Dolch, selbst die grausamsten Hinrichtungen konnten ihren Muth nicht erschüttern, und mit spartanischer Strenge erduldeten sie all' das über sie verhängte Elend. Auch raffte das Nervenfieber viele ihrer Tapfern in großer Anzahl hinweg.

So hatte sich Henri die Verhältnisse in Spanien nicht gedacht, und seine Träume von wohlbesetzten Tafeln, von feurigem spanischen Weine, und von dem in alten Gemäuern aufgehäuftem Golde, das die Sieger nur nach Belieben einzustecken brauchten, sah er jetzt wie Nebelbilder schwinden. Auch die Tapferkeit der Ausländer wurde nur wenig beachtet, weßhalb er bald einsah, daß in diesem Lande, wo blutige Gräuel die Parteien zerfleischten, für ihn keine Lorbeeren zu holen seien. Er mußte oft ungeheures Elend erdulden, und fing nun auch an einzusehen, daß das Sprichwort: „bleibe im Lande und ernähre dich redlich," eine gar ernste Wahrheit enthalte. Recht hart nahm ihn jetzt das Leben in die Schule; denn Gott, der durch seine Engel alle Thränen unglücklicher Eltern, die diese von ihren Kindern gekränkt, über sie weinen, in dem großen Thränenkruge der Vergeltung sammeln läßt, will, daß Der, über den sich seine Eltern zu Tode grämen, sein Leben lang geängstigt sei. Er wird umkommen, ehe seine Tage

Anders hatte sich Henri's Schicksal gewendet. Sein Weg nach Spanien war ein recht trüber, und erst als fern am Horizonte einem bläulichen Gewölke ähnlich, die Höhenzüge der Pyrenäen auftauchten, klopfte ihm das Herz lauter, und in seiner Brust, die sich hoch hob, regten sich große, unendliche Gefühle. Unverwandt blickte er auf die Gebirge, auf jene unvergänglichen Zeugen der Heldenthaten des tapfern Völkchens hin, mit dessen siegreichen Schaaren er sich nun bald vereinigen sollte. Jung und unerfahren, den Kopf mit schwärmerischen Bildern angefüllt, und das Blut warm, träumte er von Kampfeslust und hohen Kriegesthaten, die er bald auszuführen gedachte. Er träumte von überreicher Beute, die ihm zweifelsohne werden müsse, und wünschte sich Flügel, um rascher den verhängnißvollen Ort bewegter Kämpfe und Gefahren zu erreichen. Er glaubte, daß er bald zu Reichthümern gelangen werde, und fröhlichen Muthes sah er schon dem Augenblicke entgegen, wo er die verschwendete Summe seinen bekümmerten Eltern zurückschicken, und sie gleichzeitig benachrichtigen könne, welch' eine hohe Offiziersstelle er bereits begleite.

Unter solchen Gedanken, die den Geist, wie das Blut erhitzen, dachte der unselige Abenteurer nicht an die so bittern Erfahrungen, an die schmerzlichen Enttäuschungen, die seiner harrten; denn die Phantasie zeigte ihm die Zukunft in jenen lieblichen Farben, mit denen sie so gerne ihre Kinder schmückt, ohne jedoch die finstern Schatten zuzulassen, die nur zu oft ihre reizende Erzeugnisse in Thränen des tiefsten Schmerzens, folternder Reue, und des namenlosesten Jammers ersäufen.

Mit solchen Gefühlen in der Brust, schloß er sich, an dem ersehnten Ziele seiner Reise endlich angelangt,

jenen kühnen Männern an, die von ihren Gebirgen herab, den Riesenkampf gegen die erdrückenden Waffen ihres undankbaren Königs, Ferdinand VII. bestanden. In unsterblichen Heldenkämpfen hatten sie diesem Regenten das Land geschirmt, doch als er sie statt des Dankes auf das furchbarste zu tyrannisiren begann, so kehrten die, die für ihn geblutet, die Waffen gegen ihn. Ihre Festigkeit und Standhaftigkeit schien unbeugsam. Kugeln und Schwert, Gift und Dolch, selbst die grausamsten Hinrichtungen konnten ihren Muth nicht erschüttern, und mit spartanischer Strenge erduldeten sie all' das über sie verhängte Elend. Auch raffte das Nervenfieber viele ihrer Tapfern in großer Anzahl hinweg.

So hatte sich Henri die Verhältnisse in Spanien nicht gedacht, und seine Träume von wohlbesetzten Tafeln, von feurigem spanischen Weine, und von dem in alten Gemäuern aufgehäuftem Golde, das die Sieger nur nach Belieben einzustecken brauchten, sah er jetzt wie Nebelbilder schwinden. Auch die Tapferkeit der Ausländer wurde nur wenig beachtet, weßhalb er bald einsah, daß in diesem Lande, wo blutige Gräuel die Parteien zerfleischten, für ihn keine Lorbeeren zu holen seien. Er mußte oft ungeheures Elend erdulden, und fing nun auch an einzusehen, daß das Sprichwort: „bleibe im Lande und ernähre dich redlich," eine gar ernste Wahrheit enthalte. Recht hart nahm ihn jetzt das Leben in die Schule; denn Gott, der durch seine Engel alle Thränen unglücklicher Eltern, die diese von ihren Kindern gekränkt, über sie weinen, in dem großen Thränenkruge der Vergeltung sammeln läßt, will, daß Der, über den sich seine Eltern zu Tode grämen, sein Leben lang geängstigt sei. Er wird umkommen, ehe seine Tage

voll sind, und seine Zweige werden verdorren. Seine Traube wird wie ein Weinberg sein, der verletzt worden in erster Blüthe, und wie ein Oelbaum, der abwirft seine Blüthen. Das steht in dem heiligen Testamente geschrieben, das auch von dem Gottlosen sagt: „wie ein Traum entfleucht, wird er nicht gefunden; er wird vorübergehen wie ein Nachtgesicht. Seine Hoffnung ist wie Staub vom Winde zerstreut; wie dünner Schaum, den der Sturm hinwegführt."

Diese Wahrheiten bestättigten sich auf entsetzliche Weise an Henri, der schon als Knabe es gar oft für überflüssig hielt, Morgens und Abends zu Gott zu beten; der durch eine fehlerhafte Erziehung irre geleitet, immer tiefer sank, bis endlich das ernste: „bis hieher und nicht weiter," des langmüthigen, doch eben so gerechten Gottes, seinen sündhaften Ausschweifungen ein Ziel setzte. Die Zeit der Vergeltung war angebrochen, und Henri sah alle seine Träume und Hoffnungen, wie die heilige Schrift sagt, wie Staub im Winde sich zerstreuen. Sein Herz wurde nun zu einem beständigen Sitze des Mißvergnügens, zu dieser unheilbaren Auszehrung unserer Ruhe, und oft war er daran, sich das Leben zu nehmen. Doch der Gedanke an das Traumbild der Mutter und an die Worte des Engels, der da sagte: „Wohl hat der Mensch das schreckliche Vermögen sich zu verdammen, nicht aber das, sich zu vernichten," hielten ihn jedesmal von dieser Todsünde ab. Da beschloß er endlich, die nächste Gelegenheit, die sich ihm in das Vaterland zurück zu kehren böte, zu ergreifen, doch dazu gehörte Geld, und weil er dieses nicht besaß, so wollte er von nun an Alles aufbieten, um mindestens in den Besitz einer solchen Summe zu gelangen, die er zur Heimkehr brauchte.

Ein natürliches Ehrgefühl hatte ihn bis jetzt von Plünderungen abgehalten, jetzt aber schloß er sich zu diesem Zwecke, an verdorbene Gesellen an, die von allen Ländern herbeigeströmt waren. Bei dem ersten Streifzuge den diese verwilderte Bande in so niederer Absicht unternahm, erhielt Henri von einer heldenmüthigen Spanierin, die mit ihren Söhnen ihr Haus und ihre Habe vertheidigte, einen Schuß durch den rechten Arm. Die feindliche Kugel hatte ihm Muskeln und Nerven zerrissen, und das Bein so stark gesplittert, daß ihm ein Feldarzt, da sich auch der Brand mit gefräßiger Schnelle einstellte, schon nach einigen Stunden, ungeachtet seiner Bitten, den blutig verstümmelten Arm abnahm. Nach dieser so schmerzlichen Operation lag der Unglückliche über einen Monat in einem erbärmlichen Lazarethe. Oft flehte er hier den Himmel um seine baldige Auflösung an; doch der gütige Gott, der den schweren Sünder noch hier auf Erden einen großen Theil seiner Schuld abbüßen lassen, und ihn endlich zur Erkenntniß führen wollte, ließ ihn gesunden. Es blieb ihm nun nichts als der Bettelstab, an dem er, für den Dienst des Soldaten untauglich, als Krüppel nach dem Vaterlande heimkehrte.

Bleich und abgemagert, in zerrissenen Kleidern und mit wunden Füßen, langte er nach unsäglichen Leiden und Mühseligkeiten, dort, und in Paris an. Seine Jugendkraft hatten die Stürme seiner Leidenschaften gebrochen. Seine Brust schmerzte ihn, und seine Kniee zitterten und schwankten, von der fast übermenschlichen Anstrengung. Als er so einem wandelnden Gespenste gleichend, dem ein strenges Gericht die Ruhe versagt, hinwanderte, ging ein ehemaliger Diener seines Vaters, an ihm vorüber, der von seiner Jammergestalt zum Mit-

leiden gestimmt, in die Tasche griff, und ihm eine Silbermünze in die Hand drückte. Henri stand wie erstarrt vor ihm, und der Bediente, der keine Ahnung hatte, daß er in dem unglücklichen spanischen Soldaten den Sohn seines ehemaligen Herrn beschenke, wußte nicht, warum ihm der Fremdling für seine Gabe nicht danke. Er hielt ihn für geistesirre, und ging kopfschüttelnd die Straße entlang. Henri ließ das Geldstück in die Tasche gleiten, und förderte, indem Thränen in seine Augen traten, nach Kräften seine Schritte.

An dem Hause angelangt, in welchem man noch vor einigen entschwundenen Jahren auf seine Winke, wie auf das Kommando eines hohen Offiziers geflogen war, pochte ihm stürmisch das bange Herz. In einem Zustande, dem des verlornen Sohnes gleich, kehrte er endlich wieder, wie er dachte zu den Seinen zurück, und der Gedanke — wie wird man mich aufnehmen — zuckte mit kalten Schauern durch seine Seele. Nach langem Zagen bekämpfte er sein Schwanken, streckte die zitternde Hand nach dem großen vergoldeten Glockenzuge aus, und schellte an. Die Thüre öffnete sich, und ein ihm völlig fremdes Gesicht fragte in barschem Tone, was er wolle?

Henri verlangte nun zu dem Herrn Major von H . . . ." — da lachte ihm der unfreundliche Diener geradezu in's Gesicht, und meinte, den müsse er in einer andern Welt suchen. Henri erschrack, und als er nun auch erfuhr, daß seine Mutter gleichfalls, und zwar schon vor seinem Vater hinüber gegangen sei, so konnte er, von einem wüthenden Schmerze erfaßt, keinen Laut aus seiner Brust heraufbringen, die entzwei zu springen drohte. Krampfhaft faßten seine Hände, die Haare an, die verworren sein bleiches Gesicht umhiengen. Er stieß einen dumpfen

Schrei aus, und sank wie vernichtet in die Kniee. Der Bediente, der sich das Benehmen des spanischen Soldaten nicht zu deuten wußte, verwies ihm in rauher Art sein, unanständiges Gewinsel, wie er es nannte, und hieß in gehen. Gebeugt, und tief im Leben verwundet schleppte sich Henri auf seinen, ganz mit Blattern bedeckten Füßen, die ihn bei jedem Schritte schmerzten, hinweg, und ging planlos in das labyrinthische Gewinde der volkbelebten Strassen hinein. Doch bald ordneten sich seine Gedanken wieder und er wankte nach dem Gottes-Acker hin. Dort angelangt, klopfte er an die ernste Behausung der Todtengräber an, und fragte, als man ihm öffnete, nach der Grabstätte der Seinen. Da sagte ihm einer von den hier anwesenden Leuten, daß der Herr Major und seine Gemahlin nicht in Paris, sondern auf ihrem kleinen Landgütchen beerdigt worden seien. Dabei blickte der Mann recht trübe vor sich hin, und Henri, dem es schien, als könne ihm dieser Mann einigen Aufschluß über die letzten Geschicke der Seinigen geben, fragte ihn, an welcher Krankheit die Gatten denn in so kurzer Zeit gestorben seien. „Sie starben,“ sagte der Leichenhüter. „an einer und derselben Krankheit, — an Schmerz, Gram und Elend, das ihr einzig ungerathner Sohn über sie gebracht.“ Bei diesen Worten blickte der Mann recht finster ernst vor sich nieder, und sagte Henri nun in gedrängter Kürze, wie Die, nach welchen er gefragt, um den Wüstling von Sohn, der, statt seine Gläubiger zu zahlen, wiederholt eine sehr hohe Summe verspielt habe, nicht der allgemeinen Schande preis zu geben, ihr schönes Haus verkauft haben. „Der gute Herr Major zahlte Alles, was der Bube verschwendet hatte, bis auf den letzten Kreuzer, und zog sich auf sein

kleines Landgütchen, das er ankaufte, zurück. Hier starb zuerst aus Gram und Jammer die arme Mutter, die ihren schlechten Sohn aus zu großem Uebermaaß von Liebe verzogen haben soll. Der Major, gebeugt, und durch den Kummer plötzlich alt geworden, folgte bald der Heimgegangenen nach, und das Wenige, was er noch besaß, kam, so viel ich weiß, in fremde Hände.“

Als der Mann so geredet, nahm er von dem Wandschranke mehrere Todtenkränze hinweg, und wollte in den Leichensaal gehen, um dort die irdische Hülle einer jüngst verstorbenen Jungfrau zu schmücken. Henri war einem Schlaganfall nahe, und hätte er nicht deutlich gesehen, was um ihn vorging, so würde er geglaubt haben, daß ihn ein böser Traum ängstige.

„Was wurde denn aus dem elenden Sohne, der die Herzen seiner Eltern gebrochen?“ fragte einer dieser Männer den der zuvor gesprochen.

„Er verschwand spurlos,“ sagte dieser. „Man meint, er habe sich selbst entleibt. Sei dem auch wie ihm wolle,“ redete dann der Mann, „der strafenden Gerechtigkeit Gottes wird der Bösewicht hier oder dort gewiß nicht entgehen.“ Nach diesen Worten öffnete er eine hohe Flügelthüre, die in den Leichensaal führte, und verschwand mit seinen Blumen von trauriger Farbe unter Särgen und Todtengesichtern.

Henri hatte mehr als genug gehört. Ohne Gruß verließ er die dumpfe Stube dieser Leute und schlug, ohne ferner auf seine Ermüdung zu denken, den Weg nach der Seine ein. Unglückselige Gedanken beschliechen ihn wieder. Er hielt sich für unwürdig, länger zu leben, schalt sich den Mörder seiner Eltern, und hätte dem Blitze gedankt, der ihn spurlos vernichtet hätte. Schon wollte er

an Leib und Seele gleich ermattet, hinab in die rauschenden Wellen sinken. Da trat noch einmal ein warnender guter Geist zu ihm, und zeigte ihm das Traumbild seiner Mutter, zeigte ihm seine eigene verzweifelte Gestalt in diesem Bilde, wie sie sich die Vernichtung seines Daseins wünschte. Schaudernd flüchtete er von dem Ufer des Flusses hinweg, und kehrte, ohne zu wissen, was er dort wolle, in die Stadt zurück.

In quälenden Gedanken ging er dem ewigen Juden gleich, der nirgend Rast noch Ruhe fand, über den Platz, auf welchem sich die Riesenkirche Notre Dame erhebt. Orgeltöne drangen in majestätischer Weise aus ihren hochgewölbten Portalen, und Henri, der noch immer ohnmächtig gegen den Gedanken ankämpfte, der Verzweiflung, welcher immer mehr Raum in seiner Brust gewann, ging von den Orgeltönen angezogen, in mächtiger Aufregung in den hohen Dom.

Seit Jahren war dieß das erstemal, daß er wieder eine Kirche betrat. Ein heiliger Schauer überkam ihn, und bei dem Hinblicke auf viele fromme Gläubige, die hier mit gefalteten Händen und gesenkten Blicken zur Beichte gingen, regte sich auch in ihm das Verlangen, all seine Angst an das Herz eines würdigen Priesters zu legen und ihm seine Sünden zu bekennen. Jetzt war es auch das erstemal, daß er wieder betete, und die Thränen, die er jetzt weinte, floßen weder aus Furcht, noch aus verzagter Feigheit, sondern aus dem alleinigen Grunde tiefer inniger Reue. Bußfertig bereitete er sich zu dem Bekenntnisse seiner Sünden vor, und ging dann, von Schaam und Reue gebeugt, zu dem nächsten Beichtstuhle hin. Hier verweilte er lange, und mancher Blick der Ungeduld traf den spanischen Soldaten. Endlich erhob er

sich, und küßte die Hand seines ehrwürdigen Beichtvaters, dessen belehrender Zuspruch ihm Trost und Ueberzeugung in das schon verzagen wollende Herz gepflanzt. Sein ehevor so bleiches Gesicht war von dem Roth edler Empfindungen gefärbt, und das dumpfe Brüten der Verzweiflung, das, als er die Kirche betrat, so abschreckend aus seinen Zügen hervortrat, war jetzt sanfter, ergebender Ruhe gewichen. Wieder betete er, und gieng dann unter Thränen edler Rührung zu dem Tische des Herrn.

Nach langem, wüsten Sündenleben hatte er endlich die Gnade Gottes gesucht, und gefunden. Als ein ganz anderer Mensch verließ er Notre Dame, wo er nicht länger als eine Stunde verweilt hatte. Er erstaunte selbst über diese Umwandlung in seinem Gemüthe, und fühlte, daß das nicht ein Spiel des Zufalls, sondern das Werk der Religion, ihr Triumph — die Gnade Gottes sei.

Am Abende desselben Tages, langte er erschöpft auf dem Landgute an, das ihm der Todtengräber genannt hatte. Doch wer beschreibt seine Freude, als er in dem Ersten, der ihm hier entgegentrat, Karl Merville erkannte. Trotz seiner Verstümmlung und seines so sehr veränderten Wesens erkannte ihn doch der edle junge Mann auf den ersten Blick, und schloß mit einem Schrei freudiger Ueberraschung den Todtgeglaubten in die Arme. Auch der edle François, welcher auf Mervilles Ruf herbeieilte, weinte Thränen der innigsten Theilnahme, und wollte fast vor Angst vergehen, als jetzt Henri von dem Uebermaaße der Leiden; wie von der unverhofften Freude des Wiedersehens zu sehr ergriffen in Ohnmacht sank. Mit der innigsten Besorgniß brachte man ihn in ein weiches

Bett, in welchem er nach langem tiefem Schlummer wieder zum völligen Bewußtsein erwachte.

Die erste Frage, die er nun an Merville, der ihn keinen Augenblick verlassen hatte, stellte, war nach dem Begräbnißorte seiner Eltern. Dann fragte er auch, ob ihm diese vor dem Sterben wohl vergeben haben. Da erzählte ihm Merville mit schonender Berechnung für jetzt nur so viel, als er glaubte, daß er werde ertragen können, denn er fürchtete den ohnehin so sehr Erschöpften durch einen vollständigen Bericht über den Heimgang und die Leiden seiner Eltern zu tödten. Als aber einige Tage entschwunden waren und Henri sich zusehends erhohlte, so erzählte er ihm Alles getreu, bis in die kleinste Einzelnheit und beschwor ihn wie es die sterbende Frau Majorin ihm aufgetragen hatte, sein ganzes Wirken und Streben nur auf die Gründung und Erhaltung seines Seelenwerthes anzuwenden.

Henri, der bis jetzt noch keine Ahnung von der Größe der Leiden gehabt hatte, wie sie seine Eltern durch seine sündhafte Handlungsweise erdulden mußten, brach in lautes Weinen und Jammern aus, und begehrte, sogleich in die Gruft geführt zu werden, wo die todten Eltern in den Särgen lagen. Die Gegenvorstellungen Merville's, der ernstlich um ihn besorgt war, konnten ihn nicht mehr zurückhalten, nnd ehe einige Minuten vergingen, ertönte das Gruftgewölbe, in dem bis jetzt nur feierliche Stille gewaltet, von den herzzerreißenden Jammerlauten des von Reue zerknirschten Henri. Er kniete zwischen den geöffneten Särgen, und bat die Todten unter fast erstickenden Seufzern um Vergebung seiner ungeheuren Schuld. Merville, der hinter dem Klagenden stand, zerfloß gleichfalls in Thränen; doch bei all' den Schmerzen, die in

diesem ernsten Augenblicke seine Brust durchstürmten, fühlte er doch eine innige heilige Freude, weil die Güte Gottes den so tief Gesunkenen als aufrichtigen Büßer heimkehren ließ. Mit sanfter Gewalt mußte er endlich den so gewaltig Erschütterten aus dem Gruftgewölbe bringen, und als sich Henri auf dem für ihn eingerichteten Zimmer wieder gesammelt hatte, so erzählte auch er ihm Alles, was er seit seiner Flucht von Paris gelitten. Er theilte ihm auch das Traumbild seiner Mutter mit, und betheuerte, daß der Gedanke an dasselbe ihn allein oft verhinderte, Hand an sich selbst zu legen. Auch erzählte er ihm, welche Umwandlung eine Stunde zu Notre Dame in vertrauungsvollem Gebete hingebracht, in seinem Gemüthe bewirkt habe. „Als ich nach abgelegter Beichte, aus des Priesters Hand die heilige Hostie empfing,“ sagte Henri, „so durchströmte mich ein Gefühl, wie es nur ein Verschmachtender, wenn ihm plötzlich der Quelle labende Kühlung gereicht wird, empfinden kann. Ich fühlte, daß Gottes Gnade wieder in meinem Innern einziehe, und bin ich auch jetzt nichts weiter, als ein krüppelhafter Bettler, so kann ich doch dem Himmel nicht genug danken, daß er mich nach einem langen wüsten Irrgange, endlich den rechten Weg, — den Weg des Heils finden ließ.“

„O ihr Todten sehet herab!“ rief jetzt Merville in edler Begeisterung aus, und schloß den bleichen Henri mit einem Gefühle des höchsten Entzückens an seine fromme, edle Brust. „Du bist kein Bettler,“ sprach er dann herzlich zu ihm; „denn Alles, was ich besitze, verdanke ich einzig nur dem Vermächtnisse Deines Vaters, der Dich für todt hielt. Mit Freuden Henri, räume ich Dir jetzt die Besitzungen ein, die ich durch Gottes

Segen vergrößerte, und in best bewirthschaftetem Zustande Dir übergeben kann!" Henri schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt, und sagte „Freund ich fühle, daß ich nur eine kurze Zeit noch zu leben habe, und diese kurze Zeit will ich nach dem Gebote meiner verstorbenen Mutter allein dem Heile meiner Seele widmen. Gib mir daher nur ein Zimmer, denn ich gestehe offen, daß ich hier wo die Eltern heimgingen, mich am liebsten mit Gott und ihnen aussöhnen möchte." In traurigem Scherze setzte er noch hinzu: „ich werde Dir nicht lange lästig fallen."

Seine Ahnung betrog ihn nicht; denn kaum war ein Monat umgeflossen, während welchem er in frommer Demuth, gottergeben zu dem Uebertritt in eine bessere Welt sich vorbereitete, so hatte ihn der Tod mit den Eltern im Gruftgewölbe vereint.

So war denn der fromme Merville, der einst verwaist und hilflos über den St. Gotthard schritt, zu Ansehen und Vermögen gelangt, und der Schutzengel, der als der Heimatlose einst auf der Kreuzstraße dieses Berges am Wassersturze der schäumenden Reuß obdachlos schlief, schützende Wache bei ihm hielt, wich auch bis an das Ende seines segenwirkendes Lebens nicht von ihm.

Ein Jahr nach Henris Tod vereinte ihn des Priesters Segen mit einer edlen Jungfrau, die durch ihre fromme, umsichtige Wirthschaft, noch höheren Segen in das Haus brachte. In späteren Jahren, wo sich das Band des häuslichen Glückes immer inniger und erprobter um die Gatten geschlossen, erzählte er ihr oft seine trüben Jugendgeschicke. Auch kam, besonders wenn Henris rechtlicher Hofmeister, der Merville, so oft er nur konnte, besuchte, in dem trauten häuslichen Kreise saß, die Sprache auf den unglücklichen Henri, auf das Traumbild seiner aus Gram heimge-

diesem ernsten Augenblicke seine Brust durchstürmten, fühlte er doch eine innige heilige Freude, weil die Güte Gottes den so tief Gesunkenen als aufrichtigen Büßer heimkehren ließ. Mit sanfter Gewalt mußte er endlich den so gewaltig Erschütterten aus dem Gruftgewölbe bringen, und als sich Henri auf dem für ihn eingerichteten Zimmer wieder gesammelt hatte, so erzählte auch er ihm Alles, was er seit seiner Flucht von Paris gelitten. Er theilte ihm auch das Traumbild seiner Mutter mit, und betheuerte, daß der Gedanke an dasselbe ihn allein oft verhinderte, Hand an sich selbst zu legen. Auch erzählte er ihm, welche Umwandlung eine Stunde zu Notre Dame in vertrauungsvollem Gebete hingebracht, in seinem Gemüthe bewirkt habe. „Als ich nach abgelegter Beichte, aus des Priesters Hand die heilige Hostie empfing,“ sagte Henri, „so durchströmte mich ein Gefühl, wie es nur ein Verschmachtender, wenn ihm plötzlich der Quelle labende Kühlung gereicht wird, empfinden kann. Ich fühlte, daß Gottes Gnade wieder in meinem Innern einziehe, und bin ich auch jetzt nichts weiter, als ein krüppelhafter Bettler, so kann ich doch dem Himmel nicht genug danken, daß er mich nach einem langen wüsten Irrgange, endlich den rechten Weg, — den Weg des Heils finden ließ.“

„O ihr Todten sehet herab!“ rief jetzt Merville in edler Begeisterung aus, und schloß den bleichen Henri mit einem Gefühle des höchsten Entzückens an seine fromme, edle Brust. „Du bist kein Bettler,“ sprach er dann herzlich zu ihm; „denn Alles, was ich besitze, verdanke ich einzig nur dem Vermächtnisse Deines Vaters, der Dich für todt hielt. Mit Freuden Henri, räume ich Dir jetzt die Besitzungen ein, die ich durch Gottes

Segen vergrößerte, und in best bewirthschaftetem Zustande Dir übergeben kann!" Henri schüttelte schmerzlich lächelnd das Haupt, und sagte „Freund ich fühle, daß ich nur eine kurze Zeit noch zu leben habe, und diese kurze Zeit will ich nach dem Gebote meiner verstorbenen Mutter allein dem Heile meiner Seele widmen. Gib mir daher nur ein Zimmer, denn ich gestehe offen, daß ich hier wo die Eltern heimgingen, mich am liebsten mit Gott und ihnen aussöhnen möchte." In traurigem Scherze setzte er noch hinzu: „ich werde Dir nicht lange lästig fallen."

Seine Ahnung betrog ihn nicht; denn kaum war ein Monat umgeflossen, während welchem er in frommer Demuth, gottergeben zu dem Uebertritt in eine bessere Welt sich vorbereitete, so hatte ihn der Tod mit den Eltern im Gruftgewölbe vereint.

So war denn der fromme Merville, der einst verwaist und hilflos über den St. Gotthard schritt, zu Ansehen und Vermögen gelangt, und der Schutzengel, der als der Heimatlose einst auf der Kreuzstraße dieses Berges am Wassersturze der schäumenden Reuß obdachlos schlief, schützende Wache bei ihm hielt, wich auch bis an das Ende seines segenwirkendes Lebens nicht von ihm.

Ein Jahr nach Henris Tod vereinte ihn des Priesters Segen mit einer edlen Jungfrau, die durch ihre fromme, umsichtige Wirthschaft, noch höheren Segen in das Haus brachte. In späteren Jahren, wo sich das Band des häuslichen Glückes immer inniger und erprobter um die Gatten geschlossen, erzählte er ihr oft seine trüben Jugendgeschicke. Auch kam, besonders wenn Henris rechtlicher Hofmeister, der Merville, so oft er nur konnte, besuchte, in dem trauten häuslichen Kreise saß, die Sprache auf den unglücklichen Henri, auf das Traumbild seiner aus Gram heimge-

gangenen Mutter, wie auch auf jene Stunde, wo sich zu Notre Dame die Gnade des Herrn wieder zu dem Reuigen gewendet.

Daß Gottesfurcht und reiner Wandel das höchste Gut sei, das der Sterbliche zur Erreichung seines Heiles in der Brust tragen könne, dieß wußte Karl Merville, an dem sich der Schutz des Himmels so sichtlich bethätigt, gar wohl. Deßhalb verwendete er bei der Erziehung seiner Kinder die höchste Sorgfalt auf die Veredlung der Seele, und als sie herangewachsen waren, rief er ihnen oft noch zu: Haltet fest an eurer Religion! Lasset euch durch falsche Worte nicht bethören; denn wie Gott, so sind auch seine Wahrheiten wie seine Kirche auf Erden, unveränderlich und die oft so undankbare Welt vermag mit ihrer ohnmächtigen Kraft diesen, allen Stürmen trotzenden Felsen weder zu erschüttern noch zu vernichten.

Wei

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ambach, Eduard <<von>>, / Stahl, Albert Alexander, / Wolf, ...

Das Traumbild der Mutter, oder eine Stunde zu Notre Dame ein Familiengemä
lde unserer Zeit, der reifern Jugend gewidmet

Augsburg 1846

Paed.pr. 115
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11019907-2